



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



49/2  
30

Subula  
2 v. 1 (1st of 2) "Silentium"  
Fragmenta 1st of 2 (210 pp)

[ 31101

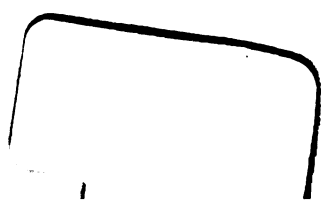
~~UNS 24 g. 2~~



CONFINED TO  
THE LIBRARY.

G Z 313 A. 1

560











# Conrad Ferdinand Meyers unvollendete Prosadichtungen

Eingeleitet und herausgegeben

von

Adolf Frey

Erster Teil:

Erläuterungen und Fragmente



---

1916

H. Haessel Verlag in Leipzig



---

Alle Rechte vorbehalten.  
Copyright 1916 by H. Haessel, Leipzig.

---



Buchdruckerei Berichthaus, Zürich.

## Dorwort

Dieses Buch enthält die unvollendeten nachgelassenen Prosadichtungen Conrad Ferdinand Meyers nebst den wenigen dazugehörigen Versuchen in gebundener Rede.

Zu ihrer Herausgabe veranlaßte mich vorwiegend ein Grund, der keinen andern veranlassen konnte: vermutlich ich allein noch unter allen Lebenden kenne aus dem Munde des Dichters oder seiner Schwester da und dort die Absichten, die er mit den Fragment gebliebenen Schöpfungen verband. Auch scheinen mir der persönliche Verkehr mit ihm und eigene künstlerische Erwägungen die Führung auf diesem Trümmerfeld zu erleichtern.

In seinem Buche „C. F. Meyer, Sein Leben, seine Werke, sein Nachlaß“ (1905) hat A. Langmesser einzelne der Bruchstücke bereits veröffentlicht. Er sagt: „Den Schluß des Ganzen bildet der literarische Nachlaß C. F. Meyers, den ich aus der Fülle des Vorhandenen mit von Kritik geleiteter Pietät ausgewählt habe.“

Meine Aufgabe besteht nicht in einer Auswahl, sondern in der Mitteilung sämtlicher Fragmente. Bloß die lückenlose Kette aller erhaltenen Entwürfe und Versuche deckt die eigentümliche Arbeitsweise des Dichters auf, seine wechselnden Ziele, den Reichtum seiner Pläne.

Von den meisten dieser Blätter vermittelt nur ein Facsimile die zureichende Vorstellung. Um im Druck wenigstens einigermaßen nachzukommen, setze ich das vom Dichter Gestrichene in eckige Klammern [], das über oder unter die Zeile Zugeschriebene in runde (). Sind diese Zusätze durchgestrichen, so stehen sie in runden und eckigen Klammern ( []). Ist die Streichung durch untergesetzte Punkte wieder aufgehoben, so ist ein  $\delta$  zugefügt. Es bedeutet also z. B.: ([herb])  $\delta$ : C. F. Meyer hat das Wort herb über (oder unter) die Zeile geschrieben, dann gestrichen und schließlich durch untergesetzte Punkte wieder hergestellt.

Eine hochherzige Spende hat die Facsimilierung sämtlicher Fragmente und damit dem Leser auch die Kontrolle aller vorgekommenen Les- und Schreibfehler ermöglicht, die ich übrigens am Schlusse des Bandes zusammenstelle. Nicht vermerkt sind dort die ganz wenigen

Fälle, wo eine vom Dichter gebrauchte Klammer mit einer von mir angewandten zusammenfällt. Im Anhang sind die vom Dichter hier und da für szenische Angaben gesetzten Klammern durch gebrochene (<>) wiedergegeben. Infolge Versehens bei der technischen Reproduktion erscheinen einige vom Dichter gestrichene Worte im Facsimile als nicht gestrichen.

Die wiedergegebenen Blätter sind nicht Vorstufen der fertigen und gedruckten Werke C. F. Meyers, nicht Varianten, Abfälle, vergessene Reste derselben. Sie sind die Arbeiten, an denen er sich bis zum letzten Augenblick der Schaffensfähigkeit abgemüht hat, oftmals, wie gewisse Schreiberversehen zeigen, bis zur völligen Ermüdung. Über ihnen ist er zusammengebrochen. Darum aber erstrebte ich ein möglichst deutliches und vollständiges Bild dieses Nachlasses und ließ auch facsimilieren, was der Dichter seiner Schwester oder dem Sekretär von diesen Fragmenten diktierte oder was er ihnen abzuschreiben auftrug, gleichviel, ob er dann eigenhändig Korrekturen hineinsetzte oder solche hineindiktierte oder nicht. Ich denke mir, daß dieses Sichtbarmachen des Nachlasses, das sozusagen optisch Erfaszbare dieser Eingänge und Anfänge namentlich auch für Seminarübungen nützlich und ersprießlich sein dürfte. —

Ich suchte nach den Quellen, die dem Dichter die Idee, die Anregung boten, und nach den andern, die er für die Ausführung beriet. Selbstverständlich fällt alle historische Literatur außer Betracht, die ihm nach Maßgabe ihres Erscheinens noch nicht vorgelegen haben kann oder, wenn schon vorhanden, von ihm nachweisbar oder höchst wahrscheinlich nicht eingesehen wurde.

Ich trachtete danach, auf Grund schriftlicher und mündlicher Mitteilungen, sowie namentlich der erhaltenen verschiedenen Fassungen selbst, das Wachstum der Dichtungen und die für ihre Wandlungen entscheidenden künstlerischen Erwägungen zu erkennen. Daß ich dabei auf dieses und jenes geriet, was mir die Erkenntnis von C. F. Meyers Kunst und Wesen überhaupt zu fördern scheint, brauche ich hier wohl nicht im Einzelnen zu berühren. —

Der Abschnitt über den Komtur erschien 1914 in der „Festgabe zur Einweihung der Neubauten der Universität Zürich“. Die ein halbes Jahr nachher mir möglich gewordene Kenntnis des Fragments „Aurea“ veranlaßte eine Reihe von Zusätzen und Retouches. Langmesser hatte allerdings das Fragment schon in Händen gehabt, sich aber so undeutlich darüber geäußert, daß ich nicht auf das Vorhandensein dieses Bruch-

stückes schloß. Er sagt S. 160: „Es sind die Fragmente, die seinen dichterischen Nachlaß ausmachen: „Der Komtur“ Schmid von Küssnacht, dem er auch in einer Novelle „Aurea“ ein Denkmal setzen wollte.“ Diese Auslassung führt zweifach irre: denn einmal blieb es nicht bei der bloßen Absicht einer Aurea, sondern es wurde ein Anfang davon ausgeführt; sodann ist dieser Anfang nichts anderes als ein Versuch mit dem Komtur selbst.

Noch stärker als die Arbeit über diesen wurde, nachdem ich inzwischen einen Einblick in den gesamten Nachlaß des Dichters erhalten, die 1901 in der „Deutschen Rundschau“ über Petrus Vinea veröffentlichte und ausgestaltete. Gerade hier verursachte die Zahl und Beschaffenheit der Fragmente vielfache Erwägungen der mutmaßlichen und der nachweisbaren Umbildungen des Stoffes. —

Es ist lehrreich, neben den Bruchstücken der unvollendeten (und daher vom Dichter nicht veröffentlichten) Werke auch kennen zu lernen, was sich von abweichenden, frühern Fassungen einzelner Partien der vollendeten, gedruckten Schöpfungen erhielt: aus der Richterin, aus der Hochzeit des Mönchs, aus der Angela Borgia. Ich stelle diese Reste im Anhang zusammen. —

Ich sage meinen herzlichsten Dank dem ungenannt sein wollenden Spender und Frau Camilla van Vloten, der Tochter C. F. Meyers, die mir Jahr und Tag die Manuskripte anvertraute und die Druckerlaubnis erteilte. Ich danke meinem verehrten Kollegen Wilhelm Oechsl, der mir bei der Ausdeutung der historischen Kapitelüberschriften im „Dynasten“ an die Hand ging.

Adolf Frey.

Sommer 1916.



# Inhalt

	Seite
Einleitung . . . . .	1
Der Komtur . . . . .	12
Der Dynast . . . . .	37
Petrus Vinea . . . . .	88
Die sanfte Klostersaufhebung . . . . .	201
Der Gewissensfall (Duno Duni) . . . . .	232
Der Entschluß der Frau Laura . . . . .	257
Pseudosidor . . . . .	261
Der Schrei um Mitternacht . . . . .	266
Anhang . . . . .	268
Korrigenda . . . . .	301

---



## Einleitung.

In C. F. Meyers Nachlaß erwartet man sorgfältige Aufrisse und Grundrisse, Gedanken und Bemerkungen über die Vortheile und Schwächen seiner Stoffe, ungefähr so, wie sie Schiller über seinen Demetrius und sonst zu Papier brachte, Skizzen, Entwürfe und Versuche aller Art und nicht zuletzt ansehnliche Bündel Studien und Materialsammlungen.

Statt dessen findet sich außer wenigen Resten früherer Fassungen sozusagen nichts als Anfänge und Variationen solcher Anfänge, meist sehr geringen Umfangs: Drei Verzeichnisse von Kapitelüberschriften zum Dynasten, eine mutmaßliche Szenentafel zum Vinea und zwei, drei Blätter mit geschichtlichen Exzerpten, nicht einmal vom Dichter selbst, sondern in seinem Auftrag vom Sekretär angefertigt.

Das Korrigiert die landläufige, auch bei Dichtern im Schwange gehende Ansicht, C. F. Meyer habe mit ausgiebigem Material, mit reichen Fundamentierungen und weitverzweigten Gerüsten gearbeitet, ehe er die Ausführung wagte.

Er selbst hat sich wiederholt gegen die Vorstellung verwahrt, als ob er reiche und tiefgrabende historische Studien treibe. Wenn er freilich Carl Spitteler schreibt, er habe nie sogenannte „Vorstudien“ gemacht, so ist das nur bedingt richtig. Mag er gewiß, wie er im nämlichen Briefe berichtete, die Conquête Thierrys, die er allerdings genau kannte, für den Heiligen nicht berührt und nach einer mit gegenüber gethanen Äußerung für die Richterin so gut wie nichts gebraucht haben, der Dynast und Vinea nötigten ihn, sich kräftig und wiederholt in die Vorlagen einzulassen.

Schwerer als diese Dinge, die sich schließlich nach der Beschaffenheit des Stoffes und nach der darüber vorhandenen Literatur entscheiden, wiegt der Umstand, daß C. F. Meyer in der Regel seine Quellen nicht schriftlich auszog, daß er selten Stellen herausnotierte, sondern das Material ohne solche Hilfe im Kopfe behielt und verarbeitete. Das erinnert einigermaßen an Böcklin, der die benötigten Objekte meistens nur intensiv betrachtete, ohne sie zu zeichnen und zu malen, und der die angefertigten Studien wieder vernichtete, um nicht von ihnen



abhängig zu sein. Es erklärt aber auch, daß C. F. Meyer sich unter Umständen veranlaßt sah, das Studium der Quellen zu wiederholen, wenn er ernstlich an die Arbeit wollte. So hat er die zwei Bände von Raumers Hohenstaufen, die von Friedrich II. handeln und die er schon 1881 und 1882 durchgeackert hatte, 1888 und 1889 abermals von der Zürcher Stadtbibliothek entliehen. Auch brachte er Gedanken und Bedenken über seine Stoffe, Einfälle und gelegentlich aufschließende Einzelformulierungen und Wendungen nicht zu Papier und erledigte Rechenchaftsablagen und Metamorphosen seiner Arbeit ohne Beihilfe der Feder. Die nahm er erst zur Hand, wenn er den Anfang des Werkes zur Niederschrift reif erachtete.

Seine Kunstvollendung, der große Stil bringen den Gedanken nahe, seine endgültigen Niederschriften seien nur auf Grund sorgfältiger Skizzen, die alles Einzelne festlegten, vollzogen worden und bildeten eigentlich nur die Fixation einer in allen Punkten schon vorher abgemessenen und bestimmten Konstruktion, die er häufig und peinlich ergänzt und vervollkommnet habe. Überhaupt trifft man häufig auf die Ansicht, er habe nur rückweise und unter erheblichen Anstrengungen produziert und nicht eigentlich aus dem Vollen geschöpft.

Das ist im Wesentlichen unrichtig. Er war in der Regel weit davon entfernt, bei Beginn der Niederschrift über alle Einzelheiten, ja auch nur über alle Hauptfachen des Werkes schon im Reinen zu sein. Wenn er einmal Friedrich von Wyß klagt, er zerdenke sich den Kopf an seinen Stoffen, so bezieht sich das auf die Organisation dieser Stoffe, auf die Führung und Vertiefung der Motive, auf die Fassung der Fabel, nicht aber auf die Ausführung. Denn Organisation und Ausführung sind zwei verschiedene Dinge. Die erstere muß durchschnittlich, im großen Ganzen wenigstens, im Blei sein, ehe die zweite einsetzt, was natürlich nachträgliche einschneidende Änderungen nicht ausschließt<sup>1)</sup>. Sehr oft

<sup>1)</sup> Ein aufschlußreiches Beispiel von Unklarheit in diesen Dingen bietet Gustav Kettner in der Einleitung zu Schillers dramatischem Nachlaß, Band I, S. XXXII: „Bisher sahen wir Schiller noch etwas mühsam mit seinem Stoffe ringen. Seine Phantasie ist gleichsam noch in den Fesseln der Überlieferung befangen. So konsequent sie dieselbe dem Zwecke des Dramas gemäß ausgestaltet, der kombinierende Verstand überwiegt, und das Schaffen erscheint zum Teil mosaikartig. Die Exposition seiner Dramen machte ihm, wie er wiederholt klagt, die größten Schwierigkeiten. Seine Arbeitshefte, besonders das Waste-book, gewähren einen Einblick in die Mühen seiner Arbeit, der mitunter fast peinlich wirken könnte, wenn man nicht zugleich die nie ermattende Energie usw.“

bildet die Organisation das mühevollere Geschäft, das mehr Kraft und Zeit verschlingt als die Ausführung — auch beim Maler. Albert Welti 3. B. hat rund zwanzig Jahre der endgültigen Form seines Auszugs der Penaten nachgetastet und nachgegraben. Die Ausführung ging dann verhältnismäßig rasch vonstatten. Ein Szenarium, die Skizze einer Handlung kann mehr Arbeit verursachen als hundert Seiten Ausführung.

Alle wirkliche Kunst stilisiert. Der Monumentalstil scheint es nur in viel höherem Grade zu tun, weil er sich mehr von der Wirklichkeit entfernt und überhaupt das Meiste, was die Wirklichkeit, der Alltag oder das dem Alltag sich nähernde Leben bietet, nicht brauchen kann. Der Realist stilisiert unter Umständen nicht weniger, nur mit andern Mitteln und auf anderen Gebieten. Diese Arbeit der Umsetzung und Umordnung beim Realisten nimmt aber in der Regel nur ein Künstler wahr, während die des Monumentalisten auch den Laien und Dilettanten in die Augen springt.

Gottfried Kellers Martin Salander ist ein hervorragendes Kunstwerk, so sehr es nur Abschrift des nächstbesten Zürcher Milieus ungefähr aus dem Jahre 1880 zu sein scheint. Zwei Jahre hat Keller dieses Werk überdacht und überträumt, zwei Jahre hierauf daran geschrieben. In der nämlichen Zeit vollendete der nur um sechs Jahre jüngere Meyer seine Gedichtsammlung, schrieb Gustav Adolfs Pagen, das Leiden eines Knaben, die Hochzeit des Mönchs und die Richterin.

Er betonte mir gegenüber, wie sehr Heine im Kleinsten, einfachsten Lied stilisiere, und machte Louise von François aufmerksam auf Kellers „raffinierte Kunst im Einzelnen“. Er wehrte sich mehrfach für das Unmittelbare, Spontane und Intuitive seiner eigenen Hervorbringung. J. V. Widmann, dem 3. B. Kellers vollendete Kunstübung nur sehr teilweise aufging, hatte in einer Rezension von Hans Blums „Der Kanzler von Florenz“ die Bemerkung gemacht: „Jene besonders künstlich zubereiteten Wirkungen, die wir an Meyer bewundern müssen usw.“ Darauf entgegnete Meyer: „Sie glauben nicht, wie instinktiv ich gemeiniglich verfare, die Zügel dem Koffe und dieses den Weg suchen lassend. Mein starkes Stilisieren — wie es Gottfried Keller zwischen Tadel und Lob nannte — und meine besonders künstlich zubereiteten Wirkungen müssen mir im Blute stecken“ (15 Juni 1891). Und schon neun Jahre früher hatte Louise von François zu hören bekommen: „In der Wahl der Priorität der Kunstform meiner

Stoffe überlasse ich mich meinem Impuls, welcher mich sicherer führt als alle Überlegung" (27 Juli 1882).

Die Raschheit und Fülle seiner Produktion, die Tatsache, daß ihm eigentlich nur zwanzig Jahre gegönnt waren, die von 1870 bis 1890, beweisen zur Genüge, daß er nicht bloß in mehr oder minder umfangreichen Zwischenräumen und unter Anstrengungen, sondern in volle Speicher greifend arbeitete und daß es lediglich das Bedürfnis nach Änderungen war, das Stockungen und Ausschübe veranlaßte. Die Überbleibsel früherer Fassungen der Richterin und der Angela Borgia erbringen für dieses Bedürfnis vollgültige Zeugnisse, nicht minder die Fragmente des Nachlasses.

Er pflegte meistens vorn anzufangen, in gerader Linie bis zum Schlusse vorzurücken, diesen Entwurf dann durchzupflügen, je nach Erfordernis, und schließlich eine Reinschrift zu erstellen, d. h. am liebsten zu diktieren. Es war gewöhnlich nicht seine Art, einzelne Partien vorwegzunehmen und probeweise auszuführen. Zum Dynasten finden sich geringfügige Anfänge eines mittlern und des letzten Kapitels. Möglicherweise wollte er, da er dem Stoff und seiner eigenen erschütterten Kraft einigermassen mißtraute, sich über den nötigen Effekt des Schlusses vergewissern, dessen idyllischer Habitus gegen die Kriegsharnische und Kampfgebärden der früheren Geschehnisse wohl abzuflauen drohte. Nur die ungehemmte Arbeit, die ungeahnten Erfindungen und unangemeldeten Einfälle, denen er Tür und Tor offen hielt, nicht eine ausgetastete, bröckchenweise zusammengeflaubte Mosaik vermochten ihm jene Freude, jene Erhebung zu gewähren, wovon er mit leuchtenden Augen sprach.

Der Nachlaß verrät eine Besonderheit seiner Arbeitsweise, auf die, so weit ich sehe, sonst keine Spur hinleitet: die größte Mühe verursachten ihm die Anfänge. Ein ausgeglichener Eingang von untadeliger Haltung, ein Schimmer der Kristallhellen, vornehmen Schreibart schien ihm erst Gewähr zu leisten für Seligen und Kunsthöhe seines Unternehmens. Ein paar vollendete Einleitungssätze bildeten ihm die unerläßliche Basis, von wo aus er mit gutem Gewissen weiter schritt. Es ist seltsam, aber wohl unbestreitbar: der hervorragende Stilist mußte Farbe, Haltung, Sangart eines neuen Werkes, die Tonart, in der er sich bewegen wollte, jedesmal erst wieder suchen.

Jedenfalls zählen diese Blätter zu den lehrreichsten Dokumenten eines großen Prosaisten.



Die Torst C. F. Meyers wecken die Frage: was ist ein poetischer Stoff wert? Diese Frage gehört ihrer Natur nach in die Poetik. Aber man sucht sie hier ebenso vergeblich wie bei Literaturhistorikern und Ästhetikern. Die Zünftigen registrieren wohl Schillers Klage über die unausrottbare prosaische Trockenheit der historischen Stoffe. Sie verzeichnen kaum Goethes aufschlußreiche Bemerkung über den Fund, den er mit dem Hermann und Dorotheamotiv getan. Aber anzufangen wissen sie damit nichts; und die unverhüllte Sehnsucht Gottfried Kellers nach dem herrlichen Motiv in Jeremias Gotthelfs Elsi, die seltsame Magd, verbirgt sich ihrem Gefühl.

Nicht selten lernen heutzutage Kunsthistoriker malen, um sich die Zugänge zum Verständnis der Maltechniken zu erobern. Begehrt man vom Literaturhistoriker etwas mehr Einsicht in Kunst und Handwerk des Poeten, so entgegnet er leicht, er wisse die Inkongruenz der Charaktere und Handlungen wohl zu konstatieren; es entgehe ihm nicht, wann in einem Stück eine Person unmotiviert auftrete, und er verstehe sich darauf, die Weltanschauung eines Dichters, die philosophischen Einschläge in seinem Werk und nicht minder die altruistisch-sozialen Einsprengungen und die Stammesbesonderheiten herauszudestillieren, von den Filiationen bis in den entlegensten Winkel der Weltliteratur und von der Handhabung des Philologischen jeder Sorte nicht zu reden. Serne spricht er mit Behagen vom heutigen Standpunkt der Literaturgeschichte, so daß man sich an Gottfried Kellers Worte erinnert fühlt: „Als die Naturwissenschaften eben wieder auf dem höchsten Gipfel standen“.

Das Rühmliche und Preisliche dieses Tuns uneingeschränkt zugeben, wird man doch nicht in Abrede stellen, daß gerade von dem, was einen wirklichen Dichter vor allem berührt und bewegt, was geradezu zu seinem Schicksal gehört, der Literaturhistoriker am wenigsten versteht: das ist ein brauchbares, gar wohl einziges Motiv und seine Tugenden und Eigenheiten. C. F. Meyer mahnte mich eines Tages: „Zu einem schönen Motiv muß man Sorge tragen wie zu seiner Seele“. Ein andermal klagte er, Shakespeare habe den Spätern alle großen Motive vorweggenommen. Und als er vor Kögel den Plan seines Dinea entfaltete, tat er sich etwas darauf zugute, daß hier der Schatten Shakespeares nicht überhänge.

Spiele aber der Stoff mit seinen Vorzügen und Mängeln bei den Dichtern eine so große Rolle, so wäre es wohl angezeigt, daß die

Literarhistoriker ihre Blicke mehr als bisher auf seine immanenten Kräfte zu lenken suchten, anstatt bei der alten und bequemen Anschauung zu verharren, daß der große Dichter aus jedem Stoff etwas Bedeutendes schaffe.

Wenn einer, so ist dieser Satz falsch. Sondern es gilt: was nicht im Keim in einem Stoffe liegt, was sich nicht organisch aus ihm herausentwickeln läßt, das vermag auch das größte Talent nicht in ihn hineinzubringen, wenigstens nicht als einen organischen Bestandteil hineinzubringen.

In der Regel wird sich der große Dichter im Stoff nicht ergreifen. Daß es doch geschieht, und zwar in einem Maße, daß er ihn liegen lassen muß, dafür ist kein Geringerer als Goethe mehrfach Zeuge. Wie schlagend formuliert er die Schäden des Nausikaamotivs, und wie lang währte es, bis ihm diese Einsicht aufging!

Zwischen dem unzureichenden Gegenstand, in dessen Wahl es der Dichter versieht, sei es, daß er dessen Schäden nicht gewahrt oder zu gering anschlügt, sei es, weil er dessen — vermeintliche — Vorzüge zu hoch einschätzt, und zwischen dem vorzüglichen liegt in unendlichen Abstufungen und Variationen die Fülle derjenigen, deren Mängel der Dichter durch den Zuschuß seiner Kraft mehr oder weniger auszufalten, deren Tugenden er zu steigern vermag. Tiefe, mächtige, unvergleichliche Stoffe in der Vielzahl standen nur Shakespeare zu Gebote. Die Späteren fanden, wie C. F. Meyer klagte, in dem Wunderhort, den Sage und Geschichte von zwei Jahrtausenden gefüllt, nur noch eine spärliche Nachlese. Daran ändert weder die Größe der Begabung noch der Kunst etwas. Ob Molière einen Stoff ersten Ranges fand, lasse ich dahingestellt. Goethe fand nur zwei, den Faust und Hermann und Dorothea; Schiller nur den Wallenstein; Kleist, Grillparzer und Hebbel keinen.

Die Seltenheit vorzüglicher Motive beweist der Umstand, daß Goethe eine seiner herrlichsten Schöpfungen aus einem Euripideischen Stücke bildete, daß Schiller die feindlichen Brüder zweimal dramatisch verwertete, daß Gottfried Keller eine Shakespearesche Fabel in ein neues Milieu rückte, daß Molière und Kleist das durch Plautus geformte Amphitryonmotiv sich aneigneten.

Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente sind für die Bewertung poetischer Stoffe außerordentlich belangreich. Anderthalb Duzend Sujets ungefähr hatte er sich notiert, einige davon nicht bloß energisch durch-

gedacht, sondern auch skizziert und teilweise bearbeitet, keines so weit wie Demetrius, über dem er zusammenbrach. Noch einmal feierte hier sein grandioses Projektionsvermögen, der monumentale Stil, die glänzende Technik ihre Triumphe in einem Maße, daß vor diesem gigantischen Torso der Schmerz über das allzufrühe Erlöschen des Dichters nie verstummen wird. Dennoch läßt sich die Erwägung nicht abweisen, ob gewisse unsympathische Elemente des Vorwurfs zu überwinden waren, ob namentlich der Schluß auf der Höhe des Früheren zu halten war und ob nicht unter allen Umständen die hochragende Gestalt des Friedländers dem russischen Usurpator im Wege stand.

Wenn aber sich wirklich erfüllt hätte, was so Mancher angesichts dieser gewaltigen Bruchstücke sich denkt, wenn, was mir ausgeschlossen ist, Demetrius alle übrigen Werke Schillers überboten hätte — was wurde aus den übrigen Stoffen? Warbeck, der nächst Demetrius am weitesten geförderte, fiel schon wegen der nahen Verwandtschaft des Motivs mit Demetrius dahin. Die Malteser litten, trotzdem der Dichter mit so viel Liebe und Zeitaufwand daran gebildet, am Mangel einer geschlossenen und ausgiebigen Handlung. Hier, wie in der Prinzessin von Celle, hätte sie erst erfunden werden müssen. Elfride, die Gräfin von Flandern, sowie Rosamunde reichten kaum zu mehr als zu Opern, wozu die letzte auch bestimmt war. Die Braut in Trauer war wohl durch die Braut von Messina erledigt. In der realistisch-modernen Sphäre der „Polizei“ hätte sich Schiller wohl, nachdem er den großen Stil und die typische Kunst gefunden, schwerlich heimisch gefühlt und glücklich bewegt.

Die Mehrzahl dieser Stoffe war im Jahre 1804 für Schiller vermutlich erledigt und beseitigt. Es fehlen ihnen die Eigenschaften, die Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Tell schon von der Geschichte und Sage her besitzen: das Leibige, die Fülle, das Eindringliche, das Gewicht. Nicht umsonst mußten die Malteser vor Wallenstein und schließlich auch vor Demetrius die Segel streichen. Ihre Idee ist erhaben; aber die Geschichte hat diese Idee nicht in einen oder in eine Kette von Vorgängen auskristallisiert, aus denen der Dichter einen Bau hätte auführen können. Sie sind ein typisches Beispiel für jene historischen Stoffe, wo Landschaft, Stimmung und der Held gegeben sind, wo aber die Hauptsache, die eigentliche Fabel, erst noch zu erfinden bleibt. Daß sich Schiller täuschte, als er am 22 Oktober 1799 an Goethe schrieb, an dem Stoff werde es nicht liegen,

wenn aus den Maltesern keine gute Tragödie werde, beweist der Umstand, daß er immer wieder davon absah.

Es ist zweierlei, eine schon vorhandene Handlung auszubauen und zu vertiefen, übermittelte Keime auszureifen oder eine Fabel erst zu schaffen, die unter Umständen auch einem andern Milieu anstünde. Und da ist zu sagen, daß die meisten der von Schiller verzeichneten Stoffe wenig Anlaß und Möglichkeit zu origineller und bedeutender Erfindung bieten, vielleicht, neben Demetrius, Themistokles ausgenommen.

Man begreift den Vorzug, den er vor allen andern ins Auge gefaßten Stoffen dem Demetrius gab, obgleich er ihn offenbar, als er sich dazu entschloß, nur teilweise kannte. Neben den innern entschieden gewisse äußere Eigenschaften, die er am Tell schätzen gelernt hatte, nämlich der Reichtum des ethnographisch und lokalbedingten Kolorits und der Glanz der äußern Geschehnisse, der farbige Bilder und die bunten Massenaufzüge ermöglichte.

Die hinterlassenen Pläne scheinen mit Ausnahme der Malteser fast insgesamt erst im letzten Jahrfünft Schillers entstanden zu sein. Natürlich war ihm die Gestalt des Themistokles längst bekannt. Aber der Gedanke einer dramatischen Behandlung scheint sich erst spät eingestellt zu haben. Nach dem Abschluß des Wallenstein beginnt er eifrig nach Stoffen zu fahnden und, nach seiner rapiden Art, einen neu aufgegriffenen sofort zu zergliedern und nach seinen Vorzügen zu durchwühlen. Er sah seinen Schatz an guten Motiven zusammenschmelzen. Das erschreckend nahe gerückte Lebensende kürzte das Schwanken und beschleunigte die Wahl eines neuen Vormurfes. Kaum war der Tell vollendet, so entschloß er sich zum Demetrius, der freilich m. E. seine letzte gute Trumpfkarte war. —

Der Nachlaß Schillers und derjenige C. F. Meyers bilden Gegenstücke, die sich, einer den andern, mehrfach beleuchten und erläutern. Es sind nicht Abschnitzel und Werkstattabfälle, nicht aufgegebene und liegen gebliebene Versuche früherer Zeit, es sind Entwürfe und Anfänge, über denen die Dichter weggestorben sind. Beide wurden vor dem Ende ihres Lebenswerkes abgerufen; denn Meyer gelangte erst in dem Alter, wo Schiller die Augen schloß, in den Vollbesitz seiner Kraft. Beide litten unter dem Los des Nichtfertigwerdenkönnens, das sie voraussahen, ohne es abwenden zu können. Beide hatten, trotzdem sie ihre hervorragendsten Motive erledigt, noch eine Reihe bedeutender Schöpfungen vor. Beide schwankten beunruhigt zwischen

Stoffen, deren Vorzüge sie lockten, deren Schäden sie stutzig machten. Wie Schiller die Johanniter von Malta, so umfaßte Meyer mit Herzensanteil den Johanniter von Küssnach, den Komtur Schmid, der ebenfalls die Erfindung einer Fabel forderte und daher wie jener der poetischen Erlösung verlustig ging. Nicht minder als Meyers Friedrich II. fehlte Warbeck ein einwandfreier Schluß, so daß Schiller gegen seine Natur und gegen die des Stoffes einem enttäuschend idyllisch-friedlichem Ausgang zusteuerte. Beide Dichter strebten danach, gelegentlich aus dem strengen Bezirk ihrer großen Kunst einen Abstecher zu unternehmen ins realistisch-moderne Gebiet, Schiller mit der Polizei, Meyer mit dem Gewissensfall. Schiller fand, „wie fremd ihm dieses Genre sei“, und Meyer widerfuhr wohl nicht viel anderes. Da sie das stellenweise Unzureichende der gefundenen Stoffe einsahen, verlangte sie's nach größeren, vollkommeneren, die sie doch nicht erreichten. „Ich sehne mich nach größern Stoffen, und darüber vergeht das Leben“, seufzt C. F. Meyer am 20 Juli 1885.

In diesen Stofforgen und Stoffbedrängnissen besaß Schiller den Vorteil des stärkern Temperaments und trotz seines Siechtums der größern Entschlußfähigkeit und Kraft, das Vermögen, über gewisse Bedenken sich hinwegzusetzen. Er vermochte das Wachstum seiner Werke, das sich freilich rascher vollzog als das der Meyerschen, weil er immer mehr dem Typischen zustrebte, durch straffe Willensakte zu beschleunigen. Seine Sabe, das Psychologische und die konstruktiven Hauptlinien sozusagen im Fluge zu erhaschen und aufs Papier zu werfen, beförderten die Klärung. Meyer fixierte außer etwa in einer Briefzeile nichts Gedankliches über seine Pläne, so sehr ihn das Bedürfnis beherrschte, alles klar durchzudenken, sondern beschränkte sich auf die Darstellung. Sodann handelte es sich bei Schiller nur um eine Satzung, um die dramatische. Notwendigerweise verursachte Meyers Schwanken zwischen der dramatischen und epischen Form und die mehrfachen Versuche, einen Gegenstand in beide zu gießen, und die dadurch häufig bedingten Umschaltungen, beträchtliche Einbußen an Zeit, Kontinuität und Stimmung.

Das spezifische Gewicht und die Originalität der Meyerschen Stoffe — Heinrich IV. und V., Komtur, Dynast, Friedrich II., Gewissensfall, Sanfte Klostersaufhebung, Geheimnis der Frau Laura, Pseudoisidor — fallen allermindestens so schwer in die Wage als die des gesamten Schillerschen Nachlasses. Die Veredlung des Rohmaterials, die Ver-



tiefung und das Hinaufdenken in die Regionen der hohen Kunst stellen eine Summe von Arbeit und Förderung dar, die der von Schiller an seinen hinterlassenen Plänen und Entwürfen geleisteten sicherlich gleichkommt, nur daß sie eben bloß in beschränktem Maße sichtbar wird, weil Meyer seine Reflexionen und Absichten bei sich behielt, so daß die Mühsale rastloser, einschneidender Umbildung meistens nur aus der Vergleichen kleiner Bruchstücke zu fassen oder aus wenigen Zeilen zu erschließen sind. Die Reliquien der Trias Komtur, Dynast, Friedrich II. tragen unbestreitbar Züge monumentaler Größe und erklären die weitreichenden Hoffnungen, die der Dichter an ihre Vollendung knüpfte.

Ihre Vorzüge aber schlugen ihnen zum Nachteil aus. Weil die drei sich die Wage hielten und keiner den andern ausgesprochen überragte, wie z. B. Demetrius die übrigen Stoffe Schillers, so wandte sich C. F. Meyer immer wieder vom einen ab und dem andern zu. Seine seit dem sechzigsten Jahre mehr, als er verriet, erschütterte Gesundheit ließ ihn häufig erwägen, ob er den großen Gegenständen gerecht und über ihre unleugbaren innemwohnenden Schwierigkeiten, vor denen er zurückscheute, Herr zu werden vermöchte. Ihm fehlte die stürmische Verwegenheit Schillers, der in das Jeanne d'Arc-Motiv eine ebenso kühne als fragwürdige Schuld hineinkonstruierte und ihm einen Schluß anschiedete, der eher ein pompöser Notbehelf als ein logisches Ende ist.

Wenn Meyer von seinen bedeutenden Stoffen, für die er, wie er wohl mußte, eine lange Reisezeit brauchte, vorübergehend sich zurückzog, so griff er zu den weniger bedeutenden, die in dem Maße, als sie weniger groß waren, eher das Seligen verbürgten — Pescara und Angela Borgia. Schon die Richter, der er doch sein mächtiges Siegel am stärksten aufgeprägt hat, reicht nicht an die Herrlichkeiten des Jenatsch und des Heiligen heran, die motivshalber unter seinen Sachen oben an stehen. Auch der Mönch bringt die Fülle und den Tiefgang des Heiligen nicht auf. Der Dichter umschloß ihn, um eine gewisse Dürftigkeit zu decken, mit dem prachtvollen Rahmen ohne gleichen in der Weltliteratur, wie Schiller den etwas magern Leib der Braut von Messina in das strahlende Brokatkleid des Chors hüllte.

Erfundene Stoffe haben meist den Vorzug eines innerlich notwendigen und darum gesicherten Schlusses voraus. Ja, sie sind meistens auf den Schluß hin erfunden, sie sind aus dem gegebenen Schluß herauskonstruiert. Den historischen dagegen fehlt nur zu häufig das fraglos zwingende Ende. Es zählt unter die Tugenden erstklassiger geschicht-

licher oder sagenhafter Stoffe, daß sich das Ende in der überlieferten oder in einer leicht umzugestaltenden Form als etwas Organisches aufdrängt: Faust, Wallenstein, Jenatsch, Thomas Becket. Es ist ein bezeichnender Mangel, wenn der überlieferte Schluß sehr abfällt (Egmont), oder wenn er überhaupt fehlt (Tasso). Im Fiesko war die Änderung des historischen Ausgangs leicht und hob zugleich das Ganze; in der Jungfrau von Orleans bedingte umgekehrt die notwendige und nur teilweise gelungene Abweichung vom historischen Schluß das Einsickern einer seltsamen Schuld in das Motiv. Im Tell verstandet der fünfte Akt und fällt gegenüber den von Tschudi gebotenen vorhergehenden Geschehnissen fühlbar ab. Wie weit im Demetrius der Schluß auf der früheren Höhe geblieben wäre, steht dahin.

Der Schluß im Dynasten und im Vinea war entschieden die gefährliche Stelle, über die C. F. Meyer nicht hinweggelangte. So sehr er das Geschichtliche bändigte, bei jedem neuen Anlauf mehr, hier lagen wohl unüberwindliche Hindernisse. Sie waren es, die seine Kraft gar oft wieder lähmten und ihn an andere Aufgaben zurückwiesen. Aber er hatte sich soweit hineingearbeitet und so Mächtiges herausgebracht, daß er wohl hoffte, dennoch über das Schwerste Meister zu werden.

Den gigantischen Torso des Demetrius hat Keiner würdig zu vollenden vermocht. Schwerlich wird einer erscheinen, der im Geist C. F. Meyers den Dynasten und Vinea zu Ende bringt.

# Der Komtur.

## I.

Die Hauptfigur dieses Romans — das Bruchstück trägt nur die Bezeichnung Novelle — ist Konrad Schmid, der letzte Komtur des Johanniterhauses Küssnach bei Zürich. Als der Sproß eines Küssnacher Bauern 1476 geboren, studierte er in Basel Theologie, wurde Konventbruder im Johanniterhaus, erweiterte, vielleicht mit Unterstützung des Ordens, schon ein Vierzigjähriger, seine theologischen Studien in Basel, dessen Hochschule ihn unter ihre Lehrer einreihete, wurde 1517 Leutpriester der Pfarrei Seengen am Hallwilersee und 1519 von seinen Ordensbrüdern zum Komtur erwählt. Allmählich ergriff ihn der neue Glaube, für den er überzeugt, doch versöhnlich und milde wirkte und für den er auch mit Zwingli und manchem Andern in der unseligen Schlacht bei Kappel 1531 sein Leben ließ. Bullinger nennt ihn einen frommen, gelehrten Mann, der viel zur Reformation geholfen, einen eifrigen, tapfern, berühmten Prädikanten, der den Armen und der ganzen Kirchhörde behülflich und wegen dieser seiner Treue und Redlichkeit jedermann lieb war.

Diese sympathische Gestalt lernte Conrad Ferdinand Meyer, wie mir seine Schwester berichtete, aus dem von J. Heinrich Heß 1825 veröffentlichten Neujahrsstück der Chorherren kennen, dem C. Dändliker<sup>1)</sup> das Lob einer für jene Zeit überaus genauen und gewissenhaften Arbeit erteilt. Dann mag ihm Salomon Dögelin den Reformationsmann wieder näher gebracht und aufgefrischt haben durch seine 1862 im Zürcher Taschenbuch veröffentlichte Monographie. Vielleicht aber hätte er kaum je daran gedacht, den aufrechten Johanniter und Prädikanten zum Träger und Helden eines Romans zu machen, ohne das Zwingli-buch J. C. Morikofers, dessen zweiter Band im Herbst 1868 erschien, ein halbes Jahr, nachdem der Dichter aus der Stadt nach Küssnach übergesiedelt war, in die Nähe der Komturei, worin einst Konrad Schmid gehaust hatte. In diesem Werke fand er ein reiches, aus den

<sup>1)</sup> C. Dändliker, Komthur Schmid von Küssnach, ein Lebensbild aus der Reformationszeit. (Zürcher Taschenbuch 1897.)

Quellen geschöpftes und anschaulich gezeichnetes Bild vom Geschehnis, Wirken und Wesen des Reformators und der von ihm geleiteten Neuerungen, nicht zuletzt auch der Wiedertäufer und ihres Hauptes Konrad Grebel. Nur die durch Mörkhofer ausgebreitete Tatsachenfülle verlieh ihm den Mut, den Rahmen der geplanten Schöpfung weit zu spannen; nur sie gab ihm die Möglichkeit in die Hand, seinen geliebten Komtur, über den doch im ganzen nur dürftige und für einen Poeten unerhebliche Berichte vorlagen, hundertfältig mit Zwingli und der mächtigen Glaubensbewegung zu verflechten.

Ob er Emil Egli's 1878 erschienene kleine Arbeit über die Zürcher Wiedertäufer zur Reformationszeit kannte, ist schwerlich auszumachen.

Heinrich Bullingers Reformationsgeschichte hatte er jedenfalls nicht einmal flüchtig durchblättert, als er zur Feder griff. Sonst wäre im Komturfragment „Aurea“ doch wohl die sprachliche Zeitfarbe fühlbarer. Bei einem weitem Vorrücken der Arbeit hätte er sich vermutlich von seinen Beratern Georg von Wyß und Gerold Meyer von Knonau zu dieser bodenständigen Fundgrube führen lassen. Solange er freilich noch mit der Fabel rang, lagen ihm andere Dinge näher.

Noch weniger als in Bullingers Reformationschronik wird Meyer in Johannes Keglers Sabbata eingeblickt haben, schon weil sie sanktgallische Vorkommnisse erzählt. Aus diesem köstlichen Buch verpflanzte Gottfried Keller mit seiner „Urfula“ die sanktgallischen Wiedertäuferortstreiche auf Zürcher Boden.

Dagegen hat sich C. F. Meyer den sechsten, von J. J. Hottinger verfaßten Band der Müllerschen Schweizergeschichte genau angesehen, da er dort S. 393, wie C. Elisabeth Speyer nachwies<sup>1)</sup>, in einer Anmerkung wahrscheinlich das Motiv für seine „Sanfte Klosteraufhebung“ fand. Im nämlichen Bande S. 464 ff. entging ihm schwerlich eine etwas rhetorisch gehaltene, aber eindruckliche Charakteristik Konrad Grebels, die namentlich das Tragische im Geschehnis dieses Mannes und seiner Familie betont: „Welcher Stoff zu einer Darstellung der Zeit, der Sitten und des Schicksalswechsels!“

Zuverlässig kannte er die „Helvetische Kirchengeschichte“ des Ludwig Witz, wo er im fünften, von Melchior Kirchhofer geschriebenen Teil (1819) luzide Auszüge aus Schmid's Predigten (S. 147, 167) und verschiedenes über Grebel fand (S. 147, 163—67, 215, 401).

<sup>1)</sup> Archiv f. das Studium d. n. Sprachen und Lit. 1915, S. 59.

## II.

Als der Dichter 1881 die dritte Auflage seines „Hutten“ gründlich umarbeitete, zog er, um Zeitfarbe und Hintergründe zu bereichern und zu verstärken, einige Zeitgenossen des unerschrockenen Ritters heran, darunter auch Konrad Schmid, was ihm die Geschichte insofern nahe legte, als der Komtur dem landfahrenden ritterlichen Habenichtes urkundlich zwanzig Gulden vorgestreckt hat, vielleicht von Zwingli veranlaßt, nicht aber, wie der Dichter in erlaubter Selbstherrlichkeit willkürlich motiviert, weil wirklich die Säkularisation des Johanniterhauses unmittelbar vor der Türe gestanden hätte.<sup>1)</sup>

Als ich entlang das helle Seegeftad  
 Nach Pfäfers ritt ins heiße Felsenbad,  
 Fand ich in Küssnach gastlich Nachtquartier,  
 Und scherzend sagte der Komtur zu mir:  
 „Braucht Ihr Moneten? Tuet nicht verschämt!  
 Der Pächter brachte zwanzig Gulden. Nehmt!  
 Werft Keinen nieder! Hier ist's unerlaubt.  
 Nehmt! Und Ihr habet bloß den Staat beraubt!  
 Mein teurerer Ritter, nehmet ungeziert!  
 Wir werden morgen säkularisiert!“  
 Ich strich es ein und schwang mich in den Sitz  
 Und lachte: Herr Komtur, Ihr habet Wit!

Bullinger berichtet, der Komtur habe unter und bei seinen Küssnachern auf der Kappeler Walfstatt gelegen.

Eine Erzählung, die sich nicht über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückverfolgen läßt, aber auf einer ältern, uns freilich nicht mehr erreichbaren Zürcher Chronik fußen muß, weiß zu berichten<sup>2)</sup>: Das Pferd, das den Komtur nach Kappel getragen, sei vom Schlachtfeld über den Albis zurückgerannt, gegenüber Küssnach in den See gesprungen und mit dem Sattel und einem daran hangenden Sack bis an das gegenüberliegende Ufer geschwommen. In Küssnach stieg es ans Land und lief ins Kloster, wo es in der Folge als Pfründer das Gnadenbrot erhielt.

<sup>1)</sup> Dändliker a. a. O.

<sup>2)</sup> C. Dändliker a. a. O. S. 37 ff.

Ob Sage oder Geschichte — warum sollte es nicht Geschichte sein, da der Vorgang im Bereich des Möglichen liegt und durch andere ähnliche wahrscheinlich gemacht wird? — Conrad Ferdinand Meyer hat die Überlieferung in stimmungsstarker Ballade gefaßt, in der einzigen, die er der Zürcher, einer der ganz wenigen, die er der Schweizer Geschichte entnahm.

Wo breit des Mondes Silber floß,  
 Da rang und rauscht' ein mächtig Roß,  
 Und wilder schnaubt's und näher fuhr's . . .  
 „Hilf Gott! Der Rappe des Komturs!“  
 Nun trat das Schlachtroß festen Grund,  
 Die bleiche Menge stand im Rund.  
 Zur Erde starrt sein Augenstern,  
 Als sucht es dort den toten Herrn . . .  
 Ein Knabe hub dem edeln Tier  
 Die Mähne lind: „Du blutest hier!“  
 Die Wunde badete die Flut,  
 Jetzt überquillt sie neu von Blut  
 Und jeder Tropfen, schwer und rot  
 Verkündet eines Mannes Tod.  
 Die Komturei mit Turm und Tor  
 Ragt weiß im Mondenglanz empor.  
 Heim schritt der Rapp das Dorf entlang,  
 Sein Huf wie über Grästen Klang,  
 Und Alter, Witwe, Kind und Maid  
 Zog schluchzend nach wie Grabgeleit.

### III.

Während der Jahre, die Conrad Ferdinand Meyer in Küssnacht verlebte, mag ihm der Schatten des Komturs samt dem Strande, an dem er umgeht, stetig vertrauter geworden sein und seine Phantasie zum Sinnen und Bilden angeregt haben. Die Linien der Landschaft, ihre Stimmungen zu allen Zeiten des Tages und des Jahres prägten sich ihm ein. Dermaßen bekannt und heimlich gewordene Gründe locken die Erfindung an und laden sie ein, wie es auch von weitreichendem Belang war für seinen „Hutten“, daß der Dichter alle Launen, Töne und Lichter des Sees kannte und täglich von neuem darin atmete.

Die Reformation, die zürcherische zumal, war eine Zeit, die dem Herzen des Künstlers und Menschen Meyer immer nahe gestanden hat,

dem Menschen ganz besonders; er hat niemals aufgehört, die Augen auf den Reformator Zwingli zu heften, und daß ihn Hutten und sein Ende auf der Afenau ergriff, erklärt sich leicht genug. Allein seine eigentliche und wärmste Liebe unter den Reformationshelden gewann allmählich der Komtur Schmid, der ihm mehr und mehr zum anziehendsten Vertreter der schweizerischen Glaubenserneuerung erwuchs. Er wurde ihm wie ein Bruder Huttens, doch wie ein völlig anders gearteter.

Huttens Leben kristallisiert sich in einer Folge eindrucksvoller Taten und Sprüche; humanistische Poetenluft, ritterliche Draufgängerei, unbändige Abenteuerlust, unlösbar vermischt und verschlungen; ungewöhnlich der Schriftsteller, ungewöhnlich der Charakter, ungewöhnlich das Schicksal. Der Komtur Schmid dagegen, dessen Lebensgang und Wesen wir aus der Dürre dürftiger Akten und etlicher zeitüblicher Predigten nur mühsam und unvollständig zusammenlesen, war offensichtlich eine grundtüchtige, aufrechte Natur, die aber Amtsbrüder und Berufsgenossen nicht wesentlich überragte und von seinem Freunde Zwingli in den Schatten gestellt wurde. Sein in den Seilen mancher Zeitgenossen verlaufendes und durch nichts hervorstechendes Dasein bietet keinen Anhalt, eine Fabel herauszuspinnen oder hineinzuflechten. Und während Huttens verwegenes Kämpfergesicht mit dem lebensdürftigen Mund und der vorspringenden Nase vom Titelblatt seiner Schriften Anhänger und Segner trotzig anblickte und sich dem Gedächtnis unlöslich anklammerte, verrät das Äußere des Komturs ausschließlich ein ungelenkter, höchst dilettantischer Federriß in der Kopie der Bullingerischen Chronik, die der Pfarrer Johann Ulrich Grob gegen 1620 anfertigte. Eine authentische Vorlage wird er, neunzig Jahre nach der Kappeler Schlacht, schwerlich gehabt haben. Andernfalls darf man Zweifel hegen, ob er ihr einigermaßen zu folgen vermochte, wenn man z. B. sieht, was für eine Nase er Zwingli zuteilt. Sein Konrad Schmid zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit Melancthon, wohl deswegen, weil er neben Zwingli ungefähr die Rolle spielte wie dieser hervorragende Humanist neben Luther. Nach Grobs Tuschezeichnung — eine andere Vorlage gab und gibt es nicht — stach Heinrich Meyer (1802—77) das Blatt zum Text von Heinrich Heß. Er war es wohl auch (der Zeichner ist nicht angegeben), der den Johanniter von 1525 zum sanften, nachdenklichen Pfarrer von 1825 ummodelte. Jedenfalls mußte C. F. Meyer, der die Portraitsammlung der Zürcher Stadt-

bibliothek eifrig studierte, mit diesem Stuch wenig anzufangen, der ein böses Phantasiestück ist wie die Zeichnung Grobs.

Die Verschiedenheit der Helden und der Überlieferung stießen den Dichter auf ganz verschiedene Aufgaben, so sehr, daß ihm daraus geradezu künstlerische Kontrastprobleme erwuchsen. Im Hutten scheidenrissartige, balladeske, oft beinahe volksliederhafte, knappe Ausschnitte; im Komtur gedehnte Flächen, worauf ein reicher, weitausgreifender Freskant eine ganze Welt und Zeit zu entfalten gedachte; dort die gepreßte zweiverstige Strophe, hier die Prosa. Der Hauptunterschied aber: für den Hutten war dem Dichter die Fabel mit allen Lebensstationen und einem scharf herausgemeißelten Charakterkopf schon in die Hand gedrückt, so daß es sich letzten Endes vorwiegend nur um die künstlerische Formulierung, um das Durchzeichnen und Färben des historisch Gegebenen mit landschaftlichen und persönlichen Elementen handelte. Im Komtur jedoch war alles, was Charakter und Fabel heißt, erst noch zu schaffen und auf die politisch-militärischen und religiösen Hintergründe zu projizieren.

Bünden bot in seinem Nationalhelden Jenatsch eine mächtige, rätselhafte Figur, Schuld und Sühne, ein wahrhaft tragisches Ende, das zu poetischer Konstruktion anstachelte, ein Schlachtfeld am andern, das Zucken und Ringen der europäischen Diplomatie in den entlegenen Bergtälern, eine Fülle wilder und schöner Landschaftsbilder. Mit dem Komtur jedoch stand der Dichter beinahe gegenüber dem Nichts. Vor allem mußte er aufbringen, was das Ursprünglichste sein sollte, das Motiv. Und eben hierin lag die eigentliche Schwierigkeit. Jedesmal, wenn er im Reinen zu sein glaubte, machten die angeborenen Mängel des Stoffes ihr Recht wieder geltend. Zwanzig Jahre hat der Dichter mit ihm gerungen und hat ihn nicht bezwungen. Immer wieder mußte die schlichte Gestalt des Komturs hinter andere, von Hause aus ausdeutungsfähigere und reichere zurücktreten. Und als der Dichter mit der Zärtlichkeit einer ersten Liebe zu ihm zurückkehrte, da war es zu spät. Die Feder entsank ihm.

Nicht zufällig, sondern aus der strengsten Natur der Dinge heraus erlebte Scheffel etwas Ähnliches. Nachdem er nämlich, wie Conrad Ferdinand Meyer den Jenatsch, den kostbaren Vorwurf zum Eckhard aus der Vergangenheit geschöpft und mit ungewöhnlichen Dichtertugenden entwickelt und durchgebildet hatte, warf er sich auf das Wagnis eines zweiten historischen Romans, dem er mindestens die Ausmaße des



erften zudachte. Bezaubert vom Umgelände und den historischen Erinnerungen der Wartburg, suchte er dem sagenhaften Sängerkrieg und den Literaturgeschnehnissen aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine reichgefugte Handlung abzugewinnen, die namentlich auch den Gegensatz zwischen französisch-höfischer und volkstümlich-deutscher Poesie verkörpern sollte. Jahrelang vertiefte er sich in die Quellen und unternahm mehr als eine Fahrt, um Segenden und Schauplätze der ausgefönnenen Vorgänge mit eigenen Augen zu sehen. Aber er scheiterte mit diesem Roman wie Meyer mit dem Komtur. Es erwuchsen aus seinen Bemühungen lediglich eine Reihe von Gedichten, die Geschichtliches mit Eigenerlebtem verwoben; und gleichsam als Darstellungsprobe blieb nur der Juniperus.

Allerdings schnitt Viola, wie er diesen Roman zu nennen beabsichtigte, ganz anders in Scheffels Leben ein, als der Komtur in das Conrad Ferdinand Meyers. Scheffel zerrüttete sich recht eigentlich über der Unmöglichkeit, eine einwandfreie Fabel zu erfönnen. Denn es war der letzte große Wurf, den er zu wagen hatte. Conrad Ferdinand Meyer dagegen, als der ungleich stärkere Erfinder, der an der Schwelle des sechzigsten Lebensjahres noch ein ganzes Büschel aparter Motive in der Hand hielt, sah sich in der glücklichen Lage, nach einem andern seiner Entwürfe zu greifen, wenn sich der Komtur wiederum als zu spröde erwies.

#### IV.

Die erste Nachricht vom Komtur bringt der 22 September 1873, unter welchem Datum Conrad Ferdinand Meyer seinem Verleger Haessel schreibt: „Jenatsch und Komtur hoffe ich diesen Winter zu bewältigen“. Haessel hatte nämlich einen Monat vorher in Meilen und Flims beim Dichter kurze Besuche gemacht und bei diesem Anlaß offenbar vom Romanplan erfahren.

Um die Zeit dieser Briefnotiz spätestens wird übrigens Der Rappe des Komturs beendet worden sein, da er bald hernach im Jahrgang 1874 des Almanachs „Das Schweizerhaus“ gedruckt wurde.

Vom Roman ist erst drei Jahre später wieder die Rede, wo der Dichter dem Verleger, offenbar ohne sich zu erinnern, daß sie über den Komtur schon geredet und korrespondiert hatten, mißmutig schreibt: „Offen gestanden, ich habe wirklich einen großen historischen

Roman im Entwurf, aber als Sie so jammerten, als hätten Sie im Jenatsch einen Krebs erworben, glaubte ich, ich dürfe Ihnen nicht mit zwei bis drei Bänden kommen, und begann den Stoff (einen herrlichen Stoff) wieder in die Enge zu ziehen." Möglicherweise waren es doch mehr künstlerische Überlegungen als die Klage des Verlegers, was die Beschränkung auf einen einzigen Band nahe legte. Am 17. Dezember 1876 (am Tage vorher hatte Haessel Meyers obige undatierte Zeilen erhalten und beantwortet) geht nach Florenz an die Schwester der Bericht ab: „Es vergeht kein Tag und keine Nacht, daß ich nicht am Komtur drehe und wende. Nur ein Band." Mit den brüderlichen Neujahrswünschen erhält sie die Meldung, der Komtur beschäftige ihn viel und er werde bald daran gehen. Bald darauf vernimmt sie: „Ich habe den Komtur vollständig entworfen; ich glaube ihn schon wegen der nobeln Menschen dem Jenatsch überlegen." Mitte Januar 1877 schickte er dem Verleger aufschlußreiche Zeilen, wobei er wiederum außer acht läßt, daß diesem der Gegenstand nicht unbekannt war: „Ich habe zwei Entwürfe. Der eine, eine Novelle: ‚Der Heilige‘ . . . Der zweite, ein Roman, packt, in lebendigen Gestalten, das Wesen des 15.—16. Jahrhunderts, den Kampf und Sagen des humanistisch-ästhetischen und des reform. ethischen Prinzips. Renaissance und Reformation, die Entstehung des modernen Menschen. Die Bühne ist die hier vor meinen Augen liegende Johanniterkomturei von Küssnach, der Held ihr letzter Komtur, der Freund Zwinglis. Ich hoffe, das theologische Streitigkeiten anlangende, für unsere Zeit Antipathische völlig überwinden zu können und überall nur das Menschliche, zu allen Zeiten Sültige herauszukriegen. Natürlich eine leidenschaftlich starke Handlung wie bei Jenatsch. Aber dazu brauche ich Raum und Zeit. Auf nächsten Herbst (ich berechne den Roman auf pag. 500 Jenatschformat) unmöglich, frühestens auf Ostern 1878. Die Novelle . . . ist düster und wunderbarlich wie gemalte Fensterscheiben — ein ‚Kabinetstück‘, während der Komtur einen großartigen, ganz modernen Zug bekommen wird. Wäre es nicht klüger, den Heiligen gelegentlich auszuarbeiten und in eine Zeitschrift zu geben, mit aller Kraft dagegen den der Gegenwart sympathischen Komtur zu fördern?“

Am 18. Januar schrieb er der Schwester: „Der Komtur ist definitiv entworfen, ich hoffe, mit glücklichen Linien". Trotzdem meldet er Rahm am 29. Januar und Anfang Februar der Schwester, daß es ihm unmöglich sei, den Komtur „dieses Jahr" (1877) resp. „vor Ostern 1878"

zu vollenden. Dabei tut er der Schwester zu wissen: „Der Komtur wird etwas werden . . . eine sehr starke Fabel hatte ich für die erste Hälfte erfunden, sah aber gleich, daß ich die zweite nicht mit Geschichte und Genre füllen darf, und so habe ich nicht geruht, bis ich, wenn auch erst im Groben, eine einheitliche Fabel, die bis zum letzten Kapitel vorhält, fand, ich meine: eine leidenschaftliche private Handlung. Ich hoffe, dir bald eine schriftliche Skizze mitteilen zu können.“

Der nämliche Brief berichtet, er gedenke nun zuallererst den Heiligen und dann den Schuß von der Kanzel zu schreiben. Der Komtur hatte also bereits mit zwei Rivalen zu kämpfen. Gleichwohl vernimmt Haessel vierzehn Tage später (17 Februar 1877): „Den Komtur von Künach, den ich 1878 im Frühjahr zu beendigen hoffe, betrachte ich als mein Bestes. Er wird eine Fülle von Leben enthalten und ein richtiger ‚Roman‘ sein.“ Vier Tage darauf verkündet er der Schwester: „Die drei neuen Sachen: Komtur, Thomas Becket und der Schuß von der Kanzel beleben und füllen sich täglich mehr.“

Dann bleibt es ein Vierteljahr still über den Komtur, bis der Dichter den 1 Juni 1877 an Haessel schreibt: „Damit ist es überhaupt in weitem Feld, ich meine mit dem neuen Roman (Komtur). Es liegt noch viel dazwischen.“ Nach einem weitem Vierteljahr (29 August 1877) klingt es in einem Brief an Betsy wieder zuversichtlicher: „Ich freue mich auf den Komtur und glaube, eine starke Fabel erfunden zu haben, an welche sich dann die historischen Arabesken von selbst anschließen werden.“

Indessen scheint damals noch wenig oder nichts auf dem Papier gestanden zu haben. Denn am 17 September 1877 legt Meyer vor Haessel das Bekenntnis ab: „Kodenberg<sup>1)</sup> sprach davon, den ganzen Komtur in der Rundschau zu geben. Fürs Erste muß dieser nun freilich geschrieben werden. Ein Großes ist, daß, wie ich davon überzeugt bin, der Plan durchaus Stich hält. Aber je besser der Plan, desto mehr Kraft und Feuer wird es bedürfen, denselben würdig auszuführen. Mögen mir gute Sterne leuchten!“

Das wiederholte Unterstreichen der Vorzüge des Planes klingt beinahe wie ein Beschwichtigungsversuch der sich regenden Zweifel, deren sich der Dichter nicht erwehren konnte und die er doch weder sich noch ändern eingestehen mochte.

<sup>1)</sup> Der den Dichter am 30 August besucht hatte.

Reichlich vier Monate darauf (28 Januar 1878) bezeichnet er gegenüber Meißner den Komtur als eine Novelle, auf die er sich unbändig freue. Nicht minder als diese Äußerung gewinnt eine Ende Juni an Haessel gesandte den Anschein des Sichmutzuredens: „Der Komtur und der Heilige, der ungefähr zur Hälfte vollendet ist, sind mir beide sehr lieb und werden auch Ihnen gefallen; wenigstens glaube ich nicht zurück, sondern ganz entschieden vorwärts zu gehen.“

Am 10 August 1878 stößt er in Silvaplana einen Seufzer aus, der einer halben Resignation ähnlich sieht: „Ich denke hier viel an den Komtur. Der Heilige sollte mit Jahresende fertig sein. Wir wollen dem I. Gott danken, wenn diese zwei Kompositionen gelingen.“

Der Heilige gelang. Als er bis auf die letzten Lichter fertig war, ließ sich der Dichter (11 April 1879) vor Hermann Lingg vernehmen: „Übrigens wende ich mit dieser Arbeit dem Hochmittelalter, d. h. die Ritter- und Pfaffenzeit, das ich eigentlich nicht leiden kann, ja hasse, den Rücken zu und tauche mich in meiner nächsten Komposition, die ziemlich große Proportionen annehmen will, und auf die ich mich freue wie ein Kind, in die volle Renaissance.“

Daß unter dieser neuen Komposition mit Sicherheit der Komtur zu verstehen ist, ergibt sich aus dem tags darauf an Adolf Calmberg gerichteten Brief: „Ich würde Sie so gerne während Ihrer Ferien etwas ausgiebig hier sehen, einen Nachmittag, doch wollen wir das Schneegestöber vorbei gehen lassen. Wir besprechen dann zusammen meine neue Komposition, den „Komtur“, der, nach meinem alten ersten Gedanken, sehr große Proportionen annehmen will. (Roman = Epos, zweimal so groß als der Jenatsch). Ich habe noch einige Skrupel über diese Art Komposition, über die nötige Festigkeit der Fabel etc. Ich glaube, man kann sie so ziemlich den Gesetzen des Epos, die ja sehr bekannt sind, unterwerfen. Die Figuren, die Fabel sind noch fluid. Fest aber steht der Grundgedanke: Übergang aus einer Zeit in die andere in einer Reihe von Charakteren. Trotz der zahlreichen Unterliegenden ein Triumphzug der Menschheit.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Eine Parallele zu der Vorstellung eines Triumphzuges der Menschheit findet sich im letzten Stück der Abteilung „Versuchung“ (XLVI) der ersten Auflage des Gutten, wo der Dichter, angeregt durch Michel Angelos jüngstes Gericht und vielleicht auch durch Himmelfahrtbilder des Cinquecento (Tizians Assunta), einen solchen sieghaften Triumphzug der Menschheit schildert:

In diesen Zeilen an Calmberg sehen wir den Finger auf der runden Stelle: nach so langer Arbeit, nach einer Mühe von sechs Jahren, nach der wiederholten Beteuerung, daß die Fabel stark und gesichert sei, muß der Dichter einräumen, daß nicht nur diese, sondern auch die Charaktere noch fließend und mithin Kern und Fundament noch nicht gewonnen seien.

Gleichwohl ließ er nicht locker, wie ein Mitte Dezember an Haessel abgehender Brief zeigt: „Nach sehr sorgfältiger Abwägung werde ich zum Komtur greifen, obgleich ich mich auch dafür nicht verbindlich mache, da ich mit die Sache noch einmal beschlafen muß.“ Eine halbe Woche später erklärt er, „immer noch für den Komtur zu inclinieren“, und meldet vor Jahreschluß: „Ich habe mich entschieden: der Komtur in breiter Romanform, zwei Teile, jeder von 200—300 Seiten. Eine ganze kleine Welt. Gott gebe seinen Segen dazu und uns allen Leben und Gesundheit!“

Zwei Monate darauf war dieser Entschluß umgestoßen: „Der Komtur zurückgeschoben, zuerst noch ein paar Novellen.“ (An Haessel 27 Februar 1880.)

Das nunmehr anbrechende Jahrfünft, das in seiner erstaunlichen Fruchtbarkeit nicht nur ein paar Novellen, sondern Plautus im Nonnenkloster, den Gedichtband, Die Leiden eines Knaben, Die Hochzeit des Mönchs und Die Richterin zeitigte, schloß unsichere, fragwürdige Experimente aus. So wurde denn der Komtur erst, nachdem die reiche Ernte eingebracht war, wieder aus seinem Verließ hervorgeholt: „Das Klügste wäre, danach<sup>1)</sup> meinen großen Roman auszubilden. Selingt es, setzt, in der Spätreise meiner Natur, so könnte etwas relativ Bleibendes geschaffen werden.“ (An Haessel Pfingstmontag 1885.)

Es war ein Aufwärtsstiehn, empor zum Licht!

Und schien ein mühsam Ringender erschlafft,

Umring ihn eines mächt'gen Armes Kraft,

Und wenn ein Kämpfer sinkend sich verlor,

Riß ihn der stärk're Bruder mit empor.

Da hab' ich eines Führers Ruf gehört:

„Der Kerker“, schrie er, „Seister, ist zerstört!

Das Tor gebrochen! Offen ist die Bahn!

Befreit die Brüder! Auf! Empor! Hinan!“

— — — — —  
Auf stieg der ganze Zug in mächt'gem Drang . . .

<sup>1)</sup> D. h. nach der Richterin.

Am ersten Oktober des nämlichen Jahres erbat Meyer von Freund Rahn die schon mehrfach erprobte Hilfe: „Aus innern und äußern Gründen habe ich einen zweiten sogenannten historischen Roman (ein Stück von der Größe des Jenatsch) auf den Webstuhl genommen. Du wirfst mir dafür (ich werde sehr diskret sein) Dein Wissen in Architektur und Kostüm nicht versagen, da mir schon die geschichtlichen Studien hart anliegen.“

Allein zuerst bekam der Dynast wieder Oberwasser. Diesen aber schob Pescara und dann Angela Borgia zur Seite.

Erst gegen Jahresende 1891, als der Dichter sich erschüttert und von den Schrecklichkeiten der Angela Borgia immer noch bedrückt fühlte, rief er den Komtur als einen freundlichen Tröster noch einmal zu sich heran: „Meine Freude ist der neue Roman, ohne alle Grausamkeit. Aber keine Möglichkeit, jetzt zu schreiben, voller Geschäfte und ohne Augen.“ (11 Dezember 1891.) Ebenfalls an Haessel schrieb er am zweiten Tag des neuen Jahres: „Ich bin Gottlob noch recht erfindungsreich und werde meine neue große Leinwand leicht füllen, doch die Augen werden fortan eine Rolle spielen. Vor zwei Jahren wird der Roman nicht fertig.“ Eine halbe Woche später meldet er dem Vetter Friedrich v. Wyß: „Da habe ich freilich Zeit<sup>1)</sup>, meinem Komtur nachzusinnen, der recht intim und erlebt werden könnte unter den Masken des 16 Jahrhunderts. Die Renaissance ist mir, für einmal, bis zum Haß verleidet.“ Und gegen Januarende vertraut er dem Verleger: „Im Roman will ich durchaus etwas Wohltuendes, daher der Komtur. Alles Ergreifende wird übrigens aus dem Dynasten als Episode herübergenommen.“ Am 2 Februar meldet er ihm: „Ein Lichtpunkt ist für mich der Komtur, dem ich, wahrscheinlich sehr, sehr langsam, aber doch zustrebe, natürlich für einmal ohne zu schreiben, aber ich gehe viel mit dem Gegenstand um, der wohl ein glücklicher ist, und auferbaue mich daran.“

Möglicherweise noch vor diese Äußerung, jedenfalls aber in jene Tage der schweren Ermüdung fallen die folgenden undatierten, nur von Haessel mit der Jahreszahl 1892 versehenen Zeilen: „Der Roman, an dem ich herumdenke, ist nicht der Dynast — denn dieser wäre noch grausamer als Angela Borgia und würde nur episodisch verwendet, sondern ein ganz heller, quasi himmlischer Charakter aus der Refor-

<sup>1)</sup> Wegen des Augenleidens.

mationszeit." Diese Äußerungen aus dem Jahre 1892 sind die letzten über das Werk. So harrte der Komtur bei dem Dichter aus, mit dem er so lange Jahre gewandert, bald hinter andern Gestalten im Dunkel verschwebend, bald mit dem Schein einzigartiger Hoffnungen dem Ringenden voranleuchtend und — ein Symbol seines Geschicks — im Zusammenbruch seiner Kräfte mit ihm entschwinden.

## V.

Angeichts der Fülle von Mitteilungen und Ausblicken, die Conrad Ferdinand Meyers Briefe über den Komtur gewähren, erwehrt man sich des schmerzlichen Bedauerns nicht, daß von diesem großgedachten Werk nur ein bescheidener Anfang sich erhielt. Es sind dies sieben eigenhändige, außer dem fünften beidseitig beschriebene Quartblätter, nach der Schrift zu schließen etwa aus dem Jahr 1881 und trotz der Flüchtigkeiten vielleicht nicht ein erster Versuch der Fixierung. Ob das mit den übrigen nicht zusammenhängende, von Langmesser im Manuskript unrichtig paginierte Blatt über Grebel und seine Briefe Überbleibsel eines frühen, der Schrift nach ungefähr in die nämliche Zeit gehörenden Entwurfes oder als nachträglicher Einschub in das Gespräch zwischen Zwingly und dem Komtur gedacht ist, bleibt dahingestellt. Es läßt sich denken, daß C. F. Meyer die Rückseite des fünften Blattes nicht verfehentlich leer ließ, sondern absichtlich auspartete für eine Neufassung der Äußerungen über Grebels Briefe.

Jene Komturskizze, die ihr der Bruder nach Florenz zu senden versprach, hat er für die Schwester offenbar niemals zur Post gegeben, wahrscheinlich nie geschrieben, wie denn Betsy unter ihren sorgfältig gehüteten Papieren nichts auf den Roman Bezügliches besaß. Jedenfalls hat sie das Aureafragment nie gesehen, auch keine Kenntnis von seinem Vorhandensein gehabt. Denn das wäre ihrem Gedächtnis nicht entschwinden. Es fällt ferner auf, daß Conrad Ferdinand Meyer, der seine begonnenen oder vollendeten Sachen vorzulesen liebte, seinen Freund Rahn, den er gern einweihte, vermutlich nichts von Komturentwürfen hören ließ. Die oben mitgeteilte Briefstelle vom 1 Oktober 1885 beweist geradezu, daß er ihm bis zu diesem Tage wenigstens nie etwas vom Komtur vorgelesen, ja sich nicht mehr erinnerte, daß er acht Jahre früher den Gegenstand ihm gegenüber brieflich schon einmal erwähnt hatte; und daß es später geschehen wäre, erscheint deswegen sehr un-

wahrscheinlich, weil er vom Herbst 1885 an sechs Jahre lang von der Arbeit am Komtur überhaupt nichts mehr verlauten ließ. Mir erging es nicht anders als Rahn: der Dichter hat mir so ziemlich alles vom Frühjahr 1882 bis Spätjahr 1891 Entstandene, doch nie eine Zeile vom Komtur vorgelegt. Selbst die Schwester Betsy wußte von dem Werk wenig. Als er die Hauptfäden daran zwirnte, lebte sie außer Landes und war auf seine Briefe angewiesen, die übrigens den Eindruck hervorrufen, als ob er auch früher mit ihr über den Gegenstand wenig verhandelt habe. —

Da die brieflichen Äußerungen des Dichters über den Komtur lediglich Tonart, Haltung, Absichten berühren, die Fabel jedoch beschweigen, so verraten sie von der Handlung nichts. Und was wir sonst davon wissen, geht nahe zusammen und wird schwerlich vermehrt werden können.

Es ist das Folgende:

1. 1892 oder 1893 erzählte mir Betsy das, was ihr vom Komtur in Erinnerung geblieben war. Ich habe es damals sofort aufgezeichnet.

„Das Werk reicht weit zurück. Schon anfangs der sechziger Jahre beschäftigte sich der Bruder damit. Der Held war eine Lieblingsfigur schon unseres Vaters. Mein Bruder dachte ihn sich als eine ruhige, noble und gleichgewichtige Persönlichkeit, zur Reformation übergetreten, doch ohne Neigung zum Umsturz, wie er denn auch als Protestant noch sein Komturreuz weiter trug<sup>1)</sup>. Die Kontrastfigur zu ihm suchte der Dichter in dem Wiedertäufer Grebel, den er darstellen wollte als genialen Phantasten, dem, im Gegensatz zum Komtur, der Sinn für Gerechtigkeit abgeht. Grebel überwirft sich mit den Anhängern der Reformation, weil er für seine exzentrischen sozialen Träume bei ihnen keinen Anklang findet. Er entrinnt dem Wassertod, zu dem er als Wiedertäufer verurteilt wird, indem einer seiner heimlichen Anhänger statt seiner irgend einen Gegenstand in die Flut stößt. Beruhigt und geläutert taucht er späterhin als alter „Umegang“ wieder auf und trifft sowohl mit dem Komtur und Zwingli als auch mit Hutten zusammen. Die Mutter des Komturs hat alles aufgewendet, um den Sohn studieren zu lassen. Sie sollte als gerade, imponierende alte Bäuerin eine Rolle spielen und von den Gästen ihres Sohnes besucht werden, die sie be-

<sup>1)</sup> Das ist historisch, ebenso, daß Zwingli ihm dieses Verhalten verdachte.



wirtet. Das Motiv von ‚Ultima latet‘, das in ‚Huttens letzten Tagen‘ untergebracht wurde, gehörte ursprünglich in den Roman.

Als mein Bruder krank war, in der allerletzten Zeit (bevor er nach Königsfelden kam), sagte er mir: ‚Wie unser Herr hat jeder Christ sieben Leidensstationen; und so teile ich auch den Komtur in sieben Tableaux ein, in sieben Leidensstationen.‘ Das ist das letzte Wort, das er über seine Sachen zu mir gesprochen hat.“

Später teilte mir Betsy gelegentlich einmal mit:

„Im Gespräch über die ‚Ursula‘ ließ mein Bruder gegenüber Gottfried Keller die Bemerkung fallen, sein Zwingli sei vortrefflich, aber der ganze, der bedeutende, der tiefe Zwingli sei das nicht. Gottfried Keller räumte das ein. Conrad beabsichtigte nämlich, im Komtur, wie er mir sagte, ein sehr ausgeführtes Bild des Reformators zu zeichnen, mit dessen Leben und Lehren er sich häufig beschäftigte.“

2. 1899 schrieb mir Betsy, als sie die Korrekturbogen meines Buches über ihren Bruder las: „Conrad erzählte mir, die Dolchepisode (Peregrin und Stemma<sup>1)</sup>) würde in den Komtur eingefügt werden und auf einem der katholischen Landvogtsitze bei Bellinzona einem Freunde Schmid, der mit ihm dort zu Besuch ist, zu stoßen.“

Übrigens ist nicht ausgeschlossen, daß noch diese oder jene Einzelheit, die ursprünglich für den Komtur ausgedacht war, in die Hochzeit des Mönchs, in die Richterin, in den Pescara einfloß. Das 1877 Haessel mitgeteilte Vorhaben, den Kampf und Gegensatz des humanistisch-ästhetischen und des reformiert-ethischen Prinzips darzustellen, berührt sich mit dem Grundgedanken des Plautus im Nonnenkloster, nur daß er hier noch durch den Widerstreit romanischer und germanischer Eigenart verstärkt wird.

Umgekehrt ist kaum auszudenken, wie Conrad Ferdinand Meyer die 1892 zweimal geäußerte Absicht verwirklicht hätte, den Dynasten als Episode in den Komtur einzugliedern: denn die Geburt des Komturs Schmid fällt mehr als dreißig Jahre nach dem Tod des Dynasten, und die Beschaffenheit der historischen Ereignisse, die der Dichter im Dynasten verwerten wollte, hätte eine beträchtliche zeitliche Verschiebung keineswegs gestattet. Selbst wenn er vorgehabt hätte, Figur und Taten des Dynasten parabolisch im Komtur uns erzählen zu lassen, so würde der Dynast, der nach Fragmenten und Aussage des

<sup>1)</sup> In der Richterin.

Dichters ungefähr die Ausdehnung des Heiligen, der Hochzeit des Mönchs, der RichterIn gewinnen sollte, als Episode die weitreichenden Ausmaße des Komturs, welche der Dichter in den Briefen immer wieder hervorhebt, unförmlich gemacht und seine Architektur geradezu gesprengt und zerstört haben. Möglicherweise hatte sich, als Conrad Ferdinand Meyer den Gedanken äußerte, den Dynasten dem Komtur einzuverleiben, unter der erschütterten Gesundheit sein ungewöhnlicher Künstlerscharfblick bereits getrübt, wie ja der sonst so strenge Baumeister schon in der Angela Borgia die konstruktiven Elemente nicht mehr völlig zu zwingen vermocht hatte. In gesunden Tagen beherrschte ihn dauernd die Furcht, sich im Stoff zu vergreifen, weshalb er seinen Vorwürfen immer wieder argwöhnisch die Mängel abtastete. Diese Gefahr, der er einigermassen in Engelberg und infolge der bereits geschwächten Kräfte in der Angela Borgia erlegen war, hat er immer von neuem dem Komtur angefühlt.

3. Conrad Ferdinand Meyer hat mir während meiner Zürcher Studentenzzeit einmal vom Komtur gesprochen. Der landfahrende Erzzauberer Faust sollte gerade zur Geburt des Konrad Schmid in das Küssnacher Bauernhaus geraten und mit geschraubten Worten dem Weltbürger das Horoskop stellen. Das berichtete ich Gottfried Keller, sowie auch, daß Zwingli als dem Freund und Mitstreiter des Komturs in dem Roman ein ansehnlicher Platz zugedacht war. Bei meinem nächsten Besuch sagte mir der Alt-Staatschreiber, der damals über seiner Urfula saß: „Weil Sie mir zu wissen taten, daß Meyer den Zwingli ausgiebig heranbringen will in seinem Neuesten, so habe ich in der Wiedertäufergeschichte, an der ich gerade bin, eine Sache weggelassen, damit wir einander nicht ins Sehege kommen<sup>1)</sup>. Nämlich als die Herren von Zürich mit dem Zwingli auf die Religionsdisputation nach Bern ritten, schloß ihnen das Städtlein Bremgarten die Tore. Darauf stieg die ganze Gesellschaft, der Zwingli mit, von den Rossen, um sich den Einlaß zu erzwingen, worauf aber die Bremgartener, als sie Ernst sahen, Raïson annahmen und aufmachten.“

---

<sup>1)</sup> Bächtold (G. Kellers Leben, III S. 257) berichtet von einer starken Streichung die Keller vornahm, als er im Sommer 1877 den Entwurf umarbeitete.

## VI.

Das Aureafragment beweist, wie ausgiebig der Dichter seinen Mörkoser zu Rute zog, beweist aber auch, daß er, nach seiner Gepflogenheit, das Gegebene kräftig verschob, umbog und umbildete und vom Recht des Hinzuerfindens entschiedenen Gebrauch machte. Das erhellt namentlich aus seinem Verfahren mit Konrad Grebel. Dieser ist sicher der seltsame jungalte Bettler des Fragments. Grebel, den übrigens der Dichter älter machte, als der historische war, wurde nicht zum Wassertod verurteilt, sondern starb vor Ende 1526 außerhalb des Kantons Zürich. Ertränkt wurde sein Freund und Gesinnungsgenosse Felix Manz, der, mit ihm getürmt und entronnen, rückfällig und hierauf verurteilt wurde.

Offenbar gedachte der Dichter in der Trias Schmid, Zwingli, Grebel die drei markanten Typen zu zeichnen, wie sie in allen Reformationen und Umschwüngen, in allen Revolutionen und Umstürzen sichtbar werden: der Komtur ist der auf das Ethische gerichtete, fest auf der Erde stehend, der das Neue begrüßt und mannhaft vertritt, der aber das Recht über alles stellt und allenthalben sittliche Maßstäbe anlegt. Zwingli ist der hochbegabte Tatmensch und Führer, der die Dinge lenkt und Widerstände bricht, aber gerade deshalb, bei aller Lauterkeit der Gesinnung, von Härte und Gewalt sich nicht völlig rein zu halten vermag. Grebel hofft und fordert von der Glaubensbewegung mehr, als sie zu erfüllen imstande ist, fällt infolgedessen Enttäuschung und Verbitterung anheim und scheitert schließlich, weil er sich nicht zügeln kann.

Der historische Grebel endete nach kurzem und verfehltem Leben. Nichts bezeichnet mehr den Geist, der Meyers Werk tragen sollte, als die Erfindung, daß er mit beruhigter und gereinigter Seele von seinen Irrwegen zurückkehrt.



Aurea<sup>1)</sup>.

## Novelle.

Über die untere Brücke in Zürich ritt, [bestaubt] auf einem bestaubten starken Rosse ein den langen Rock und die Kappe [de eines] (des) Prädicanten tragender bleicher Mann von scharfen und edeln Zügen. Ein Überrest ritterlichen Schnittes in seiner Gewandung und in dem Geschirr seines Pferdes, dessen Decke das Johanniter [wappen] (zeichen) trug, und eine durch die [geistliche Demut] [(protestanti Schlichtheit)] protest Schlichtheit schimmernde stolze Haltung deutete auf den durch die Reformation säcularisirten geistlichen Ritter. In seltsamen (sic) Widerspruch mit den [letz] (an Mauer und Gebäuden haftenden sichtbaren) Spuren des überall weggerissenen Kreuzes lag [dass] das verpönte Zeichen in der Gestalt eines kunstvoll gearbeiteten goldenen Krucifixes<sup>2)</sup> an (ebenfalls) goldenen [Kette] Comturkette sicher und unnahbar auf des (sic!) Brust dieses Mannes, der doch sicherlich, nach seiner übrigen Tracht zu schließen, an der so notwendigen als gewaltsamen rel. Umwälzung jener Tage nicht unbeteiligt geblieben war. [E]

Ein plögl. Zusammenströmen, Laufen und Stürzen [bes. der Marktweiber] der auf den Straßen befindlichen gegen den Platz vor dem Rathause, als fände dort ein unerwartetes und unangekündigtes, aber im höchsten Grade spannendes Schauspiel statt. Der widerlich gierige Ausdruck (und die gestreckten Hälse) der ihre gefüllten Körbe ohne Schutz auf der Brücke zurücklassenden Marktweiber, [und] die [zügellose] (rasende) Jagd der Schuljugend nach dem genannten Ziele verkündigte, daß dort etwas ganz Ungewöhnliches, etwas Blutiges und Grausames zu sehen sei. In der That, als der Comtur — als solchen,

<sup>1)</sup> Aurea ist eine Märtyrerin des 3. Jahrh., Schutzpatronin für die Belehrung der Sünder und für Kinder, die schwer gehen lernen; ferner Patronin der Kornträger, speziell derer von Rouen, die in den Hafen Getreide brachten. Sie wird in Beziehung gebracht zur h. Ursula und den 11000 Jungfrauen, an deren Seereise sie teilnahm. Heiligentag: 2. Mai. (Mitteilung von Prof. Dr. W. Köhler.)

Ein Zusammenhang zwischen Titel und Inhalt des Fragmentes ist mir unerfindlich.

<sup>2)</sup> Daß die Johanniter mitten auf der Brust ein goldenes Kreuz trugen, konnte C. F. Meyer im Neujahrsblatt von H. Heß (S. 2) finden; ebenso S. 11 aus einem Brief Bucers an Zwingli ersehen, daß sich dieser darüber beschwerte „in einer (unseres Wissens verloren gegangenen) Zuschrift, . . . daß er noch immer das Ordenskrenz trage“.

einen jetzigen oder gewesenen, bezeichnete den Reiter sein goldenes Brustkreuz — [in] der steilen Marktgasse zulenkte, die [Menge, ? der] Menschenanhäufung, welche nicht nach seinem Geschmacke (schien) meidend und nur einen flüchtigen Blicke (sic) über über die Kopf an Kopf gedrängte Menge sendend, erblickte er eine tumultuarische Hinrichtung. Ein ritterlicher Mann betrat eben das Schaffot.<sup>1)</sup> Einen Augenblick schien er ein letztes Wort an die Zuschauer seines Sterbens richten zu wollen. Dann hatte er sich anders besonnen. Ein Ausdruck eher (noch) der Lebens- als der Menschenverachtung ging über sein stolzes Gesicht, um dann gleich dem andern einer herkömmlichen, (in diesen (sic!) letzten Stunde) aber echten Frömmigkeit zu weichen. Er zeichnete [ein] mit [d] ausgestrecktem Finger ein Kreuz auf den [Breter]boden des Blutgerüstes, (und) kniete in dasselbe hinein. Der Comtur hatte das Haupt (ab)gewendet und so sah [er nicht] weder das fallende noch das eines (dicht) [neben] (vor ihm) ihm stehenden Bettlers, auf welchem sich das größte Entsetzen malte, ein so tragisches Entsetzen, wie das eines Orestes beim Anblicke der Furien.

Der Comtur hatte die Stadt durchritten und dieselbe durch das Stadelhoferthor<sup>2)</sup> verlassend, ließ er sein Pferd schlendern, in Gedanken versunken. Darum, so redete er innerlich, hat mich Zwingli in nichtigen Dingen nach Bern verschickt. Er hat Flug gethan; denn, bei Gott, [ich] und meinem Gewissen, ich hätte es (diese blutige Ungerechtigkeit) nicht geduldet. Wie. Ein Escher, ein gewissenloser Advokat, der zehnmal Schuldigere lügt sich frei, und Grebel, der stolze Mann, (und [tro] gerade) muß fallen, weil [seine] er (Lüge) Ausflucht verschmährt. Pensionen (von fremden Fürsten) hat er genommen. Er allein? Hunderte mit ihm. Sestern (noch) war es erlaubt, heute ist es verboten.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Der Ratsherr Jakob Grebel wurde den 30 Okt. 1526 mit dem Schwert gerichtet. (Mörkkofer II 59 ff.)

<sup>2)</sup> Ein Stadelhofer-Tor gab es nicht. Gemeint ist das Oberdorf-Tor, das den Eingang vom rechten Seeufer durch die Ringmauer in die Stadt erlaubte. Die Häusergruppe Stadelhofen und die sie gegen Zollikon hin abschließende Stadelhofer-Porte bestand damals noch nicht. (Vergl. 1) Wögelin, Zürichs ehemalige Stadtthore. Zürich 1840. S. 15 ff, 2) „Die sämtl. Porten und Fortifikationswerke in Zürich“. Zürich 1845.)

<sup>3)</sup> „Hans Escher wurde gegen die Bürgerschaft seiner Verwandten aus dem Gefängnisse entlassen; er durfte zwar seinen Beruf als Anwalt fortführen, blieb aber vom Räte ausgeschlossen.“ (Mörkkofer II S. 59.)

Zwingli trat mit aller Schärfe dem fremden Kriegsdienst und namentlich den damit zusammenhängenden Pensionen der Regierungsmitglieder entgegen. (Mörkkofer II S. 54 ff.)

[Und] Nahe Grenze. Und [seit es] wie viele Verbote werden (hier) straflos übertreten, wenn die Übertretung der Leidenschaft des Tages schmeichelt statt ihr zu widersprechen. Das ist die Republik! Hier fühlte aber der von seinem Sedankengange Sezogene gleich [mit], daß auch er die Grenze des Gerechten überschritten. Er änderte [seinen Sedankengang] denselben. Und Zwingli? Hier ging [sein] Denken (der Comtur) in einen Gefühl (über) und in ein aus treuester Freundschaft (zu) [(gegen)] (den Menschen ganzen) und entschiedenen Widerwillen gegen einzelne Seiten desselben so sich widersprechendes Gefühl so schillerndes Gefühl über, daß er, wie rathlos, [ein ] sein Inneres verlassend, in die Außenwelt blickte und — *lupus in fabula* — in das durch den [etwas harten] (thatkräftigen [energischen]) Ausdruck (das [blitzen] lebendige Auge, die [an] Stumpfnase) und [den großen Zwischenraum zwí von] Nase [zu Mund] (von d) [und] den [großen] energischen Mund das hartnäckige Kinn, kurz durch einen gewisse historische Prägung unter Tausenden kenntl. Gesicht des zürcherischen Reformators Ulrich Zwingli.

Dieser, [w] der wohl das Freie gesucht hatte, um ein (blutiges) Schauspiel auszuweichen, an welchem er (vielleicht) nicht unschuldig war, fiel dem Comtur in den Zügel und redete ihn (an) mit einer Lustigkeit, (zu) welcher der forschende Blick nicht stimmte. [an]. Heda, Comtur, du lässest dein Kößlein schlendern? Bist du verliebt? Wolan. Lege dein Kreuzlein ab [,] und wir gratuliren. Auf wann die Hochzeit, Das Gesicht des Angeredeten verfinsterte sich und ein scharfer ([bitterer]) Zug um den (feinen) Mund [wurde] wurde sichtbar, den Zwingli zu fürchten schien. Ohne den (unzeitigen) Scherz des Freundes einer (sic!) Wortes zu würdigen: [,] Und ich gratulire dir nicht, versetzte er, [durch] zu [die] der neue (sic!) Gewaltthat, welche [du] [(deine)] (die Geschichte) in [das Register deiner übrigen Ungerechtigkeiten] einzutragen gegeben hast. Die Hinrichtung Grebels wird auf dasselbe Blatt mit der Schwemmung der Wiedertäufer zu stehen kommen.<sup>1)</sup> Es ist überschrieben: *Huldrici Zwinglii iniquitates crudelitates et (diversa) facinora*. Damit sprang er leicht vom Pferde und schritt, dasselbe am Zügel führend, mit dem Freunde auf der nicht breiten Straße, welche

<sup>1)</sup> Der erste Wiedertäufer wurde erst am 5 Januar 1527 hingerichtet; zwei weitere am 5 Sept. 1527, ein vierter am 20 Januar 1530, der fünfte und sechste am 23 März 1532. (E. Egli, Die Zürcher Wiedertäufer.)

jetzt an einem Hügelrande (hoch) über den blauen (anmuthigen in der Trägheit eines Spatsommerabend<sup>1)</sup> ruhenden) See flut lief

Zwöngli [welcher dem Comtur] (antwortete ruhig) denn er hatte [ein nicht leicht aufzuregendes Naturell] ([Gewalt die Selbstbeherrschung der vollk.]): Also ich bin an allem [schuld, (?) [An] was hier [geschieht] — er deutete rückwärts auf die Stadt, an den Gesetzen, an den richterl. Urteilen, an den verhängten und vollzogenen Strafen.

Sicherlich, erwiderte der Comtur scharf und gereizt. Haft du dich doch in Rat und Gericht jedes Mannes entledigt, der einen Schein von (Urteil und) Selbstständigkeit bewahrte. Das scheint nun freilich bei euch großen Leuten (so [die]) Mode zu sein. Einen ganzen Wald von Creaturen haft du (um dich herum) gepflanzt. Dein Rat, d. h. der Rat unserer löbl. Stadt, welche (vollständigere) Sammlung von [aller Eßeln] (Tröpfen) gibt es auf der Welt. Dein Bürgermeister Walder<sup>2)</sup> — der prächtigste Strohkopf, Dein Ratschreiber, Beiel, (mit dem Gesicht wie ein Schlappschuh), der sich deinen „Leibeignen“<sup>3)</sup> nennt, schreibt einen solchen Prädicantenstyl, daß die Herrn von Bern, die immerhin zu regiren wissen, um eine kürzere und sachlichere Behandlung gebeten haben.<sup>4)</sup> Ja, wenn es sich um eine Ehebruch[ ] Sache handelte. Da hat der Beiel in seinem frühern Amt<sup>5)</sup> (Protokolle) eine (kühne) Phantasie entfaltet! Dein Feldherr, der Lavater, der schönste Mann und der größte Eßel in unserer Eidgenossenschaft. Ich freue mich zum Voraus, [Ali] wie der sich von den [Vier] Fünffört. wird [schlagen] ([platt zerquetschen]) lassen, [natürl.] wenn es zum

<sup>1)</sup> Der Tag der Hinrichtung Srebels war der 30 Okt.

<sup>2)</sup> Heinrich Walder. Einen Anhalt für dieses Urteil bei Mörkhofer II 131 ff.

<sup>3)</sup> Mörkhofer II 128: „... wie es, bei künftigen unvermeidlichen Kollisionen zwischen Staat und Kirche, mehr als unklug ist, wenn sich der künftige Stadtschreiber seinem Sönnner so zu Füßen legt, daß er ihm verspricht, „sich wie ein Leibeigener in den Angelegenheiten seines Herrn verhalten zu wollen“. — Werner Beyel erhielt auf Zwönglis Verwendung das Amt und versah es wohl. „Jedoch ist nicht zu verkennen, daß die zahlreichen Schriften der zürcherischen Kanzlei jener Zeit durch Schwerfälligkeit und Weitläufigkeit, durch eine Überladung mit Kleinigkeiten und Befangenheit des Blicks ... einen weniger günstigen Eindruck machen“ (Mörkhofer II 129).“ Übrigens fand Beyels Wahl erst 1529 statt.

<sup>4)</sup> Mörkhofer a. a. O. hebt die gegenüber den Schriften der Zürcher Kanzlei geschlossener Haltung, Kürze und Bündigkeit der Berner und Luzerner Urkunden hervor; II 365 Bern beschneidet „die bandwurmartigen Knäuel der zürcherischen Kanzlei“.

<sup>5)</sup> Mörkhofer a. a. O.: „Er wurde Schreiber des bischöflichen Hofgerichts und der Abtei Klingenthal und galt für den ersten und geschicktesten Notar von Basel.“

Kriege mit Ihnen (sic) kommt, wovon du des Nachts träumst und am Tage arbeitest, Uli! Natürl. ohne [seine] die Popularität zu verlieren.<sup>1)</sup> Man wird alle Schuld der Niederlage auf den Söldlin<sup>2)</sup> (und einen Junker) [schieben] wälzen. Denn beim Volk auch beliebt zu machen (sich einzuschmeicheln), das verstehen sie Alle (platter deine Geschöpfe) und es ist das Einzige was sie verstehen. Es ist mir noch wie heute. Weißt du, Uli, da sie dir (deine Feinde) die Scheiben einschlugen<sup>3)</sup> (oder ein paar Nachtbuben). [Dem] (Dein General [war] ist ein Elaser, [was] ganz in der Ordnung. [ist]. Statt seinen Lehrbuben auf das Schlachtfeld deiner zerbrochenen Scheiben zu schicken, erscheint er selbst, [zeigt] (ladet) sich [un] ladet in deine[n] Fenstern auf die Schulter stolzirt damit in gespreizter Landsknecht-Haltung durch die Stadt und ist von Stunde an ein pop. Mann. Wohin verlier' ich mich? Kurz, du, Ulrich Zwingli, befehlt in diesem edeln Turicum unumschränkt. Ein Winz von dir — Grebel lebte noch. Du hast (es geschehen lassen ergo du hast es verschuldet). Er schöpfte Athem. Zwingli, wie erleichterte (sic) durch die sichtl. [Übertreibung] (Laune), mit welcher der C. seine Allgewalt (und Verschuldg) übertrieb schwieg, als wollte er dem Freunde Gelegenheit geben, seinen ganzen Unmut redend und schmähend zu zerstören.

Und warum hast du dies Verbrechen<sup>4)</sup> begehen lassen, Uli? Nicht wegen dieses alten Junkers, sondern weil du in dem Vater den Sohn, den du hassest, erreichst und bestrafst, den Conrad<sup>5)</sup>, unser beider Jugendfreund!<sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> Hans Rudolf Lavater. *Mörklofer* I 296: „Aus der Volkmenge erhob sich die hohe und ansehnliche Gestalt des Rudolf Lavater, Landvogts auf Kyburg, eines Mannes, der auch im Auslande um seiner Schönheit willen Aufsehen erregte“. Daß er die Niederlage bei Kappel 1531 verschuldet, läßt sich nicht erweisen.

<sup>2)</sup> Heinrich Söldlin wurde, wohl mit Recht, beschuldigt, mit den Fünfförtischen im Einverständnis gewesen und die Niederlage bei Kappel verursacht zu haben. *Mörklofer* II 396 ff. 411.

<sup>3)</sup> 3 August 1525. *Mörklofer* I 311 ff.

<sup>4)</sup> Grebels Hinrichtung macht einigermaßen den Eindruck einer Ungerechtigkeit. *Mörklofer* II 59 ff.

<sup>5)</sup> Bullinger sagt: „Viele achteten, daß sein leiblicher Sohn Konrad nicht die mindeste Ursache an seines Vaters Tod gewesen.“ *Mörklofer* II 60.

<sup>6)</sup> Diese Jugendfreundschaft ist jedenfalls eine Erfindung des Dichters. Da Konrad Grebel 1517 auf der Universität Wien sich befindet, so wird er, dessen Geburtsjahr wir allerdings nicht kennen, um 1500 zur Welt gekommen sein, während Konrad Schmid 1476, Zwingli acht Jahre später geboren wurde. Auch schreibt Zwingli am 26 Aug. 1522: „Grebel, Ammann, Binder, die edeln und gelehrten Jünglinge“ (*Mörklofer* I 219).



[Dem ist nicht] Das ist nicht, versetzte Zwingli mit Überzeugung. Dem ist so erwiderte d Comtur, wenn du es auch selbst nicht weiß (sic), denn, wie alle gesunden Leute, kennst du dich nicht, Ali. [I] und leugnest den Haß, welcher unter ruhiger Oberfläche, [Platz] im Verlaufe deines kampfvollen Lebens in deiner Brust Platz gefunden hat. Du hassest den Conrad, wie nicht einen Zweiten. Ich wollte nur, du sähest dich im Spiegel, neben deinem Jugendgesicht, den hervorgetretenen Kiefer, den harten, verbissenen Mund — Und doch bist du es, welcher ihn in der [entscheidenden] (kritischen) Stunde seines Lebens ([auf dem Schei]) auf den Weg der Willkür, des [Wagnisses], des Irregangs, des Umsturzes (gestoßen hast) — nicht des Aufbruchs, denn er war kein (politischer) Rädelsführer nicht einmal ein Wiedertäufer und Schwärmer, sondern ein geistig und leibl. Heimatloser und Verbitterter. [Hättest] Er war (bes.) mein Neider, [I] warf Zwingli lächelnd ein.

Vielleicht, fuhr der Comtur gereizt fort, warum nicht? [Hatte er nicht Grund dazu] (War es für), da er, der Patrizier [einen] (angenehm) [Toggen] seine Vaterstadt von einem Toggenb. Kühbuben regiert sah! Du hättest du, der Erste, begreifen sollen, da du ja [in deinem] dem Adel in dem deinem Stieffohn, dem Meyer von Knonau gewidmeten Erz. B. <sup>1)</sup> so kriechend geschmeichelt hast. Warum hast du ihm <sup>2)</sup>, dem dazu Eig (Seeigneten) die gr. Professur nicht gegeben? Er versprach mir in die Hand, dir in deine Ref. nicht einzugreifen und es war der Versuch zu machen. Meinst du, ich kenne Leute deiner Sattung nicht? Vernichten, was im Weg steht, es zermalmen, vertilgen, so seid Ihr alle, Ihr Eroberer und Reformatoren, ihr Volksführer und Despoten.

Und das alles um eines sittl. so geringen Menschen willen, meinte der Reformator. Jetzt flammte [das] ein göttl. Zorn in den tiefblauen Augen des Comturs, aber sich gegen Zwingli wendend, wurde er einen Bettler gewahr der, ganz nahe, [vom S] (im Schatten von einer gewaltigen Eiche) an der Röhre eines Brünneleins tranß, die tottenbleichen

<sup>1)</sup> Gemeint ist das auch lateinisch erschienene, dem Stieffohn Serold Meyer von Knonau am 1 August 1523 als Patengeschenk zugeeignete „Leerbüchlin wie man die Knaben christlich unterwysen“ u. s. w. (Mörklofer I 208).

<sup>2)</sup> „Ihre (Grebels und Manz') Bitterkeit gegen Zwingli rührte zum Teil aus persönlichen Gründen her; Zwingli konnte ihnen die gehofften Anstellungen als Lehrer des Griechischen und des Hebräischen nicht verschaffen, ja zog schließlich den Sohn eines Landmanns, Jakob Wiesendanger oder Ceporinus von Dynhard, den Stadtbürgern vor.“ (E. Egli a. a. O. S. 19). (S. übrigens Mörklofer I 317 ff).

Lippen in den hellen Strahl tauchend. Das herabhängende, fast völlig weiße Haar ließ über den (nippenden) Lippen nur die [f] eine [feine] (schöne) [leicht] (fein) gebogene Nase und [die] eine gefenkte Wimper frei. Wäre nicht die [junge] schlanke und trotz ihrer sichtlichen Erschlaffung (junge) [edel] ([aber edle fein]) gewachsene Gestalt gewesen, das Gesicht des Bettlers hatte (sic) sechzig Jahre bedeutet. Diesen erblickend [wendete] (drehte sich) der Comtur, nach einem Momente größten Erstaunens, (rasch) auf den Fersen und begleitete den Freund, wieder einige Schritte zurück [um] auf der sich wendenden Straße und nahm dort von im Tone einer seltsamen Wehmut Abschied: Liebe zankt sich. Gesetze, Ali es war nicht hübsch, mich [nach Bern] wegen einer theol. Armseligkeit nach Bern zu verschicken, weil du meinen Einspruch gefürchtet hast. Der alte Srebel hat freilich (nach dem bürg. S) [das] sein Haupt verwirrt, und [ih] sein Blut vergießend oder vergießend (sic) lassend, hast du (dich) nur gegen die göttl. Gerechtigkeit, welche zugl. die Barmh. ist verfehlt. Transeat cum ceteris erroribus. Weißt du was? Komm morgen abends [nach] in die Comturei, zu einem Süpplein, einem Hechtlein und einem Trünkl. Wangensbacher. Wir plaudern in der ([abend]) Kühle, du nächtigst bei mir und in der heil. Frühe gehst oder reitest du zu deinem großen Münster zurück. Willt du? Zwingli nickte und sie schieden.

Als der Comtur [wieder], der sein Roß wieder bestiegen hatte, an der Eiche und dem Brunnlein vorüberritt, war [dort] kein Bettler mehr zu erblicken, weder dort, noch in den Büschen und auf den Wegen [der] ringsum.



Ich mußte es lange her, [sch] denn es war nicht das erste Mal, daß ich C. Srebels (Briefe) durchblättere: er war ein geringer Mensch, und auch die Frau, die der Gegenstand (dieses) seines ersten Abentheuers war, schien mir sittlich nicht hoch zu stehn<sup>1)</sup>. Dagegen [ist der] war der Brief mit einer gewissen (und natürlichen) Anmut in einem [löbl] gewandten Humanistenlatein geschrieben, in welchem sich Srebel ganz frei, jedenfalls weit freier als in der Muttersprache bewegte.

<sup>1)</sup> Mörkoser I, 281: "... wir finden ihn im Anfang des Jahres 1522 wieder in Zürich, wo er seine Geliebte heiratet, nachdem sie ihm schon 1520 einen Sohn geboren". Sein Leben und seinen Charakter schildert Mörkoser I 279—287.

Und — was diesem Schriftstück seinen größten Wert gibt — das Original ist verloren gegangen. Als [ich] (mich) neulich — es mochten zehn Jahre (seit jener genommenen Abschrift) vergangen sein — das Original wieder [ei] Einsicht nehmen wollte, siehe da fehlten die Blätter. Ich erinnerte mich nun freilich, daß dieselben schon dazumal lose waren, als ob der ehrbare Herr Simmler<sup>1)</sup> oder ein späterer Besitzer des Bandes mit Vorliebe zu ihnen zurückgekehrt und sie häufiger als [den] die übrigen (des Bandes) gehandhabt hatten. Kurz, dieselben konnten bei [irgend] einem Aufräumen verflattert sein, ohne daß irgendwem daraus ein gerechter Vorwurf erwüchse.

So [ist] (sind) [denn] diese Zeilen — [denn] auch meine erste Niederschrift ist (im Erlöschen) im Begriffe zu erlöschen — die einzigen Zeugen eines Abentheuers, das nicht zu den gewöhnlichen gehört.

---

<sup>1)</sup> Über die auf der Zürcher Stadtbibliothek liegende, im 18 Jahrh. entstandene Simmlersche Sammlung von Reformationsakten s. Mörkoser I, IV. Sie hat den Dichter hier auf den Gedanken gebracht, daß ein Simmler Orebels Briefe gesammelt habe.

# Der Dynast.

## I.

Während der jahrhundertlange Kampf der Habsburger mit den aufstrebenden Eidgenossen eine Menge schweizerischer Adelsgeschlechter zermalmete, wußten sich die Grafen von Toggenburg zwischen Segnern und Fährnissen nicht nur durchzuwinden, sondern Macht und Ansehen außerordentlich zu mehren. Sämtliche Vorfahren überbot an Regentengaben und Erfolgen Friedrich VII, der im Jahre 1400 zur Regierung gelangte. Nachdem er die Landstriche oberhalb und unterhalb des Walensees pfandweise an sich gebracht und dadurch seine rhätischen Besitzungen mit den deutschen verbunden hatte, gebot er über ein Gebiet, das sich vom Albula und Flüela bis an Rhein und Thur erstreckte und Vorarlberg und einen Teil des Rheintals bis an den Bodensee umfaßte. Es erforderte eine weitsichtige und fluge Politik, diesen Besitz namentlich gegen die demokratischen und kriegerischen Aufwallungen der Eidgenossen zu behaupten und, teilweise sogar mit ihrer Hilfe, auszudehnen. Der Graf verbürgrechtete sich mit Zürich, wurde Landmann zu Schwyz und schloß Landrechte mit Glarus und Appenzell. Und während er mit diesen wichtigsten Vertretern einer freien Entwicklung Hand in Hand ging und gelegentlich den einen gegen den andern erfolgreich auspielte, schlug er gegen jede demokratische Regung seiner hartgehaltenen Untertanen, die ihn, nach den Worten des Chronisten, fürchteten wie ein hauend Schwert, ohne Erbarmen los.

Allein dieses durch Kauf, Pfand und Heirat zusammengezimmerte Staatsgebilde, ohne Mittelpunkt, ohne Geschichte, ohne richtigen Zusammenhang mit dem Herrscherhaus und zwiesstämmig und zwiesprachig überdies, stand vor dem sichern Zusammenbruch. Denn der bedeutendste Toggenburger war zugleich der letzte seines Stammes.

Für zwei angrenzende Staaten war der Erwerb gewisser Teile aus seiner Erbschaft eine Lebensfrage, für Zürich und Schwyz.

Zürich hatte im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts mit erstaunlicher Kapitalkraft sehr rasch, ungefähr in drei Jahrzehnten, fast sein ganzes Gebiet erworben, durch Kauf, Pfandschaft oder Verbürgrechtung. Aber

noch fehlte der Stadt der Handelsweg nach Rhätien, die alte Völkerstraße vom Zürichsee durch die March nach dem Walensee und weiter nach Chur und dem Septimer und von da nach Italien. Und eben diesen Weg hielt der Toggenburger in Händen. Es war daher ein Hauptstreich der Zürcher, als sie es fertig brachten, daß sich der Graf schon 1400, also im Jahre seines Regierungsantrittes, mit ihnen verbürgrechtete und 1416 dieses Burgrecht in ein lebenslängliches und sogar noch fünf Jahre über seinen Tod wirksames umwandelte. Allein die Zürcher wollten es zu einem ewigen und dadurch den Toggenburger Landbesitz zu ihrem Eigentum machen. Dabei stießen sie mit Schwyz zusammen, das, gerade wie sie, durch natürliche Grenzen und die der Miteidgenossen gebunden, sich gleichfalls nur nach dieser einen Seite ausdehnen konnte. Über der Brust des Dynasten erhob sich der Zwist und trieb zum Krieg, erst zwischen den beiden hauptsächlichsten Erbansprechern, dann, weil Schwyz fraglos das formelle Recht auf seiner Seite hatte und Zürich gegen die Vermittlung der Bundesglieder sich sträubte, zwischen allen Eidgenossen und Zürich. Dieses verbündete sich mit dem alten Erbfeind Österreich, das seinerseits, da es gegen die Kriegsgewohnten Harste der Eidgenossen nicht aufkam, die Krone Frankreich zu Hilfe rief, worauf der Dauphin, der spätere König Ludwig XI, mit 50,000 Armagnaken ins Land fiel. Der dreißigfachen Übermacht erlag eine Abteilung des schweizerischen Heeres bei St. Jakob an der Virs nach einem so heldenmütigen Kampf, daß Frankreich von weitem Schritten gegen die Eidgenossen abgeschreckt und die Blicke der Welt auf die schweizerische Kriegstüchtigkeit gelenkt wurden.

Schon die Zeitgenossen mutmaßten in Friedrich VII von Toggenburg den Ursacher dieses ersten und schrecklichsten Bruderzwistes unter den Eidgenossen, des alten Zürichkriegs, wie man ihn nennt. Er habe den Schweizern die Schwänze zusammengebunden, behauptet der Zürcher Chronist Edlibach, indem er auf einen Hirtenbubenstreich anspielt <sup>1)</sup>. Diese Meinung ist begreiflich, aber unerwiesen und nicht einmal glaublich. Gewiß war Friedrich VII, so gut er sich aus Klugheit mit ihnen zu stellen mußte, den Eidgenossen im Grund seines Herzens abhold, die er Zeit seines Lebens die Augen begehrlieh auf sein Erbe richten sah und deren demokratischer Geist seinen Staat beständig anzufressen drohte. Und sicherlich war sein Verhalten notgedrungen ein zweideutiges. Er hinterließ kein Testament, selbst nicht eine letztwillige mündliche Verfü-

<sup>1)</sup> Chronik Edlibachs (Ausgabe Zürich 1847, S. 2).

gung. Und doch hätte gewiß der erfahrene, sündige Rechner leicht ein Vermächtnis errichten können, das die Zürcher und Schwyzer sofort in die brudermörderischen Waffen gejagt hätte. Nicht am Toggenburger lag die Schuld des Bürgerkrieges, sondern am naturnotwendigen Wettbewerb um seinen Nachlaß, und allerdings auch an der kurzfristigen, leidenschaftlich verrannten Politik Zürichs und seiner Führer, die dem Segner weder in der Diplomatie noch im Feld gewachsen waren. „Hätten diese“, sagt der treffliche Historiker Wilhelm Oechli, „es über sich gewinnen können, die Berechtigung der schwyzerischen Interessen anzuerkennen, hätten sie gewußt, zur rechten Zeit auf etwas zu verzichten, hätten sie nicht unter allen möglichen Vorwänden die Hand gierig nach allem ausgestreckt, was ihnen zukam und nicht zukam, so wäre der Eidgenossenschaft eine furchtbare Krisis erspart geblieben, und Zürich hätte sich nicht inmitten des kraftvollsten Aufschwungs, der gedeihlichsten Entwicklung zum Stillstand, ja zum Rückschritt verurteilt gesehen“<sup>1)</sup>.

## II.

Sehr wahrscheinlich lernte C. F. Meyer den alten Zürichkrieg und seinen Urheber schon auf der Schulbank kennen. In seiner Jugendzeit war die 1833 erschienene und später wiederholt aufgelegte „Schweizer Geschichte für Schulen“ des Johann Konrad Vögelin viel gebraucht.

Gewiß hat ihn außer Jenatsch und Konrad Schmid keine Figur der Schweizer Geschichte so sehr angezogen und beschäftigt wie der letzte Toggenburger. Auch hier gab es eine verdeckte Seele zu enthüllen, eine dunkle bedeutende Gestalt zu enträtseln, wozu das handfeste Wort des Chronisten ja geradezu herausforderte. Auch hier zeigten sich neben dem Helden merkwürdige, markante Köpfe, die den Stift des Charakteristikers lockten: der Zürcher Bürgermeister Stüssli, sein Segner, der Schwyzer Landammann Ital Reding, der Chorherr Felix Hemmerlin; auch hier starke Beschnehnisse, wild und rauh wie die Zeit, aber wie sie nicht ohne Größe: so vor allen die Heldenschlacht bei St. Jakob an der Aare.

Da diese Gestalten und Taten den Schweizern von Kind auf vertraut sind, so ist begreiflich, daß Meyer mit dem Dynasten ein Werk zu schreiben hoffte, das seinen Landsleuten eine Art Volksbuch sein würde.

<sup>1)</sup> W. Oechli, Bausteine zur Schweizergeschichte: Der Streit um das Toggenburger Erbe. Zürich 1890, S. 90.

Wann ihm der Gedanke an eine poetische Behandlung auftaucht, dafür fehlt jeder Anhalt. Er schreibt Otto Brahm (5 Dezember 1884), sein jetziger unendlich ergiebiger Stoff sei, wie alle seine Stoffe, zehn bis zwanzig Jahre alt. Aber damit läßt sich nicht viel anfangen. Fest steht dagegen, daß er im Februar 1880, nach der Beendigung des Heiligen, der im Januarheft 1880 der Deutschen Rundschau zu Ende gedruckt war, und nachdem der Komtur wieder hatte weichen müssen, die Arbeit an die Hand genommen hatte — wie lange schon, ist nicht auszumachen. Er meldet Professor Georg v. Wyß am 19 Februar, er habe in dieser ersten Jahreshälfte dem Züricher Taschenbuch eine kleine Novelle versprochen: „ein hübsches Motiv, aber mit einem starken und schweren historischen Hintergrunde. Konsultire ich nun die einschläglichen Bücher, so finde ich das, was ich wissen muß, entweder gar nicht oder entwickelt mit hundert anderem, um das ich nicht kümmern, während mir eine mündliche Unterhaltung mit Ihnen von 1—2 Stunden in präzisen Fragen und Antworten eine Woche Herumblätterns mit kargem Resultate ersparen würde. Der Gegenstand fällt nämlich in die Mitte Ihres Wissens, und ich bin überzeugt, daß Sie, um Rede zu stehen, sich nicht einmal besinnen müssen. Ich brächte dann Stift und Notizbuch mit.“

Im April dankt er für das Kollegienheft, das ihm Wyß überlassen: „es gibt vortreffliche Lichter“. Am 20 April tut er der Schwester zu wissen, er sei fleißig an der Toggenburger Novelle, die er jetzt nicht mehr „Zusammengebundene Haare“, sondern „Der Dynast“ nennen wolle. Am 30 April glaubte er den Gegenstand so ziemlich durchkomponiert zu haben. Erst auf die zweite Mahälfte meldet er sich bei Georg v. Wyß zu einem Besuch an. Ein anderer scheint nicht vorausgegangen zu sein; denn erst jetzt verrät er den Gegenstand: „Die ganz kleine Novelle, die ich auf dem Webstuhl habe, entwickelt sich aus den Worten der Chronik Edlibachs: es gehe die gemeine Rede, der Graf von Todenburg habe den Schweizern ‚die Haare zusammengebunden‘, und behandelt nur das Sterbebette des Dynasten“ usw.

Schon drei Tage vorher (14 Mai) hatte er Haessel mitgeteilt, „der Dynast (großartige Erbschleicherei um den Grafen von Todenburg) nehme solche Proportionen an und gehe auch so in die Tiefe, daß es ihn gereut hätte, ihn dem Taschenbuch zu opfern“.

Dann vergeht beinahe ein Jahr, vom Dynasten ist nicht mehr die Rede. Doch am 10 Mai 1881 skizziert er Louise von François ziem-

lich ausführlich das Motiv des Romans und meldet in der Jahresmitte dem Freunde Rahn, er freue sich auf die Novelle. Allein sie begann offenbar wenige Wochen später zurückzutreten, wie den Worten vom 17 August 1881 an L. von François zu entnehmen ist: „Auch der böse Dynast besucht zuweilen meine Einsamkeit, ohne um ein Haar besser geworden zu sein“. Fünf Wochen darauf hat er sich entschieden vom Gegenstand abgewandt; denn er schreibt der Freundin nach Weiffenfels, er bedürfe jetzt eines „erbaulichen“ Helden wie Hutten, nicht wie Jenatsch oder der Heilige oder der Dynast. Allein vierzehn Tage vor Jahreswende bekennt er doch wieder an die nämliche Adresse: „Der Dynast läßt mich nicht los: ,eine Geschichte des Bösen in einer genialen Renaissancenatur“. Er ließ den Stoff auch nicht aus den Augen, während er über einer andern Arbeit saß: „Hernach der Dynast!“ versicherte er L. von François im August 1882. Übers Jahr, vielleicht auf den Tag, vertraut er ihr: „Jetzt wollte ich den Dynasten beginnen (Sie erinnern sich, den Renaissance-Bösen), aber weiß Gott, meine liebe Vaterstadt (und von dieser wäre im Dynasten viel die Rede) fängt an, besonders seit sie sich so schrecklich selbst rühmt oder rühmen läßt, mir — was man so nennt — langweilig zu werden. Es ging nicht, trotz Stimmung. Das Schweizerische war mir zuwider.“ Wenn er am 11 März 1884 der Freundin schreibt: „Aber daneben habe ich meine Novelle, sie spielt in der Schweiz,“ so kann er den Komtur oder den Dynasten meinen. Fraglos hat er diesen letztern während des Jahres 1884 wieder ernstlich angefaßt; denn Anfang Oktober schreibt er dem Vetter Fritz Meyer, er habe mit dem Geschichtlichen seines Romans genug zu tun. Auf die Bezeichnungen Roman und Novelle ist schwerlich Gewicht zu legen: damals, wo die Ausdehnung der erst geplanten Schöpfungen noch etwas ganz Unbestimmtes war, brauchte er sie offenbar beliebig die eine für die andere. Am ersten November meldet er Haessel: „Diesen Winter wird der Dynast in Anspruch nehmen“, und fünf Wochen darauf Otto Brahm: „Mein jetziger Stoff ist unendlich ergiebig. Ich muß nur sehen, daß ich ihn ganz ausbeute.“ Es kann sich hier nur um den Dynasten handeln, den er damals wieder versuchte, weil er die Richterin, „die inzwischen von selbst zu Kräften kommen sollte“, zurückgelegt hatte (5 Dezember 1884). In der Tat kam sie derart zu Kräften, daß sie den Toggenburg zur Seite schob. Nach ihrer im Sommer 1885 erfolgten Vollendung sollte dieser nun ernstlich zu seinem Recht gelangen. „Diesen Winter möchte ich nicht verändeln:



ich nehme den Dynasten in Angriff" (an L. von François 6 September 1885). François Wille vernahm am 12 September: „Jetzt ziehe ich die Grundlinien des Dynasten, 3. T. nach früheren Niederschriften. Sie erinnern sich vielleicht des letzten Toggenburg, welcher der Schweiz den Bürgerkrieg hinterließ." Nach fünf Wochen erwähnt er in einem Brief an H. Lingg seinen neuen Roman, der in der Zeit des Konzils von Konstanz spiele. Aber jetzt machten sich Heinrich IV und Heinrich V wieder geltend (an Fritz Meyer 12 November 1885<sup>1)</sup>). Am 1 März 1886 hatten sie den Dynasten verdrängt: „Ich zweifle, daß der Dynast das nächste das Licht erblickende von mir sein wird. Die senile Leidenschaft der Habsucht zu schildern, komme ich immer noch früh genug. Überdies wird die Dramenversuchung immer stärker" (an François Wille). Vier Monate darauf schreibt der Dichter an Louise von François: „Auch der Roman hat Gestalt genommen, d. h. wieder in meinem Kopfe, geschrieben ist wenig." Aber plötzlich war dann Pescara in den Vordergrund gerückt. Nach seinem Abschluß sah sich Meyer abermals „fataliter gegen Drama und deutsche Kaiser getrieben" (an Louise von François 30 Oktober 1887). Auch Dinea meldete sich wieder. Allein der Dynast schien nun doch abermals obenauf zu kommen; denn Oktobermitte 1887 redigierte der Dichter das erste Kapitel, wie er Haessel meldete, dem er zwei Monate später auch zu wissen tat, der Dynast komme jetzt zuerst an die Reihe. Allein nun brach die Krankheit herein und vernichtete mit ihren Nachwehen beinahe für ein Jahr die Arbeitskraft. Er entschloß sich zum Toggenburger, weil er unter den vorhandenen Entwürfen der bequemste und verständlichste sei und er jetzt das Leichtere ergreifen müsse. Er diktierte das erste Kapitel (30 Oktober 1888). Aber da meldete sich die Angela Borgia zum Wort. Im Sommer 1889 gedachte Meyer „denn doch wohl den Roman zu beendigen, wozu er noch ein Jahr brauche". Er versprach im August 1889 das Werk dem Verleger, der ihn in S. Bernardino aufsuchte; allein im Mai 1890 meldete er ihm: „Zuerst kommt die Renaissance-Novelle und danach wollen wir sehen. Auch an dem Toggenburger dürfen Sie nicht verzweifeln." Drei Wochen später meldet er ihm in der Tat, er habe der Schwester ein Kapitel zum Grafen Toggenburg diktiert — vielleicht nur das retouchierte erste. Anfang Juli mußte er nur zu sagen: „Auch Friedrich II und der Toggenburger regen sich wieder". Er fühlte, daß seine beeinträchtigte Kraft die Vollendung irgend einer

<sup>1)</sup> Ungedruckt. Stadtbibliothek Zürich.

größern Arbeit in Frage stelle und er fortan viel Raum und Zeit brauchen werde, besonders für den Dynasten (an Haessel 14 September 1890). Der Hochsommer 1891 brachte den Abschluß der Angela Borgia. Jetzt wurde der Dynast abermals zurückgeschoben: „Ich beginne jetzt meinen Friedrich II mit Petrus Vinea, ein herrlicher Stoff, edle Menschen, keine oder fast keine Sträuel, große Probleme. Dann der Dynast, der recht in die Breite geht“ (an Haessel 28 September 1891). Die erschütterten Nerven des Dichters, der, wie die Schwester berichtet, unter den Sträueln des Borgiasstoffes gelitten hatte, scheuten offenbar vor der Härte des Toggenburgers zurück. Indessen stand dieser nach drei Wochen wieder voran, und der Dichter empfand Lust fortzufahren. Allein am 1 November war das Schwanken noch nicht völlig entschieden und die Zuversicht nur eine bedingte: „Ich denke nach Überlegung den Dynasten zu wählen . . . Auch fühle ich mich jetzt — dreimal unberufen — kräftig genug, die historischen Impedimenta zu bewältigen. Weil es doch einmal geschehen muß, warum nicht jetzt? auch freue ich mich im Grunde darauf“ (an Adolf Frey). Einen gewissen Druck, eine gewisse Mutlosigkeit verraten auch die drei Tage später an Haessel geschriebenen Zeilen: „ . . . meine neue Arbeit. Ich denke doch wohl, diese wird — trotz des lästigen geschichtlichen Staubes und Nachschlagens — der Dynast sein. Einmal muß er, vorbereitet wie er ist, doch geschrieben werden, und warum nicht jetzt?“ Kaum war das Briefchen in Leipzig angelangt, so sprach sich der Dichter von neuem Mut zu: „Die Überzeugung befestigt sich bei mir, daß jetzt der Augenblick da ist, den Dynasten zu schreiben. Für einmal werde ich den großen und weitläufigen Bau sorgfältig fundamentieren“ (an Haessel 5 November). Kaum anderthalb Wochen vergehen, so schreibt er seinen Entschluß am nämlichen Tage Haessel und mir: „Nun geht es ganz ernsthaft an den Dynasten.“ „Ich muß Ihnen doch mit einer Zeile sagen, daß ich den Dynasten ganz ernsthaft anpacke. Nur muß ich leider meine Augen mehr schonen, als mir lieb ist und ich es gewohnt war.“ Gleichsam um sich in seiner Schwäche und Unentschlossenheit vor sich selbst aufzufrischen, meldet er schon Tags darauf seinem Vetter Friedrich v. Wyß: „Ich beginne jetzt eine große Komposition (unter uns: der letzte Toggenburger).“ Und nach einer halben Woche an Haessel: „Der Dynast beschäftigt mich ausschließlich. Aber zwei Jahre werde ich brauchen“ (21 November 1891).

Es verflossen keine drei Wochen, so gab er den Dynasten auf und ging zum Komtur über, ohne sich zunächst darüber deutlich auszulassen.

Am 11 Dezember 1891 schreibt er Haessel: „Meine Freude ist der neue Roman ohne alle Grausamkeit“; und am nämlichen Tage dem Maler Stückelberg: „Meine Novelle <sup>1)</sup> hat wenigstens das Gute, daß sie mir jetzt, per Segenwirkung, einen kräftigen Stoß zu einem heimischen und sympathischen Stoffe gibt.“ Das kann sich nicht auf den Dynasten beziehen, den er pessimistischer als den Heiligen und grausamer als die Angela Borgia nannte. „Heimisch und sympathisch“ — das paßt durchaus auf den Komtur. Am 2 Januar 1892 drückt er sich gegenüber Haessel immer noch verhüllt aus: „Ich bin Gottlob noch recht erfindungsreich und werde meine neue große Leinwand leicht füllen, doch die Augen werden fortan eine Rolle spielen. Vor zwei Jahren wird der Roman nicht fertig.“ Die „neue große Leinwand“ kann sich auf den Dynasten wie auf den Komtur beziehen; eher allerdings auf den letztern, weil die Fabel fast völlig zu erfinden und die Erfindung des Dichters also in höherem Grade zu betätigen war, ganz abgesehen davon, daß er ihm vor Jahren einen Umfang zugehört hatte, der den des Jenatsch ums doppelte übertreffen sollte. Dann erfolgt die Erklärung: „Der Roman, an dem ich herumdenke, ist nicht der Dynast — denn dieser wäre noch grausamer als Angela und würde nur episodisch verwendet.“ Das Blatt ist undatiert, kann aber spätestens vom 22 Januar 1892 herrühren. Denn am 25 erhält Haessel den bestimmten Aufschluß: „Im Roman will ich durchaus etwas Wohltuendes, daher der Komtur. Alles Ergreifende wird übrigens aus dem Dynasten als Episode herübergenommen.“

Das letzte Briefchen an Wille (20 Februar 1892) schließt: „Nun wird es vieler und langer Geduld bedürfen, um die Arbeitskraft wiederherzustellen. Doch wünsche ich, es gelänge, da ich noch zwei Stoffe auf dem Herzen habe.“ Man kann fragen, ob der Dichter in seiner Ermüdung sich nicht verschrüb und zwei statt drei setzte, da nach Abschluß der Angela Borgia noch drei Stoffe miteinander rangen, von Kleinern, wie Duno Duni und der Klostersaufhebung usw. zu schweigen. Allerdings war erst der Hohenstaufe und dann der Toggenburger ausgeschieden worden, sodaß der Komtur allein zurück blieb. Aber es ist weder die Rede davon, noch auch nur denkbar, daß einer der Zurückgestellten endgültig verworfen worden wäre. Oder sollte der Dichter schließlich den Dynasten, weil er für ihn das Aufgehen im Komtur an-

<sup>1)</sup> Angela Borgia.

strebte, nicht mehr als selbständigen Stoff betrachtet haben? Der Gedanke an eine solche Verwertung eines Gegenstandes, über dessen Ausdehnung der Dichter fortwährend Klage führt, in einem andern Roman, kann, wie schon bemerkt, nur einer Trübung des ungewöhnlichen Kunstsinnes zugemessen werden.

### III.

Der Dynast teilt mit Hutten und Engelberg und wohl auch mit dem Komtur die Eigenheit, daß für sie ursprünglich ein viel geringerer Umfang in Aussicht genommen wurde als der schließlich bestimmte. Gleich die erste Äußerung des Dichters im Februar 1880 spricht von einer kleinen Novelle für das Zürcher Taschenbuch, wo auch der Schuß von der Kanzel erschienen war, von dessen Ausdehnung sie doch wohl annähernd sein sollte. Im gleichen Monat redet er wieder von einer kleinen Novelle. Zwei Monate darauf heißt sie die geringste der vier Novellen, die er auf dem Webstuhl habe. Noch Mitte Mai spricht er von der „ganz kleinen Novelle“.

Offenbar schwebte ihm ursprünglich mehr nur ein historisches Bild vor, in dessen Mitte das Sterbelager des Toggenburgers mit den Anverwandten und allen zum Erbe sich Zudrängenden und auf das Testament Begierigen stehen sollte — eine Art Gegenstück zum Sterbelager des greisen Attinghausen. „Die ganz kleine Novelle . . . behandelt nur das Sterbebett des Dynasten. Nun liegt mir daran, neben dem geschichtlichen Urteil über die Charaktere des Grafen, Redings, Stüssis, mir einen klaren Begriff zu bilden, wie ungefähr — frühere hingeworfene Worte vorausgesetzt — der Graf zwischen Reding und Stüssi, welche beide ich, einen kurz nach dem andern, an sein Sterbelager zu bringen wissen werde, den Streitapfel mit historischer Wahrscheinlichkeit werfen konnte, d. h. welche Länder seines Erbes und mit welchen verdeckten Worten er zweideutig beiden versprechen mochte. Diese verräterische Absicht ist natürlich nicht geschichtlich, aber psychologisch und poetisch wahr; es handelt sich nur darum, sie wahrscheinlich zu machen“ (an S. v. Wyß 17 Mai 1880).

Schon einige Tage vorher hatte er sich entschlossen, die Novelle dem Zürcher Taschenbuch nicht zu geben: „Sie nahm solche Proportionen an und ging auch so in die Tiefe, daß es mich gereut hätte.“

Später sollte der Toggenburger statt zu einer kleinen Novelle zu einem umfangreichen Roman verarbeitet werden. „Ich werde,“ schreibt der Dichter, „stark umbilden, die breite Romanform wählen und vor

allem fleißig sein müssen" (12 September 1885 an Wille). Ein Briefchen an Lingg berührt die „Stoffmasse des neuen Romans“, der in der Zeit des Konstanzer Konzils spiele. Ende 1886 gibt Meyer einen direkten Hinweis auf den möglichen Umfang des Werkes: „Dreißig Bogen wird Pescara nicht erreichen, eher der Dynast.“ Das wären wohl ungefähr die Ausmaße des Jenatsch. Den 17 Oktober 1888: „Auch bin ich jetzt gerade noch so herunter, um gerne ins Breite zu gehen.“ 28 September 1891: „Dann der Dynast, der recht in die Breite geht.“ 19 Oktober: „Es würde ein wahrer Roman.“ 5 November 1891: „Der große und weitläufige Bau.“ 17 November 1891: „Ich beginne jetzt eine große Komposition.“

Man weiß, wie Schiller, der gleich C. F. Meyer seine Probleme wesentlich mit historischen Figuren löste, über seine Stoffe seufzte. Meyer sieht daneben schweigsam aus. Eine Ausnahme macht er nur mit dem Dynasten. Von Anfang bis Ende begleitet er seine betreffenden Auslassungen mit Klagen über Fülle und Unhandlichkeit des historischen Materials. Gleich die erste: „Ein hübsches Motiv, aber mit einem starken und schwierigen Hintergrunde“ (19 Februar 1880). „Der Gegenstand ist aber sehr widerspenstig, doch, der Bienen muß“ (April 1880). „Mein jetziger Stoff ist unendlich ergiebig. Ich muß nur sehen, daß ich ihn ganz ausbeute“ (5 Dezember 1884). „Der geschichtliche Rohstoff ist unermesslich und schrecklich abstrus“ (12 September 1885). „Die Stoffmasse meines neuen Romans“ (20 Oktober 1885). „Das Kostüm, der geschichtliche Wust und alles das, was in den andern historischen Romanen die Hauptsache, mir aber lästig ist. Doch auch dies Letztere werde ich, des lieben Lesers wegen, sorgfältig und reichlich behandeln. Man kann mit Liebe das Stofflichste beseelen“ (20 Juli 1889). „Der Dynast mit seiner Fülle von Gestalten“ (22 Oktober 1891). „Auch fühle ich mich jetzt — dreimal ungerufen — kräftig genug, die historischen Impedimenta zu bewältigen“ (1 November 1891). „Meine neue Arbeit wird . . . . trotz des lästigen geschichtlichen Staubes und Nachschlagens der Dynast sein“ (3 November 1891). „Aber zwei Jahre werde ich brauchen, schon wegen der historischen Studien, die hier unerlässlich sind“ (21 November 1891).

Der Dichter, dessen Empfindung und Urteil hier allein in Betracht fällt, hat den Stoff mit Fug und Recht als einen unermesslichen und abstrusen bezeichnet. Die Masse der Tatsachen ist schon bedingt durch die Länge des Zeitraums: vom Regierungsantritt Friedrichs VII (1400)

bis zum Ende des alten Zürichkriegs (1450) vergeht gerade ein halbes Jahrhundert. Auch Jenatsch war ein verwickelter und mannigfaltiger Gegenstand gewesen; aber er war von vornherein einheitlicher, eine Kette von Freiheitskämpfen und auf die Befreiung des Vaterlandes abzielender Züge und Schachzüge. Und alle Ereignisse, so weit sie 3. T. auseinanderlagen, waren um den Helden gruppiert oder gruppierbar, und zwar in solchem Maße, daß das Schicksal seines Vaterlandes sein eigenes, daß die Seele seines Volkes die seine ist. Er steht überall derart im Vordergrund, daß wir nach seinem Tode nicht weiter zu lesen, nicht weiter zu fragen begehren. Bei den andern größern Werken Meyers war das Geschichtliche von Anfang an stärker auf das Privatschicksal zurückgeschnitten. Der Heilige zeigt den Zweikampf zwischen König und Kanzler, einen Zweikampf auf den gleichen Schauplätzen mit ungleichen Waffen. Die Hochzeit des Mönchs ist völlig Privatschicksal, auf historischen Hintergrund gezeichnet und von prachtvollem Rahmen umspannt. Die Richterin ist gänzlich erfunden und in so ferne und dunkle Zeit zurückgeschoben, daß geschichtliche Studien sich erübrigten. Die Versuchung des Pescara reduziert sich eigentlich auf die eine Szene, wo an den heimlich Todeswunden eine Aufgabe herantritt, die sein von der Welt nicht geahntes nahes Ende ihn abzulehnen zwingt. Die geschichtlichen Begleitumstände ließen sich unschwer gewinnen. Und vielleicht weil das geschichtliche Material reichlich aufgeschüttet sich darbot, hat der Dichter für seine Angela Borgia von dem, was im Werke des Gregorovius bequem gesammelt lag, etwas zu beträchtliche Beute gemacht.

Die Aneignung der, wie ihm schien, für den Dynasten notwendigen Kenntnisse wurde ihm ungewöhnlich und unvergleichlich schwer. Zwar bot Johann Kaspar Bluntschli im ersten Band seiner „Geschichte der Republik Zürich“ (1847) eine lichte und unparteiische Darstellung des alten Zürichkrieges, hervorstechend namentlich durch sicheres Verständnis der Rechtsfragen. Allein Meyers eigentliche Quelle und Vorlage waren J. v. Müllers „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft“, worin dem Thema rund 700 Seiten zufallen; das Werk enthält heute noch die umfanglichste Darstellung des Gegenstandes. Starke Farben und tausend Striche verlebendigen hier das Versunkene; eine Unmenge wörtlicher Zitate aus Urkunden und Chroniken rufen den einfachen Geist und die altertümlich kräftige Sprache vergangener Zeiten wach. Die entschiedene, mehr dichterische als kritisch wissenschaftliche Auffassung mußte dem Dichter behagen, der überdies auf diesen Blättern den letzten Toggenburger mit

psychologischem Verständnis und Anteil porträtiert und den Zürcher Felix Hemmerlin, dem übrigens auch Bluntschli auffallend viel Raum gewährt, ausführlich gewürdigt fand<sup>1)</sup>. Doch die ewig forcierte und farcierte, häufig genug auf Kosten der Deutlichkeit erzwungene Schreibart, die immer gleichen, mit dem nämlichen Pathos auf Haupt- und Nebensachen gesetzten Akzente, der Mangel an energischen Einschnitten wie an zusammenhaltenden Verbindungen, das Herauspressen einzelner Bilder zum Schaden eines gleichmäßig klaren Vortrags — alle diese Eigenheiten Müllers erschweren die Aufnahme und Einprägung der Tatsachen und ermüden bald. Man kann sich denken, wie häufig C. F. Meyer den III und IV Band seufzend aus der Hand gelegt haben mag.

Was er sonst noch benutzte, läßt sich nur teilweise ausfindig machen, wird aber schwerlich viel gewesen sein. Dieses und jenes mag er auf dem Lesesaal der Zürcher Stadtbibliothek gemustert haben. Fest steht, daß er 1883 von ihr das Trachtenwerk des Hefner-Alteneck entlieh<sup>2)</sup> und 1885 „den Hemmerlin“<sup>3)</sup>, worunter er sehr wahrscheinlich Balthasar Rebers Monographie über diesen verstand, auf die Bluntschli besonders aufmerksam gemacht hatte. Vielleicht benutzte er J. J. Hottingers Arbeit „Zürichs inneres Leben während der Dauer des alten Zürichkrieges“ (Schweiz. Museum für historische Wissenschaft, II Band 1838, Seite 124 ff und 351 ff). Möglicherweise las er schon in frühen Jahren in Ludwig Meyers von Knonau „Handbuch der Geschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft“ (1826 und 1829, zweite Auflage 1843) und den betreffenden Kurzen, aber prägnanten Abschnitt in Gerold Meyers von Knonau „Der Kanton Zürich historisch, geographisch-statistisch geschildert“ (1844). Ob er Placid Bütlers Arbeit „Friedrich VII, der letzte Graf von Toggenburg“ (I 1885, II 1889) kannte und verwertete, erscheint fraglich, obgleich ihn Georg von Wyß, auf dessen Veranlassung diese Dissertation geschrieben wurde, darauf hingewiesen haben wird. Ihm, wie Friedrich von Wyß, Rahn und Gerold Meyer von Knonau, verdankt er sicher manchen Wint.

<sup>1)</sup> Wie Schiller überm Tellstudium ein paar lyrische Motive, so erbeutete Meyer, als er den Toggenburg erforschte, das für „Kaiser Sigismunds Ende“ (Gesch. Schw. Eidgen. III S. 486). Vgl. C. El. Speyer „Die deutschen Kaiser in der Dichtung C. F. Meyers“ (Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen 133 S. 61).

<sup>2)</sup> Archiv der Stadtbibl. Zürich 101.

<sup>3)</sup> An Fritz Meyer (10 IX 1885). Ungedruckt. Stadtbibl. Zürich.

Zwei Studienblätter von der Hand Fritz Meyers sind übrig geblieben. Das eine verzeichnet die Besitzungen des Grafen Friedrich von Toggenburg, nach Allodien und Reichslehen und nach Pfandschaften geordnet. Das andere ist betitelt „Verhältnisse zwischen Graf Friedrich, Zürich und Schwyz 1400—1436“ und enthält einen Auszug der entscheidenden Verhandlungen und Verträge, die Friedrich einerseits mit Zürich, anderseits mit Schwyz geführt und geschlossen hat. Diesen Auszug fertigte der historisch geschulte Vetter im Auftrag des Dichters aus J. v. Müller und Johann Konrad Vögelins mehrbändiger Schweizer Geschichte an, die vor dem Schulbuch erschien, das der Knabe in Händen gehabt haben mag.

Wiederholt schob Meyer die Hemmungen, das Nichtvordrücken direkt und indirekt dem Material zu. So schreibt er am 4 Oktober 1884 seinem Vetter, der meinte, sich zum Diktatschreiben einzufinden zu sollen: „Inzwischen habe ich mit dem Geschichtlichen meines Romans genug zu tun“<sup>1)</sup>. Und ungefähr ein Jahr darauf: „Bei diesem schönen Wetter und den vielen Besuchen bin ich noch nicht über die Lektüre der Quellen und die Kapitel-Gruppierung hinausgekommen“ (17 September 1885<sup>1)</sup>).

Die unablässigen Beschwerden über die geschichtliche Bürde befremden weniger als die Seufzer über die erneute Notwendigkeit des Nachschlagens und Einblickens. Sie befremden, weil er 1880 lange Monate sich mit dem Gegenstand getragen, für ihn den Winter 1884/85 in Aussicht genommen und 1885 wieder ungefähr ein Vierteljahr darauf verwandt hatte. Er hatte sich doch in den Stoff nicht als Historiker eingegraben, der eine bestimmte Last von Einzelheiten sich aneignen und gegenwärtig halten muß. Er hat ihn durchgepflügt als Poet, der von vornherein weitaus das Meiste zur Seite warf und zudem hinreichend Übung und Entschlossenheit besaß, durch das historische Dickicht sich einen Weg zu hauen. Gerne betonte er im Gespräch, daß er mit geschichtlich überlieferten Figuren und Tatsachen selbstherrlich umspringe, daß das ein Dichter überhaupt müsse. Und in der Praxis verfuhr er nach diesem Sag. Darum erscheinen seine häufigen Klagen über den Ballast, so schwer er ihm tatsächlich auflag, immerhin auffallend, auch wenn man in Betracht zieht, wie viel er neben dem Dynasten wälzte. Allerdings die Stoßseufzer aus dem

<sup>1)</sup> Ungedruckt. Stadtbibliothek Zürich.



Jahr 1891 erpreßte ihm gewiß der Druck des herannahenden oder in seinen Anfängen eigentlich schon hereingebrochenen Leidens. Seiner zusammensinkenden Kraft war jeder Zwang zuviel, selbst der Gedanke, ein historisches Buch nachzuschlagen, eines Datums sich zu vergewissern. Dazu gefellte sich wohl die Erinnerung an die mannigfachen Mühsale, die ihm das Ringen mit dem widerborstigen Stoffe schon verursacht hatte.

So viel Plagen der Dynast ihm zufügte, so viel von seiner Zeit, die er immer mehr zusammenschmelzen sah, er ihn kostete, er hörte nicht auf, ihn zu lieben und darum zu loben. Zunächst hatte er wahrscheinlich schon, als er ihn zum erstenmal ansah, ein persönliches Verhältnis zu dem Gegenstand gefunden, das an seinen Ausspruch erinnert: „dans tous les personnages du Pescara, même dans ce vilain Morone, il y a du C. F. M.“ Er erklärte mir ausdrücklich, er gedenke das Mißtrauen des Alternden im letzten Toggenburger zu verkörpern. Dieses Altersmißtrauen mag er an sich selbst zuerst fühlbar wahrgenommen haben in der Mitte zwischen dem fünfzigsten und sechzigsten Lebensjahr, in jener Zeit also, wo er den Stoff auf den Amboss legte. Vielleicht hat ihn das innere Erlebnis erst zur Bearbeitung bewogen.

Freilich schrieb er Wille sechs Jahre später (1 März 1886), er komme immer noch früh genug, die senile Leidenschaft der Habsucht zu schildern. Diese Äußerung widerspricht nicht nur der früher mir gegenüber getanen, sie widerstreitet auch den ausdrücklichen Worten an Louise von François, er werde den Charakter des Helden als einen „ursprünglich edeln und immer großartigen“ zeichnen. Wäre das Pathos des letzten Toggenburgers lediglich senile Habsucht, so wäre die Möglichkeit einer großartigen Figur und insbesondere einer großen Meyerfigur von vornherein vereitelt. Ich vermute, der in seinen Briefen Übervorsichtige vermied vor seinem alten Freunde, der fortwährend in Meyers Zurückhaltung ein Erkalten der ehemaligen Gefühle argwöhnte, vom Mißtrauen des Alters zu reden, zumal Wille anderthalb Jahrzehnte mehr zählte.

Er rühmte dem Dynasten „einen sehr festen Knochenbau“ nach (17 Oktober 1888), „eine gewisse körperliche Schwere“ (1 November 1891); ferner „einen schweren sittlichen Gehalt“ (21 Dezember 1887), „eine starke ethische Basis“ (22 Oktober 1891). Er nennt ihn „weit und gerecht“ (15 August 1889) und lobt an ihm, er besitze „am meisten

ethischen Gehalt" (1 November 1891), d. h. wohl mehr als der Komtur und Friedrich II. Er betont die „großartige Fabel, wie sie sich mit gestaltet hat d. h. die Seelenvorgänge in der Hauptperson" (20 Juli 1889). Er vertraut, „der Dynast mit seiner merkwürdigen Fabel und der starken ethischen Basis, mit der Fülle seiner Gestalten, seine und vollstümliche, das könnte schon etwas werden" (22 Oktober 1891). Er hegte „gute Hoffnung, aus dem Dynasten mit der Zeit etwas nicht Kleines zu machen" (22 September 1891). Ihn dünkte, „der Dynast verspreche viel" (16 November 1891).

So hohe Worte ließ C. F. Meyer sonst nicht aus der Feder, wenn er über seine Entwürfe oder fertigen Werke schrieb. Er brauchte sie hier, um den Verleger, der ihm gern in seine Sachen hineinredete und über den voraussichtlich schlechten Absatz der eben auf dem Webstuhl liegenden Schöpfung Meyers zu jammern pflegte, in die Schuhe zu stellen und zu beruhigen. Er brauchte sie vor allem, um in jenen dunklen Tagen, wo er das unentrinnbare Herannahen der Schatten fühlte, sich selber aufzurichten und zu stärken.

Und freilich trug ihn die Überzeugung, etwas gefunden und erfunden zu haben, was sich zum Bedeutendsten seiner starkbeseelten, männlichen Monumentalepik ausgestalten ließe.

Sewiß würde er es erreicht haben, die Gestalt des greisen, vereinsamten Toggenburgers von einem Hauch herber dantesker Trauer umwittern zu lassen. Sewiß hätte er in der Szene, wo Stüssi und Reding am Lager des Erkrankten, belauscht von der hinter dem Bettvorhang halbverborgenen Tochter, schmeichelnd und drohend und dennoch vor den Listen des Erlöschenden erfolglos sich um sein Erbe bemühen, glücklich mit Shakespeare gewetteifert. Es ist unschwer auszudenken, daß er in jener andern Szene, wo alsbald nach der Bestattung oder noch während derselben der Bruderzwist auflodert, nicht darunter geblieben wäre. Und die Annahme liegt nicht ferne, daß er die Schlacht bei St. Jakob an der Birs so mächtig geschildert hätte, daß an Großartigkeit vielleicht kein Kampfbild eines deutschen Dichters sie erreicht hätte.

Dennoch ist es meine Überzeugung, daß er selbst bei längerem Leben und länger dauernder Kraft das Werk, dem er so viel Zeit und Sinnen geopfert, nicht vollendet hätte.

## IV.

Es gibt Stoffe, deren Tugenden so ungewöhnlich sind, daß man darüber ihre Fehler nicht sieht oder vergißt oder vergessen will. Diese Fehler sind organisch und angeboren und daher durch keine Erfindung, keine Kunst wegzubringen oder zu verdecken.

Zu diesen bei allen Vorzügen mit einem unheilbaren Fehler behafteten Stoffen gehört der letzte Toggenburger.

Der Gegenstand ist seiner innersten Beschaffenheit nach vorwiegend politisch, und zwar in solchem Maße, daß sich die politischen Elemente stellenweise nur in beschränktem Umfang abstreifen und hinter das rein Psychologische zurückstoßen lassen. Obnehin ist das Politische im Dynasten nicht erhebend wie z. B. im Jenatsch, wo es um den heldenhaften Freiheitskampf eines ganzen, wenn auch kleinen, Volkes geht. Sondern es ist nur Landgewinn und Erbhaber, es dreht sich nur um Besitz. Dieser Hader ist zunächst nur Intrigue und Erbschleicherei. Das Altersmißtrauen als die eigentlich führende und bestimmende Leidenschaft vermag wohl gewisse tragische Züge zu gewinnen, ist aber an und für sich nicht sympathisch, auch in großen Verhältnissen und an einer großen Figur nicht und kann daher nicht auf die Dauer fesseln. Auch bleibt schwer ersichtlich, wie auf diesem sterilen Grunde, der zwar gewiß eine großzügige Konstruktion und eine stolze Architektur erlaubte, das rein Menschliche, das Erwärmende, insbesondere die Frauengestalten so viel Raum finden konnten, daß wir zu dem Ganzen ein Herz fassen.

Vorausgesetzt, C. F. Meyer hätte bei ungefesselt ausschreitender und ungehemmt ausgreifender Kraft diese Mängel sämtlich überwunden oder doch wesentlich überwunden, es bleibt ein Fehler, über den keine Kunst Meister wird.

Die Handlung zerfällt in zwei Teile:

1. Alles, was vor dem Testament liegt und dazu führt;
2. der Erbkrieg.

Das Sebrechen besteht darin, daß nach der Abfassung des Vermächtnisses der Held stirbt, daß die um sein Erbe sich Befehdenden auf den Platz treten und daß ihre Kämpfe, also die Folgen des Testaments, nicht in Kürze, nicht etwa in einer großen Szene zu erledigen sind, daß vielmehr ihre einigermaßen ausführliche Darstellung oder auch nur die einer energischen Auslese ein unumgängliches sachliches Erfordernis bleibt, daß somit der Tod des Helden nicht der Schluß des Ganzen ist.

Man vergegenwärtige sich einen Kontrast aus dem oeuvre C. F. Meyers selbst — Jenatsch. Sein Tod ist der absolute Schluß des Werkes und verbietet der Phantasie geradezu die Frage, was nachher geschieht.

Die Erwägung drängt sich auf: hat der Dichter diesen Erzfehler gesehen? Und wenn ja, womit suchte er ihm zu begegnen?

Der ursprüngliche Plan zielte auf eine kleine Novelle, eine historische Skizze in poetischem Gewande, die lediglich das Sterbebette des Dynasten zeigen sollte. Dann geriet Meyer auf den Gedanken, statt eines Bildes eine ganze Galerie zu schaffen. Dabei, wenn nicht von Anfang an, muß sein ungewöhnlicher Kunstsinne den Fehler im Stoff entdeckt haben. Nicht ebenso klar gewahrte er vielleicht jene Mängel, die man als Gefühlsdefekte bezeichnen kann. Aber er gewahrte sie. Damit wurde er vor die Entscheidung gestellt, ob er den Gegenstand ausführen, ob er auf ihn verzichten sollte.

Er hat einige seiner Schöpfungen vollendet, ohne während der Arbeit sozusagen ein Wort darüber zu verlieren, außer daß er der Schwester, die um seine Pläne wußte, die erbetene Auskunft erteilte oder vor dritten sich seiner Erfinderlust und Schaffenskraft freute. Sobald er sich häufiger ergeht, deutet das schon auf eine Kontroverse, einen Anstand, eine Stockung, und die wiederholte Erwähnung solcher Dinge ist eigentlich schon eine verhüllte Klage.

Jetzt aber tat er, was er sonst, soweit ich sehe, nie getan hat. Er brach nämlich, sehr gegen seine Gewohnheit, Ostern 1881 einen Briefwechsel vom Jaun, und zwar mit Louise von François, und legte ihr, kaum hatte er ihn in Sang gebracht, am 10 Mai den Plan des Dynasten vor. Er beehrte nicht das Urteil eines Kritikers oder Literaturliebhabers, weswegen er auch seinen alten Freund Wille umging. Er wollte das eines respektablen produktiven Kopfes, der auf dem nämlichen Felde sich schon hervorgetan hatte.

Eine Stunde von ihm entfernt wohnte auf dem nämlichen Hügelzug zwischen Zürichsee und Sihltal Gottfried Keller. Meyer schätzte das schöpferische Genie, die Kunstseinsicht und zumal das feine, richtige Empfinden des Ältern nach ihrem vollen Werte ein. Mehr als einmal, wenn er mit irgend etwas von ihm erzählte, schloß er mit den Worten: „O du feiner Kerl, habe ich wieder denken müssen!“ Nicht viel mehr Zeit als der am 10 Mai 1881 an Louise von François gerichtete Brief hätte ihn ein Spaziergang auf dem Höhenweg nach dem Bürgli

geköstet, wo der alt Staatschreiber hauste. Der Verfasser des Jürg Jenatsch und des Heiligen wäre mit seinem Anliegen daselbst nicht nur vor die rechte Schmiede gekommen, sondern auch geziemlich aufgenommen worden. Denn trotz alledem besaß Keller, wie überhaupt vor jedem Könner, vor seinem Nachbarn am See einen ordentlichen Respekt. Aber es war nun einmal nicht Meyers Art, durch das Geschwätz hindurch, das Kellers Zechrunde als sein Urteil über den Heiligen verbreitet und vermutlich vergrößert hatte, einfach hindurchzuschreiten und zu Meister Gottfried zu gehen. Sondern nun geschah das Tragikomische, daß er an die Altjungfermanfarde in Weisensfels pochte. Er, der sich als unvergleichlichen Künstler ausgewiesen, wünschte daselbst zu vernehmen, „wie man einen Roman macht. Motiv, Ausführung, Selbsterfahrenes, Stimmung, wie viel Zeit erforderlich, kurz, die Geheimgeschichte Ihres Meisterwerkes.“ Und dann die Hauptsache: er unterbreitete ihr den Plan des Dynasten. Aber seine Hoffnung schlug fehl, so daß er ihr nie wieder etwas vorgelegt, sie nie wieder um ein Gutachten angegangen hat. Sie schrieb: „In Betreff Ihres neuen Romanprojekts, dessen vertrauliche Mitteilung mich stolz macht, fehlt mir, vielleicht aus Mangel historischer Detailkenntnis, die Brücke, ich meine, der mähliche oder plötzliche Übergang einer edeln hochstrebenden Natur zum niederträchtigen Betrüger und bewußten Verderber über den sonsthin versöhnenden Tod hinaus. Sie nennen seine Kinderlosigkeit — den Verlust seines Sohnes — als Motiv des Wandels *après moi le déluge* — Nihilismus im vierzehnten<sup>1)</sup> Jahrhundert! Nun, Sie werden es schon machen und sich davor hüten, eine menschliche Widerwart zu schaffen.“

Louise von François legt den Finger auf eine wunde Stelle, indem sie mit dem Wort „Widerwart“ andeutet, daß der Held nicht hinreichend sympatisch sein möchte. Wenn sie jedoch die Brücke zum Verständnis dafür, wie eine edle Natur zu einer verbrecherischen werden kann, in der Kenntnis des historischen Details sucht, so irrt sie: Ihrer sadengraden Seele ging das Gefühl für die rätselhaften Naturen ab, die C. F. Meyer so sehr anzogen; die Achse seines Planes, wie der Toggenburger zu seinem dämonischen Testament kommt, begriff sie nicht. Dagegen hätte eine gewisse Summe geschichtlicher Einzelheiten die feinsinnige Dichterin möglicherweise in den Stand gesetzt, den eigentlichen künstlerischen Bruch im Stoffe wahrzunehmen.

<sup>1)</sup> Es ist das fünfzehnte.

Wie immer dem auch sei, Meyer sah sich, obwohl sie ihm Auskunft über die Entstehung der letzten Reckenburgerin gewährte, im Hauptzweck seiner Anfrage enttäuscht: er hatte nicht Kritik und Bedenken, sondern Zustimmung und Ermutigung erwartet, die ihm ersichtlich so sehr not taten.

Der Bruch im Stoff, das Ausscheiden nämlich des Helden, forderte notwendig einen Ersatz. Sonst setzte sich auf den Stuhl des Poeten der Historiker, und an die Stelle des Einzelschicksals trat die Geschichte des alten Zürichkriegs. Jedes Privatschicksal aber, so trefflich es in die politischen und kriegerischen Begebenheiten verwoben war, mußte sich unbedeutend ausnehmen nach der überragenden Gestalt des Dynasten.

Hier gähnte die unübersteigliche Kluft. Selbst wenn Stüssi und Reding, der Geschichte gemäß, nach der Bestattung des Toggenburgers die führende Rolle übernahmen, sie reichten an den Abgeschiedenen nicht heran. Und vor allem, es blieb ein Wechsel des Helden, und an die Stelle des einen traten überdies zwei.

Mit welchen Mitteln der Erfindung C. F. Meyer diesem Übel zu begegnen gedachte, das entzieht sich unserer Kenntnis so gut wie völlig. Nur das ergibt sich, daß er von den zwanzig in Aussicht genommenen Kapiteln bloß vier, also nur ein Fünftel des Ganzen, nach dem Tod des Grafen spielen lassen wollte und daß er immer mehr darnach zielte, Geschichte in Privatschicksal aufzulösen.

Trotz den beständigen Klagen über den Ballast der überlieferten Tatsachen war der Dynast von Anfang an sehr stark auf Erfindung gestellt. Der Verlust des Sohnes, der Verkehr mit Visconte und die Reise zu ihm nach Italien, das Testament, die Frauengestalten und der Zusammenhang ihrer Erlebnisse mit Zürich, das alles gehört lediglich der dichterischen Phantasie.

Die Geschichte bot dem Dichter für den Helden und sein menschliches Geschick verhältnismäßig wenig Handhaben und wies ihn auf Schritt und Tritt auf sich selbst zurück. Chroniken und Urkunden reden fast immer nur von Käufen, Pfandschaften und Verträgen, zuweilen auch von Belagerung und Fehde. Somit bestand die Aufgabe des Poeten für die ersten vier Fünftel des Werkes im Ausspinnen des Überlieferten und im Erfinden, für das letzte Fünftel dagegen, wo der alte Zürichkrieg die fast unübersehbare Flut von Daten und Tatsachen heranwälzt, gipfelte sie darin, eine möglichst large Auslese zu treffen und wieder durch Erfindung das Ausgelesene zu vermenschlichen und unserer Teilnahme nahe zu bringen.

## V.

Wie viel von dem Werke, woran der Dichter, allerdings neben andern, alles zusammengerechnet, doch ein Jahrzehnt seiner besten Zeit gerückt, zu Papier gebracht wurde, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln.

Langmesser sagt: „In einer dunklen Stunde zerriß Meyer die umfangreichen Entwürfe zum Dynasten und drang darauf, daß alle Papierschnitzel des wertvollen Torfos vor seinen Augen durch die Magd dem Feuer übergeben wurden, trotz der Einsprache seiner treuen Sattin. Ewig schade um das damals schon weit gediehene Werk, von dem sich nur wenige Überreste erhalten haben“<sup>1)</sup>.

Dagegen ist einzuwenden: Es fehlt jeder Beweis dafür, daß 1) die vernichteten Papiere Entwürfe zum Dynasten, 2) diese Entwürfe umfangreich waren, 3) damals — Anfang 1892 — das Werk schon weit gediehen war. 4) Überhaupt weiß niemand, was und wie viel der Dichter vernichtete, weil niemand, auch die Sattin und die Schwester nicht, wußte, was alles vorhanden war. Frau Meyer kam dazu, wie er Blätter zerriß und in den Papierkorb warf; aber was sie enthielten, vermochte sie nicht zu sehen, und wie viele es waren, konnte sie deswegen nicht beurteilen, weil sie nicht wußte, wie weit der Papierkorb schon vorher mit anderm Papier gefüllt war.

Seit ich Meyers Nachlaß im ganzen Umfang kenne, bin ich zur Überzeugung gelangt, daß der Dichter nicht viel und nicht wahllos vernichtete, sondern mit voller Überlegung alles zurückbehielt, was er künftig hin zur Fortführung und zum Abschluß der geplanten Werke benötigte<sup>2)</sup>: vom Komtur, vom Dynasten, von Friedrich II, von Duno Duni und der Sanften Klosteraufhebung.

Meine Annahme wird kräftig gestützt durch sein Verfahren mit den Richterinf fragmenten. Er behielt zwei zurück, während er sonst Studien, Entwürfe, Skizzen zu seinen bereits gedruckten Sachen restlos vernichtete, so daß davon eigentlich nur übrig blieb, was die Schwester an sich zog und aufbewahrte. Jene zwei Fragmente hob er auf, weil sich das eine mehr mit dem Staufem als mit der Richterin, das andere nur mit ihm

<sup>1)</sup> S. 169.

<sup>2)</sup> Damit modifiziert und erledigt sich, was ich in meinem „C. F. Meyer“ 2, S. 355 gesagt habe.

befast, weil er sie beide verwerten konnte zu der Dichtung Friedrich II — Vinea, zu der er sich noch über der Arbeit an der Richterin entschlossen hatte.

Ich betrachte es ferner als ein bedeutames Zeugnis für meine Annahme, daß er die sämtlichen Anfänge zum Dynasten, auch die durch spätere Retuschen und Umformungen überholten, die Anfänge des Kapitels „Lese“ und des letzten, sowie die drei Blätter mit den Kapitelüberschriften verschonte. Nach meiner Überzeugung kam nicht mehr zustande als das erste Kapitel und die Anfänge des zweiten, sodann des erwähnten mittlern („Lese“) und des allerletzten. Er schrieb, nachdem er sich schon das sechste Jahr mit dem Stoff beschäftigt, am 17 September 1885 an Fritz Meyer, er sei noch nicht über die Lektüre der Quellen und die Kapitelgruppierung hinausgekommen. Ein Jahr darauf bekennt er Louise von François: „Auch der Roman hat Gestalt genommen, d. h. wieder in meinem Kopfe, niedergeschrieben ist wenig“. Im Winter 1890/91 las er mir das erste Kapitel vor, wobei ich den Eindruck gewann, daß mehr nicht vorhanden sei. Sehr bezeichnend äußert er sich gegen Friedrich von Wyß am 17 November 1891: „Ich beginne jetzt eine große Komposition (unter uns: der letzte Toggenburger)“.

Selbst die geschichtlichen Auszüge verschonte er, die Fritz Meyer in seinem Auftrag anfertigte.

Kurz, von einem weitgediehenen Werk und umfangreichen Entwürfen kann nicht die Rede sein. Ich glaube, vom Dynasten ist geradezu alles Entstandene erhalten, wenn auch nicht überall in den ersten Entwürfen. Nämlich das Folgende:

### 1. Kapitelüberschriften.

Drei Blätter von Meyers Hand (von mir A, B, C bezeichnet).

A nach der Handschrift 1884 oder 1885. B und C auf gleichem, aber von A verschiedenem Papier; Schrift etwa 1888.

### 2. Texte.

1. „Verstrickte Haare“. Anfang des ersten Kapitels. Zwei Seiten und zwei Zeilen. Hand Fritz Meyer. Offenbar Diktat nach nicht erhaltener Vorlage. Da C. F. Meyer am 20 April 1880 der Schwester schreibt, das Werk solle nicht mehr „Zusammengebundene Haare“, sondern „Der Dynast“ heißen, so mußte die Vorlage zu diesem Diktat vor



dem 20 April 1880 entstanden sein. Möglich ist auch, daß sich der Dichter nicht an seinen Titelvorsatz hielt.

2. „Der letzte Toggenburger“. Betsys Hand. Sechs doppelseitig und ein einseitig beschriebenes Blatt. Blatt 3 und 4 frischeres Papier, offenbar kopiert. Das Ganze ist wohl Diktat nach nicht erhaltener Vorlage. Meyer schreibt 8 Juni 1890 an Haessel, er habe der Schwester ein Kapitel zum Grafen Toggenburg diktiert. Schwerlich handelt es sich um das vorliegende Manuskript. Denn abgesehen davon, daß dieses zwei, nicht ein Kapitel enthält, die nachfolgend aufgeführten Fragmente 3, 4 und 5, welche die Handschrift in die Zeit vor 1890 weist, sind deutlich Weiterbearbeitungen von 2.

3. „Der letzte Graf von Toggenburg“. Meyers Hand. Schrift 1887 oder 1888. Zwei doppelseitig beschriebene Blätter. An Haessel 20 Oktober 1887: „Ich redigiere jetzt das erste Kapitel des Dynasten.“

4. „Der letzte Graf von Toggenburg“. Doppelseitig beschriebenes Blatt von Meyers Hand. Vermutlich gleichzeitig mit 3.

5. „Letztes Kapitel“. Doppelseitig beschriebenes Blatt von Meyers Hand. Wohl aus der gleichen Zeit wie 3 und 4.

6. „Der Dynast. Zweites Buch. Erstes Kapitel“. Zwei doppelseitig beschriebene Blätter (die vierte Seite nur etwas über eine Zeile) von Fritz Meyers Hand. Wahrscheinlich Diktat nach nicht erhaltener Vorlage.

7. „Der Dynast vor Gericht“. Zwei Blätter von Meyers Hand, das erste doppelseitig, das zweite auf der ersten Seite zur Hälfte beschrieben. Nach der Schrift ganz Ende 1891 oder sogar Anfang 1892.

## VI.

Die, wie die Briefe erhärten, vom Dichter beabsichtigte Ausweitung der ursprünglich in Aussicht genommenen kleinen Novelle von vielleicht drei bis vier Bogen zu einem Roman von vermutlich zehnfachem Umfang entsprang nicht bloß der Absicht, den Gegenstand, der anfänglich knapp gefaßt werden sollte, in reicher Fülle auszubreiten, sondern sie entsprang vorwiegend dem Bedürfnis, das Meyer gegenüber allen historischen Stoffen ins Recht treten läßt: zu Gunsten des Psychologischen das Geschichtliche zurückzudrängen.

Dieser Wandlungsprozeß, der ihm beim Dynasten ganz besonders schwer gefallen zu sein scheint, hinterließ mehr oder minder faßbare Spuren der verschiedenen Entwicklungsphasen:

1) Zuerst, wie bereits erörtert, handelte es sich um „eine ganz kleine Novelle“, um das Sterbebett des Dynasten (Februar 1880).

2) Am zwanzigsten April des nämlichen Jahres äußert Meyer der Schwester gegenüber den Entschluß, das Werk nicht mehr „Zusammengebundene Haare“, sondern „Der Dynast“ zu betiteln. Darf man daraus wohl schließen, daß nicht mehr vorwiegend die bloße Situation, der interessante Vorgang den starken Akzent empfing, sondern daß der Held, das seelische Motiv an vorderste Stelle gerückt war? Das dürften auch die am 14 Mai 1880 an Haessel gerichteten Worte nahelegen, der Novellenstoff habe solche Proportionen angenommen und sei so in die Tiefe gegangen, daß er den Dichter für das Zürcher Taschenbuch reue. Fraglos war es der eingetretene Tiefgang, der ein stärkeres Ausmaß der Proportionen nach sich gezogen hatte.

3) Das aufschlußreichste Entwicklungsdokument enthält das im Brief an L. von François am 10 Mai 1881 mitgeteilte „Roman-Motiv“:

„Erste Hälfte des XV Jahrhunderts. Konzil von Konstanz. In der Ostschweiz gibt es einen Dynasten, einen genialen Menschen, Graf v. Tockenburg, der mitten in dem aufstrebenden Freistaat, und mit Hilfe desselben, einen Staat gründet, immer höher strebt — (ich werde den Menschen noch vergrößern und ihn mit dem Zoller die Cur Brandenburg und — durch Huß — die Krone von Böhmen anstreben lassen), dann aber durch seine Kinderlosigkeit (ich lasse ihn im kritischen Augenblick seinen Sohn verlieren) die Beute der Schweizer wird und in einem solchen Hasse gegen dieselben entbrennt, daß er auf seinem Sterbelager Schwyz und Zürich mit dämonischem Truge beide zu seinem Erben einsetzt, wodurch der fürchterlichste Bürgerkrieg entsteht. Die Aufgabe ist, diesen Charakter (natürlich einen ursprünglich edeln und immer großartigen) durch alle Einflüsse dieses ruchlosen und geistvollen Jahrhunderts (Frührenaissance) zu diesem finalen Verbrechen zu führen.“<sup>1)</sup>

Dieser Plan zeigt, daß der Dichter seinen Zirkel allmählich mächtig ausgespannt hatte, mehr als dreißig Jahre zurück vom Sterbelager des letzten Toggenburgers. Es war ein kühner und verlockender Einfall, diesen auf das Konstanzer Konzil zu bringen, das geschichtlich für seine

<sup>1)</sup> L. von François und C. F. Meyer. Ein Briefwechsel. Herausgeb. von Anton Bettelheim. Berlin 1905 (S. 5 ff).

Machtentfaltung wie für die der Schweizer viel bedeutete, ihn nach der Kur Brandenburg und der Krone Böhmen streben und somit die Hand in die großen Weltdinge stecken zu lassen. Begreiflich, daß der Dichter jahrelang dabei verharrte: noch am 20 Oktober 1885 schreibt er Lingg, sein Roman spiele zur Zeit des Konzils von Konstanz. Immerhin ist möglich, daß er damals das Konzil nur als einen chronologischen Wegweiser für Lingg erwähnte und auf die Einfügung desselben in seinen Roman bereits verzichtet hatte. Denn die Kapitelüberschriften A, die nach der Schrift spätestens ins Jahr 1885 fallen, zeigen nichts mehr davon. Die weitgreifenden Aspirationen des Toggenburgers sollten, wie der Brief an L. von François zu verstehen gibt, ihm Relief und Größe verleihen, äußere und innere. Später setzte der Dichter an die Stelle des Verlangens nach Brandenburg und dem böhmischen Thron den Verkehr mit dem mailändischen Machthaber Maria Visconte, wodurch er auch in diesem Werk Anlaß fand, die geliebte italienische Frührenaissance heranzuziehen und so einen wirksamen Kontrast zu schaffen zwischen den halbbarbarischen Zuständen diesseits der Alpen und den teilweise raffinierten im Süden derselben. Übrigens liegt nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß die Wendung „durch alle Einflüsse dieses ruchlosen und geistvollen Jahrhunderts (Frührenaissance)“ die Verührung mit dem Herrn Mailands bereits vorsah.

Der Dichter stand schließlich vom Erscheinen des Toggenburgers auf dem Konstanzer Konzil und von allem damit Zusammenhängenden ab. Ein künstlerischer Grund, den ich, bewog ihn dazu: Die historische Last wäre zu umfanglich geworden, die Erzählung hätte spätestens zwanzig Jahre vor dem Tode des Toggenburgs beginnen müssen; und da der alte Zürichkrieg zwanzig Jahre nach seinem Tode endigt, so wäre ein Zeitraum von vierzig Jahren zu umspannen gewesen. Allerdings hätten die Konstanzer Dinge und was ihnen folgt, expositionell nachgenommen werden können. Es scheint mir aber unwahrscheinlich, daß Meyer ein solches Nachholen beabsichtigte, einmal, weil die Kapitelüberschriften A, B und C (vergl. Expositionsflanze zu Dinea) ausschließlich rein zeitliche Aufeinanderfolgen der Geschehnisse aufstellen, sodann weil sie gar nichts auf das Konzil Bezügliches enthalten und schließlich, weil die Geschehnisse doch wohl zu gewichtig waren, um irgendwo untergesteckt zu werden. Meyer hat freilich, um das gedehnte Feld des Jenatschstoffes einzugrenzen, sich mit Nachholen beholfen; aber er tat es nur mit einem Stück der verhältnismäßig nicht erheblichen Jugendgeschichte.

Alle vorhandenen fragmentarischen oder vollendeten Fassungen des ersten Kapitels beginnen mit dem Besuch des Kaisers Sigismund auf der Schattenburg und zeigen den Toggenburger schon als alten Mann. So auch das Fragmentchen 1, das wir ins Frühjahr 1880 und somit ungefähr dreizehn Monate vor den Brief an L. von François glauben setzen zu müssen. Und hier taucht nun ein Problem auf: wenn der Dichter seinem am 20 April 1880 der Schwester gegenüber geäußerten Titelvorsatz treu blieb und nicht mehr die Überschrift „Verstrickte Haare“ oder „Zusammengebundene Haare“ gebrauchte, so deckt sich also der ursprüngliche Anfang, wie ihn das Fragmentchen 1 bietet, mit allen spätern Anfängen, und diese wären somit nur ein Zurückgreifen auf dasselbe. Aber alle diese Anfänge gestatten doch nicht, die Konstanzer Konzil-Angelegenheiten des Toggenburgers unterzubringen! Nun ist zweierlei möglich: 1) Das Fragmentchen 1 stammt wirklich aus dem Frühling 1880, wo es sich noch um die „ganz kleine Novelle“ handelte und wo der Gedanke an das Hineinbeziehen des Konstanzer Konzils noch nicht aufgetaucht war. 2) Das Fragmentchen stammt aus einer Zeit nach dem obigen Briefe an L. von François, und der Dichter wäre also nicht beim Vorsatz geblieben, den Titel „Zusammengebundene (oder Verstrickte) Haare“ nicht mehr anzuwenden. Somit fehlt ein Fragment oder auch nur eine Kapitelüberschriftentafel, die dem L. von François mitgeteilten „Roman-Motiv“ entspräche. Allerdings war vielleicht damals, als er ihr schrieb, eine wirkliche Organisation des Stoffes noch gar nicht vorhanden, und der Dichter hatte erst mit einem Anfang einen Versuch gemacht.

4) Formuliert das Schreiben an die Dichterin das vermutlich erst sehr im Groben und lediglich nach seinen Hauptmöglichkeiten zurechtgezimmerte, im Einzelnen noch keineswegs durchgebildete und fixierte Dynastmotiv, das eben darum, weil das Meiste noch unbestimmt und das Bestimmte innerhalb des Rahmens noch nicht lokalisiert war, durch keinen Textversuch oder auch nur irgendwie gruppierenden Plan belegt ist, so gewähren die Kapitelüberschriften A Einblick in die nunmehr gewonnene Organisation und Gliederung des Stoffes, wie sie sich drei bis vier Jahre später im Geiste des Dichters auskristallisiert hatten. Die Handlung zerfällt in zwanzig Kapitel, von denen vier nach dem Tode des Toggenburgers spielen.

5) Wieder ungefähr drei oder vier Jahre später liegen die Kapitelüberschriften B und C, die möglicherweise im Abstand von wenigen Tagen,

wenn nicht am nämlichen entstanden. Auch hier Aufstellung in zwanzig Kapitel. In B bricht die Numerierung allerdings bei 10 ab; aber die Weiterzählung führt gleichfalls auf zwanzig. Der entscheidende Einschnitt fällt insofern an die gleiche Stelle als A 16, C 16 und das entsprechende Kapitel B die Bestattung des Toggenburgers enthalten.

Verschiedenes erweist indessen B und C als die Frucht weiterer Durcharbeitung. Mehreres in A Enthaltene erscheint in B und C nicht wieder: 1) „Der Sturz vom Pferde“, also der Tod des Sohnes, der offenbar in B und C als vor dem Beginn der Handlung liegend gedacht und daher nicht wieder aufgenommen ist; 2) „Der Diebstahl“ — was gemeint ist, wissen wir nicht; 3) „Der Fälscher“. Offenbar gedachte Meyer neben dem richtigen ein gefälschtes Testament einzuführen, weshalb A 15 lautet „Zwei Testamente“.

B und C zeigen ferner ein stärkeres Hervortreten der Privatschicksale. Wie viel hier gegenüber A neu ist, läßt sich nicht eruieren. Man darf nicht vergessen, daß die kürzere Fassung A verschiedenes Derartiges unter ihren Kapitelüberschriften birgt oder bergen kann, die nur zuhanden des Dichters aufgezeichnet wurden.

Die zwanzig Kapitel sollten offenbar wie Jürg Jenatsch in drei Bücher gegliedert werden. Unter den Kapitelanfängen nämlich trägt einer die bloße Überschrift: „Zweites Buch. Erstes Kapitel.“ Da dieser Anfang A 7, B 6 und C 7 entspricht („Die Lese“), so hätte also hier ungefähr nach dem ersten Drittel das zweite Buch beginnen sollen. Das dritte dann wohl nach dem Tod des Toggenburgers.

Mündliche Aufschlüsse und Mitteilungen helfen den aus Papieren geschöpften Einsichten stellenweise nach. Obenan steht, was mir Betsy Meyer 1892 anvertraute und ich damals sofort schriftlich festhielt. Es bezieht sich auf die Frauen im Dynast.

„Der Graf hat eine illegitime Tochter, noch halb ein Kind, sechzehn Jahre alt, als sie auftritt, mit langen roten Haaren, Flug und durchtrieben, doch aufopfernd, verhöhnt auf dem Schlosse des alternden Vaters, der sie halb verschupft und halb begünstigt und sie gern um sich leidet. Sie ist scheu und wild und doch zärtlich um den Vater herum wie ein Käzchen. Für sie sind alle Türen offen. Vom Vorhang halb verborgen, sitzt sie auf dem Betschemel beim Bett und hört schweigend den Sachen zu, die da verhandelt werden. Nämlich, der Roman sollte beginnen mit der Szene, wie der Graf im Bette liegt und die Gesandten der Züricher, Schryzzer und Glarner vor ihm erscheinen. Ihre Mutter wohnt als

Laienschwester in einem Kloster in der Nähe, eine ernste und redliche Bäterin. Zuletzt kommt Gerold von Edlibach, der Chronist, dessen Vater als Zürcher Abgesandter öfter zum Grafen fuhr, mit der Tochter zusammen. Der Schluß wäre: eine Friedensszene zwischen Rosen im Garten."

Trotz Betsy Meyer das Gedächtnis nicht, als sie diese Szene im Krankenzimmer als den Anfang des Romans bezeichnete, so hätte man es hier mit einer Entwicklungsstufe zu tun, die sonst nicht weiter belegt ist und jedenfalls nach B und C gehört, also mit der letzten erreichbaren. Da Betsy früher von ihrem Bruder ein Kapitel des Dynasten diktiert erhalten hatte und einen Teil des Sommers 1891 mit ihm auf Schloß Steinegg verlebte, so war sie gewiß wie niemand in seine Pläne eingeweiht, und ihre Erinnerung täuschte sie schwerlich, als sie mir, wenig mehr als ein Jahr später, die obigen Mitteilungen über die Frauen im Dynast machte. Wenn jemand, so mußte sie Bescheid über den allerletzten vom Bruder erfundenen Anfang des Werkes. Es ist kaum denkbar, daß sie mir statt des endgültigen einen frühern Anfang mitgeteilt hätte, einen, der noch vor jenem lag, den sie eigenhändig geschrieben hatte, abgesehen davon, daß sie im Frühjahr 1880, als der Bruder die ersten Umrisse des Dynasten versuchte, für längere Zeit im Ausland weilte. Daß ihr aber an die Stelle des ersten ein späteres eindrucksvolleres Kapitel gerückt wäre, das viel stärker als der Kaiserempfang auf der Schattenburg das Romanmotiv verkörpert, dazu kann ich mich nicht bereden.

Der Dichter selbst erzählte mir: „Der Toggenburger verliert seinen einzigen Sohn durch den Sturz des Pferdes im nämlichen Turnier, an dem auch die Söhne des Burggrafen von Nürnberg, des Hohenzollers, teilnehmen. Dieser Verlust vergrämt ihn, weil er seine Lebensarbeit verloren sieht, während der Hohenzoller Aussicht hat, sein Werk durch die Söhne weitergeführt zu sehen. Übrigens zeichne ich den Hohenzoller ganz nach dem Porträt Kaiser Wilhelms I.“

Einmal erzählte der Dichter meinem Bruder: „Bürgermeister Stüssi und Landammann Ital Reding fahren im nämlichen Schiff auf dem Walensee heim von einem Besuch beim Toggenburger, wo sie sich natürlich entgegengearbeitet haben. Plötzlich bricht einer der gefährlichen Stürme dieses Sees aus. Einer sitzt vorn in dem kleinen Schiff, der andere hinten und beide wünschen natürlich heimlich den Untergang des Widersachers und die eigene Rettung.“

## VII.

Die Textüberbleibsel, die schriftlichen und mündlichen Mitteilungen des Dichters und seiner Schwester erlauben, eine Reihe von Kapitelüberschriften zu belichten und zu enträtseln. Aber je mehr die Fabel des Romans, soweit sie eben in den Kapitelüberschriften niedergelegt ist, sich aus dem Feld der Geschichte auf die Erfindung, je weiter sie von den Schicksalen der geschichtlich ziemlich bekannten Figuren und ihren Taten sich zurückzieht in das erfundene Einzelschicksal völlig erdachter oder höchstens durch eine Urkundennotiz beglaubigter Personen, desto mehr und notwendigerweise oft völlig verjagten Erklärungsversuche, zumal einzelne Namen und ihre Zusammenstellungen in A, B und C nur dem Dichter etwas bedeuten konnten, uns aber unter Umständen so gut wie ratlos lassen.

## Erstes Kapitel.

A Der Kaiser. B Sigismund auf Schattensburg. C Sigismund auf der Schattensburg.

Auf der sogenannten Schattensburg in Feldkirch weilte Kaiser Sigismund vom 18 September bis Ende Oktober 1431 als Gast des Grafen Friedrich VII. Während dieses Aufenthalts gestattete er ihm urkundlich, innerhalb eines gewissen Verwandtenkreises über seinen Besitz testamentarisch zu verfügen (Bütler II S. 80).

Text der Fragmente: Der Abt von St. Gallen ist Eglolf Blarer, der, wie Friedrich VII ein Anstößer der Appenzeller, von diesen allerhand zu leiden hatte. Der Chorherr ist Felix Hemmerlin, den hier der Dichter bedeutend jünger macht, als er zu dieser Zeit war; er zählte 1431 zweiundvierzig Jahre.

## Zweites Kapitel.

A Der Sforzeske. B Tafel. Appenzeller. Der Abt. (Durchgestrichen: Streit zwischen Stüssi und Reding). Hämmerlin über den Adel. Lommis. C Tafel.

Es scheint nicht auszumachen, ob hinter dem Sforzesken eine historische Person steckt. Dem Wort gemäß ist darunter wohl eine Art Anhänger oder Sendling des Francesco Sforza zu denken, der damals schon, also um 1430, gegen Maria Visconti zettelte. In den Verhandlungen König Sigismunds spielten die Eidgenossen eine wichtige Rolle.

Er kam nach Zürich und Luzern, um sie zu einem Zug über den Gott-  
hard zu bewegen.

Text: Die Szene mit dem Appenzeller Sennen dürfte durch eine Anekdote veranlaßt sein, die Meyer, der besonders Charakteristiken in seinen Vorlagen sorgfältig zu lesen pflegte, in der Zeichnung Kaiser Sigismunds bei Johannes von Müller fand (III 2, 5): „Daher als die Zürcher eine Gesandtschaft zu ihm schickten, er seine Verlegenheit hinter leichtem Scherz verbarg, obwohl der muntere Vortrag (einer der Boten fing an zu reden, gar einen lustigen Sermon', Ludwig Edlibach) seine Aufmerksamkeit fesselte.“ Den Kaiser zeichnete der Dichter auch sonst ersichtlich nach Johannes von Müller. Der Gebrauch von *gemein* und *niederträchtig* im Sinn von herablassend und leutselig findet sich u. a. auch bei Jeremias Gotthelf: „Die Vorgesetzten rühmten mich und sagten, das hätte ihnen gefallen, daß ich gar so ein gemeiner sei und niederträchtig mit Jedermann“ (Schw. Idiotikon IV S. 311).

Hemmerlins Auslassungen über den Adel sind zurückzuführen auf sein umfangreichstes und bedeutendstes Werk, das gedehnte Streitgespräch zwischen einem Ritter und einem Bauern: „*liber de nobilitate*“, das übrigens erst während des alten Zürichkriegs entstand und über diesen eine Reihe wertvoller Aufschlüsse bietet. Es zeigt Hemmerlin als leidenschaftlichen Anhänger des Adels und besonders in dem Anhang *processus judicarius* als fanatischen Feind der gegen Zürich kämpfenden Eidgenossen, namentlich der Inneren Schweizer.

Ulrich von Lommis gehört gleichfalls der Geschichte an. Ein Lehensmann des Toggenburgers, wurde er 1421 Schultheiß zu Zürich und bekleidete mehrere Kommandos im Krieg gegen die Eidgenossen, die seine Burg zu Lommis im Thurgau plünderten und niederbrannten. Er fiel 1443 vor den Mauern Zürichs (J. A. Pupikofer, Gesch. des Thurgaus. Neue Bearbeitung I S. 494). Übrigens wird er, was auf eine ziemlich angesehenen Stellung deutet, auch erwähnt von dem Chronisten Fründ, von dem Jogen. Klingenberg und Edlibach. Was den Dichter an ihm anzog, was er mit ihm vorhatte, ist unerfindlich.

### Drittes Kapitel.

A Der Chorberr. B Sigismund und der Graf. Der Sforzeske. Stüssi. C Sigismund. Der Sforzeske.

B „Sigismund und der Graf“ läßt sich deuten auf die oben erwähnte, dem Toggenburger vom Kaiser gewährte Testierfreiheit.



#### Viertes Kapitel.

A Der Sturz vom Pferde. B Zürich. Schwur. Bei Hämmerlin. Bruna. — Tod des Sforzesken. Edelknabe. Die Gräfin. C Zürich. Die Zünfte. Die Böcke. Blunshly. (Über Blunshly übergeschrieben) Die Gräfin. Der Sforzeske.

B Was unter dem Schwur zu verstehen ist, entzieht sich der Vermutung. Die Gräfin ist jedenfalls die Gemahlin des Toggenburgers. C Die Böcke sind die älteste geschlossene, mindestens seit 1400 bestehende Gesellschaft Zürichs; sie tat sich im Kriege gegen die Eidgenossen rühmlich hervor und floriert heute noch. Hans Blunshly (Blunshli), ein Vorfahr des berühmten Juristen, wurde, eidgenössischer Gesinnung verdächtigt, im Frühling 1444 tumultuarisch hingerichtet.

#### Fünftes Kapitel.

A Die Beguine. B Töb. Violante. Der Graf. C (durchstr. Töb. Hämmerlin). Töb. Violante. Geschichte Brunas. Andeutung von Bruna.

Töb in der Nähe von Winterthur war ein damals weithin berühmtes Dominikanerinnenkloster. Die Frauengestalten sind völlig erfunden. An der Hand Betsys läßt sich wohl folgendes annehmen: Unter der Beguine A ist jedenfalls die Mutter der illegitimen Tochter des Toggenburgers zu denken; sie lebt als Laienschwester im Kloster Töb. A 6 Violante ist wohl ihre Tochter. Jedenfalls sind die A 5 und A 6 so Benannten zwei verschiedene Personen. In B sowohl als C hat der Dichter mit den Namen gewechselt. Denn offenbar heißt jetzt abweichend von A die Mutter Violante und die Tochter Bruna. Das darf man daraus schließen, daß nach Betsys Angabe am Schluß, also im zwanzigsten Kapitel, eine Verlobung der Tochter des Toggenburgers unter den Rosen des Gartens stattfinden sollte, während doch in B und C 19 Violante stirbt. Was „Andeutung von Bruna“ heißt, dafür fehlt jeder Aufschluß.

#### Sechstes Kapitel.

A Violante. B Lese. Beleidigung Stüssis. Rechtsb. in Zürich Stüssi rät ab. C Landsgemeinde. Violante und Lommis.

Eine Möglichkeit, die „Lese“ zu deuten, eröffnet die Überschrift des Fragmentes „Der Dynast vor Gericht“, sowie die Worte in B „Beleidigung Stüssis“ und „Rechtshandel in Zürich“. Tschudi berichtet nämlich von einem scharfen persönlichen Zwist zwischen Stüssi und Friedrich VII, der die politischen Verhältnisse sehr vergiftete. Der Bürger-

meister Rudolf Stüssi, selber geringen Herkommens, habe seinen Sohn Hans an den glänzenden Hof des Toggenburgers geschickt, damit er daselbst seine Sitte lerne. Die Sache habe aber fehlgeschlagen, weil der Sprößling ein „hochtragener“ Mensch war und meinte, es sollten sich gegen ihn, als eines Bürgermeisters Sohn, am Hofe „Stuhl und Bänke bücken“, so daß ihn die jungen Edeln als einen „hoffärtigen Süggel“ verspotteten und der Vater, heftig erzürnt über den Grafen, ihn wieder nach Hause rief und trotz aller Entschuldigungen von Stund an ein erbitterter Segner des Toggenburgers blieb. Es gewinnt den Anschein, diese Verbitterung Stüssis habe einen Rechtshandel zuungunsten des Grafen entscheiden helfen. Zwei Edelleute nämlich aus der Grafschaft Feldkirch, Heinrich und Wernher von Sigberg, versuchten gewisse Forderungen an den Grafen, die dieser bestritt, 1435 mit den Waffen geltend zu machen, worauf er ihre Burgen Sigberg und Aspermont zerstörte. Die Geschädigten trugen ihre Klagen dem Zürcher Rat vor, dessen Schiedspruch, anscheinend auf Betreiben Stüssis, gegen den Grafen ausfiel (Bütler II S. 94 ff).

Aus der Reihe „Lese“, „Beleidigung Stüssis“, „Rechtshandel in Zürich“ wage ich die Folgerung: die bacchantische Laune der Weinlesegesellschaft bringt den Spott über den jungen Stüssi zum Ausbruch, und daraus entspringt der Konflikt mit dem Vater und der für den Grafen ungünstige Urteilspruch. Übrigens gehörten die Brandis und Rhäzüns, die in der „Lese“ vorkommen, zu den nächsten Erbberechtigten des Toggenburgers.

Die „Landsgemeinde“ sollte, wie mir der Dichter erzählte, Wesen und Gewalt des Landammanns Ital Reding veranschaulichen. Es sollte sich darum handeln, einen Mann ins Landrecht aufzunehmen, der Blutschuld auf sich geladen. Reding empfiehlt ihn, weil man, wenn es gelte, einen tüchtigen Kriegsmann mehr zu gewinnen, auf derlei Dinge nicht allzuviel Gewicht legen dürfe. Dabei gedachte C. F. Meyer, das der Schwyzer Mundart geläufige Wort „immens“ zu gebrauchen, das er in irgend einer der vor 1890 in der Neuen Zürcher Zeitung erschienenen kleinen Dialekterzählungen Meinrad Lienerts gefunden hatte.

Es ist bemerkenswert, daß die Landsgemeinde in A 10 und B 9 steht, in C dagegen schon in 6. Offenbar hielt es der Dichter für geboten, den starken und gefährlichen Widersacher Zürichs früher, als er ursprünglich beabsichtigt, zur Anschauung zu bringen und den Szenerien in Bünden und Zürich einmal eine inner-schweizerische gegenüberzusetzen.

### Siebentes Kapitel.

A Die Lese. B Böcke. C Lese. Gerichtshandel. Andeutung.

### Achtes Kapitel.

A Der Diebstahl. B Gerichtshandel in Zürich. C 8 und 9 Zürich. Gerichtshandel (zwei Kapitel).

### Neuntes Kapitel.

A Das ungerechte Urteil. B Landsgemeinde Schwyz.

„Das ungerechte Urteil“ bedeutet wohl den zum Nachteil des Toggenburgers gefällten Schiedspruch. „Der Diebstahl“ sollte vielleicht einen Teil des Gerichtshandels bilden. Das würde den beträchtlichen Raum erklären, der ihm in C zugewiesen ist: 7, 8 und 9 Kapitel.

### Zehntes Kapitel.

A 10 Landsgemeinde, 11 die Einsamkeit. B Vereinsamung. C Vereinsamung.

Das Kapitel „Vereinsamung“ liegt auf der Entwicklungslinie des psychologischen Motivs. Indessen mögen ein paar eindrucksvolle Sätze Joh. v. Müllers (III 2, 3) mitgeholfen haben: „Die Kräfte fingen an, ihn zu verlassen. Da wurde er der Menschen und der Welt überdrüssig. Er teilte sich nun zwischen der einsamen Stille einer Wohnung, die er sich bei den Gräbern seiner Väter bereitet, und seinem Hofe zu Feldkirch. Hier übereilte ihn der Tod.“

### Elftes Kapitel.

B Szene in Bünden. C Szene in Bünden.

### Zwölftes Kapitel.

A 12 Der Fälscher. 13 Der graue Bund. 14 Maria Visconte. B 12 Der Visconte. C 12 Der Visconte.

Was „Szene in Bünden“ bedeutet und daß sie mit „Maria Visconte“ zusammengehört, erfuhr ich zufällig, als ich im Winter 1890/91 auf Veranlassung C. F. Meyers eine Reihe kleiner Festspiele<sup>1)</sup> schrieb, die er mit freudigem Anteil begrüßte und begleitete. Zufolge seiner Vorliebe für Bünden und Bündner Geschichte wünschte er in der Reihe dieser dramatischen Szenen auch den Bundeschwur zu Trons, der den 16 März 1424 beschworen wurde. „Sicherlich, teurer Herr, ist Ihnen

<sup>1)</sup> Adolf Frey, Festspiele zur Bundesfeier 1891. Aarau H. R. Sauerländer. Vierte, durchgesehene und stark vermehrte Auflage „Festspiele von Ad. Frey“. 1912.

über Nacht zum Bewußtsein gekommen, daß zwischen Faenza und Morgarten der Bundeschwur der Länder, den wir ja gerade feiern, nicht fehlen darf. Dennoch würde ich, in geschickter Kontrastierung mit dem Länderschwur, den spätern Bündnerschwur nicht fahren lassen, als Vertretung der ganzen übrigen Schweiz. Die Wiederholung — Verstärkung — Befolgung des Beispiels — könnte zur Schönheit werden" (8 Januar 1891 an Adolf Frey). Da diese Zeilen meine Bedenken gegen zwei Bundeschwüre nicht entkräfteten, so sagte er beim nächsten Wiedersehen: „Wissen Sie was? Ich trete Ihnen ein Kapitel aus meinem Roman ab: Der Dynast reist zu seinem Freunde, dem Visconte, wo er alle Feinessen der welschen Diplomatie lernt. Während seiner Abwesenheit in der Fremde beginnen in seinem Lande Unordnung und Rechtlosigkeit einzureißen, und um sie abzuwehren, verbünden sich die Bündner unter dem Ahorn zu Trons. Unerkannt und unbemerkt kommt der Graf auf der Heimkehr mit seinem Gefolge lust zum Schwur.“ So sehr es mich lockte, ich lehnte sein Anerbieten ab. Als wir uns wieder sahen, lachte er und rieb sich vergnüglich die Hände: „O, wie bin ich froh, daß ich meine Sache wieder habe!“

Wahrscheinlich hatte sich zur Zeit, als mir der Dichter diese Szene zuzuhalten beabsichtigte, in seinem Plan eine zeitliche Vertauschung der Vorgänge vollzogen. Denn sonst müßte doch die Reihenfolge der Kapitel eine umgekehrte sein, nämlich: „Maria Visconte“, „Szene in Bündlen“.

#### Dreizehntes Kapitel.

B Szene mit dem Becher. C Szene mit dem Becher.

#### Vierzehntes Kapitel.

B Testament. C Testament.

#### Fünfzehntes Kapitel.

A Zwei Testamente. B Szene der Erben. C Szene der Erben.

#### Sechzehntes Kapitel.

A Das Begräbniß. B Bestattung und Krieg. C Bestattung und Krieg. (Nachträglich hinzugesetzt) Hämmerlin gefangen.

In B sind Kapitel 13, 14, 15, 16, die den betreffenden in C entsprechen, durch eine Klammer zusammengefaßt und 1—4 numeriert. Sie sollten also wohl eine Gruppe für sich bilden; stellen sie ja doch den ursprünglichen Kern der geplanten „Meinen Novelle“ dar. Mit Bewußt-

sein von der Geschichte abweichend, wonach Friedrich VII kein Testament hinterließ, und poetischen Forderungen nachgebend, hat der Dichter offenbar anfänglich sogar zwei Vermächtnisse angenommen, vermutlich eins für Zürich, das andere für Schwyz. Das wäre die Verkörperung der im Mai 1880 im Brief an Georg v. Wyß aufgeworfenen Frage, welche Länder seines Erbes und mit welchen verdeckten Worten der Graf zweideutig beiden versprechen mochte. Möglicherweise läßt A 12 „Der Fälscher“ sich auch dahin auslegen, daß ein Dritter neben dem echten ein gefälschtes Testament herstellte. Dieser Gedanke, den C. F. Meyer offenbar wieder fallen ließ, mag ihm besonders noch nahe gerückt worden sein durch den Pseudoisidor, den er längere Zeit als selbständiges Novellenmotiv auszubilden gedachte. Die Szene mit dem Becher mag irgendwie mit der Abfassung des Testaments zusammenhängen, entweder so, daß der kranke Dynast durch einen stärkenden Trank zu einem dem Willen der gerade um sein Lager Anwesenden entsprechenden Testament instand gesetzt, oder vielleicht so, daß er durch einen betäubenden oder giftigen Trank an einer Änderung oder an einem Zusatz, wenn nicht an der Abfassung überhaupt, verhindert werden sollte, sei es, daß der Versuch gerät oder mißlingt.

Daß die Gefangennahme Hemmerlins in C gleichzeitig mit dem Kriegsbeginn angesetzt wird, bedeutet eine starke Verschiebung der geschichtlichen Tatsache; denn sie erfolgte erst nach dem Friedensschluß 1454.

Wenn ferner die Zusammenstellung „Bestattung und Krieg“ bedeutete, daß der Bürgerkrieg als die unmittelbare Folge des Todes Friedrichs VII erscheinen sollte, so hätte das direkte Auslodern der Feindseligkeiten hinter dem Sarge wohl eine der wirksamsten Szenen des ganzen Romans ergeben. Die Geschichte freilich weiß, daß es den Bemühungen der Miteidgenossen gelang, den Ausbruch noch vier Jahre nach dem Tode des Grafen hintanzuhalten.

#### Die vier letzten Kapitel.

A 17 Bürgerkrieg. B 17 Schreckens (durchstrichen Revolution) in Zürich. C 17 Schreckensherrschaft. (nachträglich zugesetzt) Lommis todt.

A 18 Der Justizmord. B 18 St. Jakob an der Brs. C 18 St. Jakob. Der junge Friedrich. Hallwyl.

A 19 St. Jakob. B 19 (durchgestrichen Hämmerlein †). Tod von Violante. Der Abt. Hämmerlein †. C 19 Violante †. Der Abt. Hämmerlein †.

A 20 Friede. B Albis-Kilchberg. C Albis Kilchberg.

Justizmord und Schreckensherrschaft in Zürich beziehen sich auf die schon erwähnte blutige Serralttat der österrerrichschrhen Partei, die einige eidgenössischer Sefinnung Verdächtige, darunter Hans Bluntschli, durch einen Volksauflauf aus der Ratsversammlung holen und hinchrichten ließ.

Der „junge Friedrich“ war der vom Basler Rat gesandte Eilbote, der die „mutbrünstigen“, wie Tschudi sagt, Eidgenossen vom Angriff auf die übermächtigen Armagnaken abhalten sollte und von ihnen erschlagen wurde<sup>1)</sup>. Thüring von Hallwyl war der Kommandant der Zürcher Truppen.

Die Veränderungen in A, B und C erweisen, daß Meyer die wenigen Szenen, die er aus dem Wirrsal des alten Zürichkriegs herausgriff, im Verlauf der Arbeit immer stärker mit Privatschicksalen durchwirkte. So hat er, wie die blässere Tinte zeigt, nachträglich in C 16 beigefügt „Hämmerlin gefangen“ und in C 17 „Lommis todt“. Ebenso sind in C 18 hinzugebracht „der junge Friedrich“ und „Hallwyl“. B 19 und C 19 sind anscheinend völlig von Privatfabel gefüllt, wobei, wie früher die Sefangennahme, der Seschichte zuwider auch der Tod Hemmerlins um Jahre vorausgenommen und möglicherweise im Zusammenhang gedacht ist mit dem Abte Eglolf Blarer, der schon im ersten Kapitel des Romans als ein Segner Hemmerlins gezeichnet wird. Privatschicksalen vorbehalten ist offenbar auch das letzte Kapitel, wenn wirklich, woran ich nicht zweifle, „Albis-Kilchberg“ die Verlobung Edlibachs mit der Tochter des Dynasten (gemäß der Angabe Betsy Meyers) schildern sollte. Die im Fragment dieses letzten Kapitels erwähnten „Schwertler“ sind identisch mit den Böden, zu denen Edlibach jedenfalls gehört.

Wie viele Einzelzüge, soweit sie aus den Kapitelüberschriften faßbar sind, sich auch auf Seschichtliches zurückführen lassen, sie erlauben doch keine Erkenntnis der Einzelschicksale, in deren Erfindung natürlich vorwiegend die Bewältigung des historischen Materials und seine Überführung ins Poetische lag.

<sup>1)</sup> W. Wackernagel, Die Schlacht bei St. Jakob. Säcularschrift d. hist. Sefellschaft Basel 1844. S. 7 berichtet der Sperrer: „einen Diener genant friedrich was von stroosburg“; und S. 14 Heinrich von Beinheim: „ein soldner von Basel mit Namen Friederich von Straßburg“. Vergl. übrigens August Bernoulli, Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Basel 1877. S. 17.

Woher Meyer den Namen des Boten hat, weiß ich nicht. Er steht nicht bei J. v. Müller, nicht bei Dögelin.

## Die Fragmente.

### A

#### Der Dynast.

- I Der Kaiser
- II Der Sforzeske.
- III Der Chorbherr
- IV [Ein junger Tod.] Der Sturz vom Pferde.
- V Die [Ehbrecherin] Beguine
- VI Violante
- VII Die Lese. — VIII Der Diebstahl.
- IX [Das Ein Das] Das ungerechte Urtheil.
- X Die Landsgemeinde.
- XI Die Einsamkeit
- XII Der Fälscher.
- XIII Der graue Bund.
- XIV Maria Visconte
- XV Zwei Testamente
- XVI Das Begräbniß.
- XVII Der Bürgerkrieg
- XVIII Der Justizmord
- XIX St. Jacob.
- XX Friede.

### B

#### Der Dynast.

1. Sigismund auf Schattenburg.
2. Tafel. Appenzeller. Der Abt. [Streit zwischen Stüßi und Reding].  
Hämmerlin über den Adel Lommis.
3. Sigismund und der Graf. Der Sforzeske. Stüßy.
4. Zürich. Schwur. bei Hämmerlin. Bruna. — Tod des Sforzesken.  
Edelknabe. Die Gräfin.
5. Töß. Violante. Der Graf.
6. Lese. Beleidgg. Stüßis. [Ha] Rechtsh. in Zürich Stüßi rath ab.
7. Böde.
8. Gerichtshandel in Zürich.
9. Landsgemeinde in Schwyz.

- |          |                |   |                |
|----------|----------------|---|----------------|
| 10.      | 2 <sup>t</sup> | } Vereinsfang.  |                |
|          | 3 <sup>t</sup> |   |                |
|          |                | } Szene in Bünden.  |                |
|          |                |   |                |
|          |                | } [S <sub>3</sub> ] der Visconte.                           |                |
|          |                |   |                |
| 3        | Kapitel        | } 1. Szene mit dem Becher                                   |                |
|          |                |   |                |
|          |                |   | } 2. Testament |
|          |                |   |                |
|          |                | } 3. Szene der Erben.                                       |                |
|          |                |   |                |
|          |                | } 4. Bestattg und Krieg                                     |                |
|          |                |   |                |
|          |                | } [Albis bei Kilchberg]                                     |                |
|          |                |   |                |
| [Schluß] |                | } Schreckens [Revolution] in Zürich. St. Jakob an der Virs. |                |
|          |                |   |                |
|          |                |   |                |
|          |                | } [Hämmerlein †] Tod von Violante.                          |                |
|          |                |   |                |
|          |                | } (Der Abt). Hämmerlein †.                                  |                |
|          |                |   |                |
|          |                | } Albis - Kilchberg.  |                |

## C

- 1 Sigismund auf der Schattenburg.
- 2 Tafel.
- 3 Sigismund. Der Sforzeske. Die Gräfin.
- 4 Zürich. Die Zünfte. Die Böcke. Blunschly. Der Sforzeske †.
- 5 [Töb. Hämmerlin]. Töb Violante. Geschichte Brunas. Andeutg von Bruna.
- 6 Landsgemeinde. Violante und Lommis.
- 7 Lese. Gerichtshandel. Andeutg.
- 8 und 9 Zürich Gerichtshandel. 2 Capitel.
- 10 Vereinsfang.
- 11 Szene in Bünden.
- 12 Der Visconte.
- 13 Szene mit dem Becher.
- 14 Testament.
- 15 Szene der Erben.
- 16 Bestattg und Krieg. Hämmerlin gefangen.
- 17 Schreckensherrschg. Lommis todt.
- 18 St. Jakob. Der junge Friedrich. Hallwyl.
- 19 Violante †. Der Abt. Hämmerlin †.
- 20 Albis Kilchberg.





## Verstrickte Haare.

Ein Roman.

### I. Kapitel.

In dem nicht geräumigen, von finstern Erkern und Brettergängen überdeckten Hof der Schattenburg — so hieß der das Städtchen Feldkirch beherrschende Sitz der Grafen von Toggenburg — stand eine dichte Menge, Herr, Gäste, Gesinde, jetzt hell beschienen, jetzt plötzlich verdunkelt von den rasch wechselnden Sonnenblicken und Wolkenschatten eines wetterwendischen Apriltages. Sie erwarteten eine vornehme Ankunft, gemeldet durch Trompetenstöße von der Höhe des Wartthurms, auf den Wällen gelöste Geschütze, ja durch das bald nähere bald fernere Geläute der Stadt oder benachbarter Dörfer. Und die erwartete Erscheinung, [mußte] wenn auch vielleicht eine gekrönte, mußte eine freundliche und leutselige sein, denn es lag wie ein heiteres Lachen über die Versammlung ausgebreitet.

Anheiter war nur Einer, der Schloß- und Landesherr, Friedrich der Toggenburger, ein schon betagter Mann mit ergrauendem Barte, die von struppigen Brauen überhangenen finsterblauen Augen auf das weitoffene Tor gerichtet. Hinter dem (reich) [sein], aber nachlässig Bekleideten blähte sich (in modischen Gewanden) ein buntes sünkerliches Gefolge von Edelknaben mit hübschen Gesichtern, lichernd, naserümpfend, sich ins Ohr flüsternd, während der übrige Raum mit Gesinde jeglichen Ranges gefüllt war und im hintersten Winkel zwei [Th] Küherbuben (in blanken Oberhemden) (und) mit spöttischen Mäulern auf einer Bank standen, über die Köpfe wegblickend.

In der Nähe des Grafen und zu seiner Rechten hielten sich zwei Gewaltige, zwei Machthaber, wie auf ihrer Miene und in ihrer Gebärde zu lesen war: der eine eine hohe, pathetische Gestalt mit einem bleichen Haupt und schwärzlichem Seloche, der andere nur von Mittelgröße wie der Burgherr, aber breitschultrig und muskulos, mit einem groben rothblonden Kraushaar, der eine städtisch steif, der andere von bäuerlicher Derbheit, aber beide selbstbewußt und selbstherrlich. Sie mochten sich nicht lieben, denn obwohl nahe beisammen [stehend], hielten sie sich fremd und ohne Zwiesprache.

Ebensowenig Zärtlichkeit für einander schienen zwei dem Grafen zur Linken stehende Kleriker zu empfinden: der eine ein Abt, aus seinem Brustkreuz zu schließen, mit einem abstoßen[den] (harten) Bauerngesicht, der andere ein zierlich sich gebärdender Chorherr mit einer freien Stirne und feinen, zugleich kindlichen und eigensinnigen Zügen, der, jetzt eben von hinten gegen eine Pfüge gestoßen wie ein Weiblein sein langes Gewand aufnahm, einen eleganten Schuh und einen weißen Strumpf zeigend.



## Der letzte Loggenburger.

Roman.

### I. Kapitel.

Den von spitzen Siebeln überragten und von Holzgängen und Erker-türmen verengten Hof der Schattenburg — diesen finstern Namen führt das Burggebäude zu Feldkirch — füllte Kopf an Kopf eine festliche [Versammlung], Menge, offenbar in Erwartung (des) hohen Besuches, welchen die in jubelndem Schwunge geläuteten Glocken, der unten am Bergfelsen liegenden Stadt verkündeten.

Dem breiten, bemalten Thorbogen gegenüber stand der Gebieter mit einigen Säften und seinem hohen und niedern Gefinde. Jeder trug sein bestes Gewand und es schien, daß eine Majestät erwartet wurde, aber jedenfalls eine leutselige, denn die Spannung war eine heitere und ein stilles Lachen auf allen Gesichtern.

Auch der über den Fürsten hoch herunterschauende Himmel zeigte eine Aprillaune und schillerte zwischen süßer Lenzbläue und neckischem Sprühregen.

Ernst blickte nur der greise Gebieter, eine von Allen verschiedene, Furcht, oder Ehrfurcht einflößende Erscheinung, noch kräftig und doch eine Ruine, nicht über Mittelgröße, mit tiefen weißen Brauen über dem noch scharfen Blick und einem feindlichen Habichtspröfil, die Brust bis zu ihrer Hälfte mit dem etwas [vernachlässigten] (verwilderten Barte) bedeckt. Zu seiner Rechten und Linken hielten sich seine Säfte, zwei weltliche und zwei geistliche und diese Fünfe beherrschten den Platz. Das

weltliche Paar, [obschon] sich fast berührend, hielt sich doch mißmutig, ja feindselig auseinander, obschon es den gemeinsamen Zug des kraftvoll Emporgekommenen an sich trug: der Kleinere mit dem rötlich blonden Krauskopf war ganz Muskel und Feuer, der Andere ein Mann von hohem Wuchs mit [blaffen] (langen) Zügen und einem pathetischen Ausdruck, Beide in Rüstung, Beide in der bewußten Haltung regierender Leute.

Ebenso wenig schien sich das links stehende geistliche Paar zu verstehen, denn auch dieses hielt sich auseinander. Der mit den harten, bäurischen Zügen, welcher das äbtliche Kreuz auf der breiten Brust trug, [schaut] (schaute) [maß] mit Verachtung auf den zierlichen Chorherrn an seiner Seite mit der geistvollen Stirn über dem kindlich eigensinnigen Gesichte, und lachte jetzt laut auf, als der [Kleine] (Chorherr) von hinten gestoßen, auf dem nassen Pflaster einen Schritt vorwärts that, seine schwarze Schube hebend und wie ein eitles Weibchen den makellos weißen Strumpf zeigend.

Dieser kleine Sprung geriet zum Ergötzen der nach der neuesten Mode gekleideten Edelknaben, die sich mit schlankem Rücken hinter dem Gebieter drückten. Ihr Seltsamer wurde von den strengen Mienen eines eisgrauen Haushofmeisters getadelt, aber heimlich ermuntert von den schalkhaften Augen des jungen Schloßvogts.

Dieses Alles (überblickten), auf einer Bank im Hintergrunde stehend, zwei Sennen mit Lederkläppchen und Tausen, die lachend das volle weiße Gebiß zeigten.

Jetzt bei dem fühlbaren Herannahen des erlauchten Besuches wurde die Stimmung feierlicher und [nur] die Stille nur hie und da durch einen Seufzer der Erwartung unterbrochen. Der Graf war verstummt und neigte das alte Haupt tiefer auf die Brust. Da fiel es dem gelangweilten Rotkopfe ein, zur Kurzweil das regenverwaschene Mauerbild über dem Thoreingange zu enträthseln, und da sein feindlicher Gespan ihn so aufmerksam sah, nahmen seine Augen unwillkürlich die gleiche Richtung.

Was das Bild (einst) dargestellt hatte, war schwer zu er[kennen] (raten). Wohl ein jüngstes Gerächt! Freilich ein seltsamer Thoreschmuck! Einer der Ahnen mochte es auf die Mauer gesetzt haben, um bei jedem Austritt und bei jedem Eintritt das Loos der Guten und das Ende der Bösen sich vorzuhalteln [das]. Nun war der selige Himmel verschwunden, ebenso das Fegfeuer bis auf wenige Flämmchen; ein Stück der Hölle

aber hatte sich (gegen Wind und Wetter) behauptet und eine Gruppe derselben sogar in auffallender Frische. Es waren zwei stämmige Männer, [die] welche die Rücken sich zukehrend mit wütender Miene und geballten Fäusten vergeblich trachteten, sich kämpfend gegeneinander zu wenden und (sich) anzupacken; denn sie waren hinten an den Haaren unauflöslich zusammengeknüpft. Diese verstrickten Haarlocken aber hatten, um dem Auge des Beschauers deutlich unterscheidbar zu werden, verschiedene Farbe, der eine der Befesselten trug eine rote, der andere eine schwarze Mähne. Eine Weile betrachteten die beiden Staatsleute aufmerksam die gemalte Grausamkeit, welche ihnen bei frühern Besuchen auf der Schattenburg entgangen sein [mochte] (von der Hand C. F. Meyers: mußte). Dann blickten sie einander betreten an, denn sie hatten wahrgenommen, daß die zwei Verstrickten auf dem wohl hundertjährigen Bilde durch einen wunderlichen Zufall eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit nicht nur der Haarfarbe, sondern auch der Züge und der Statur mit ihnen selbst hatten. Seltsam, jetzt nahmen auch ihre Gesichter [dieses denselben] (einen) Ausdruck gegenseitigen Hasses an.

Da stieß der meldende Thürmer auf dem Thore wie besessen ins Horn, Haushofmeister und Burgvogt eilten durch das dunkle Gewölbe dem erlauchten Gaste entgegen, den sie dann auch mit großen Ehrenbezeugungen einbrachten, rechts und links [von] (an) seiner Sänfte schreitend, deren zwei schneeweiße Köpfe[n] von Kindervolk umjubelt wurden. Buben und Mädchen reichten Veilchen und was sonst das junge Jahr bot in die Sänfte hinein, [als] und streuten Blumen, als hielt König Lenz Einzug in die Schattenburg. Aber greise Locken neigten sich der blühenden Huldigung entgegen und ein altes Haupt, doch mit rothigen Wangen und ohne entstellende Runzeln bedeutete die zwei Schloßleute, welche das jauchzende kleine Volk fernhalten wollten, mit wohl lautender Stimme:

„Lasset das lustige Lenzgesindel zu dem scheidenden Winter kommen, und wehret dem [Sezwitscher] Geschwirre der Maikäser nicht!“

Der alte Kaiser — die Sänfte trug auf ihrem verschossenen roten Sammt den Reichsadler — erwischte jetzt mit noch kräftigem Arme einen hübschen Blondkopf, raubte ihm den Veilchenkranz, den er trug, krönte sich damit das Haupt, hob das kleine Mädchen zu sich empor und küßte mit den weichen Lippen den frischen Mund.

Dann aber hob er sich majestätisch empor und streckte einen unbeschuheten Fuß weit in die Luft. „Das Reich ermangelt der Schuhe!“

rief er lustig. „Ihr staunet, lieber Graf! Gott grüße Euch! Ich herbergte letzte Nacht auf Riesenstein bei der Gräfin, die selbst eine Riesin ist. Abschiednehmend winkte ich meinen Schatzmeister auf die Seite, der langt in den Säckel, wendet ihn — siehe — es fällt nichts mehr heraus. Mein Blick gleitet, Kostbarkeiten suchend, an meiner Person hinunter bis zu den Schuhen, die von [Edelblitz] edelm Gesteine bligen. Ich lege sie ab und ziehe sie eigenhändig der Gräfin an: ‚Mein Angebinde, Gastfreundin!‘ — Sie schrie einwenig, denn die Schuhe drückten sie, — von der Mutter habe ich einen feinen Fuß geerbt. Hier bin ich nun in [meinen Strümpfen] (Barheit und Blöße) und rufe: Wer mich liebt, beschuhe mich!“

Ein Gedanke und Eine Seberde ging durch die ganze Versammlung. Jeder — auch der ernste Burgherr, — wollte sich entschuhlen.

„Nein! lieber Graf,“ wehrte der Kaiser, „Ihr seid ein Greis und möchtet Euch erkälten.“ Ein stämmiger Bube, der mit der Sänfte gelaufen war, drängte sich vor und stellte seine Holzschuhe vor den Kaiser. Der leutselige Kaiser machte Miene hinein zu schlüpfen. Da [stieß] (schlüpfte) der Chorherr eifertig zwischen Edelknabe und Bauernjungen durch, seine feinen Schuhe in der Hand, kniete nieder und beschuhte den Kaiser. „Wie angegossen!“ rief dieser aus und lachte dann unbändig, denn die Edelknaben hatten die Verwirrung benützt die schlanken Füße des Chorherrn in die (plumpen) Holzschuhe zu bringen.

„Jetzt aber Gott willkommen!“ rief die Majestät und sprang aus der Sänfte und küßte den Hausherrn auf beide Wangen.

„Und da sind ja auch Eure Freunde, der Bürgermeister und der Ammann. Wir grüßen Euch, Ritter Bürgermeister!“ er neigte das Haupt huldvoll gegen den Großen, dann schüttelte er dem Kleinen bieder die Hand: „Seid mir willkommen, Herr König zu Schwyz, wie sie Euch heißen!“ neckte er ihn.

„Nicht zu laut, Herr!“ erwiderte dieser lachend, „sonst hören sie es zu Hause und, wenn ich heim komme, [so] schlagen sie mir den Kopf herunter, oder zausen mir wenigstens den Schopf.“

„Nicht, nicht! — und da erblicke ich den heiligen Gallus! Ich [segne] gebe Euch meinen Segen, Herr Abt!“ der Kaiser grüßte mit der Hand, „und bitte um den Eurigen. Ihr seid wieder fest auf Eurem Sitz? — Sie hatten Euch grob an den Beinen gepackt, die Bauern, Eure Brüderlein und Vettern! Doch wer den Mut nicht verliert, hat nichts verloren, davon seid Ihr das Beispiel, Herr Abt.“

„Und wie nenne ich diesen Gelehrten hier?“ — [Jetzt entdeckte] Jetzt bemerkte der Kaiser ein in die Schauben des Chorberrn [einge] mit Silberfäden eingesticktes Wappen, das einen kleinen Hammer zeigte, und sich auf dem schwarzen Stoffe eitel schimmernd sichtbar machte.

„Meister Hämmerlin,“ rief er, „eine Berühmtheit! Alle Ehre meinerseits. Die Vaterstadt darf auf Euch stolz sein. — Aber, Herrn, mich hungert. Liegt Euch an meiner Wohlfahrt, Graf, so laßt anrichten!“

Er legte den Arm in den seines Wirthes und setzte sich in Bewegung.

In so heiterer Weise hielt Kaiser Sigismund Einzug in das Haus des Grafen von Toggenburg.

## II. Kapitel.

Man hatte abgesspeist und becherte. Die Wangen des Kaisers glühten wie Rosen und er würzte den Wein mit den jugendlichsten Einfällen.

„Herr Graf,“ scherzte er, „macht mich glücklich und weist mir einen Appenzeller, wenn Ihr einen hier habt. Sie gelten für das Völklein im Reich, das auf jede Frage die Antwort weiß. — [Ich weiß] Es ist wahr, Ihr habet sie bekriegt, aber glimpflich und gelinde, und jetzt ist Friede. — Nicht die dicken Brauen gegen mich gerunzelt, Abt! Still! Ich weiß, was Ihr sagen wollt. ‚Rebellischer Bauerfame!‘ (So seid Ihr geistlichen Herrn!) Segen weltliches Scepter mögt Ihr allenfalls den Aufstand leiden, aber nicht gegen Euren Hirtenstab. Doch (zum) Becher (Scherz und) keine Politik! — Ich habe bei meiner Auffahrt, Graf, an Eurem Hof zu hinterst ein paar Appenzellerbuben gesehen, schaff mir eins der Lederläppchen her!“

Der Graf, den [der Becher] das Mahl heller gestimmt hatte, erwiederte freundlich: „Ich will es wohl, aber nicht ohne zuvor meine Hände in Unschuld zu waschen.“ — er wusch sie in dem wohlriechenden Wasser des silbernen Beckens, das ihm nach Tische geboten wurde. „Ich [will] (kann) es nicht auf mich nehmen, wenn mein Küher Uli der Majestät unmanierlich [antwortet] (begegnet), diese Äpler sind stöbzig, wie ihr Hornvieh.“ —

„Laßt den Uli kommen, Graf!“ rief der Kaiser freudig, „ich bin in allen Sätteln und Manieren gerecht und Pfeffer (Nüsse) gehören zum Nachtsch, nicht wahr, Abt?“

Dieser schmunzelte still, denn er kannte seinen Uli, der zur Zeit, da der heilige Sallus noch in Appenzell regierte, in seinem Dienst gestanden hatte.

Der Graf winkte einem Diener und über ein Kurzes stand der Kühler Uli verwundert vor dem Kaiser und lüpfte ehrerbietig das Käppchen.

„Wohlan, Uli,“ sprach die Majestät, „wer bin ich?“

„Ihr seid der Kaiser,“ antwortete Uli.

„Das weiß ich, aber was für einer bin ich?“

Uli [antwortete] sagte nach einigem Besinnen:

„Nach dem, was man von Euch erzählt und ich gerne glauben will, seid Ihr herzlich gemein und ein niederträchtiger Herr.“

Uli schwieg mit einem unschuldigen Gesicht.

„Heiliges Verdienen!“ fuhr der Kaiser auf, „das geht über das Maß! Weiche von mir, Unhold! So darf mir Keiner kommen!“

Nun legte sich der Ammann von Schroyz behend ins Mittel: „Hoher Herr, Ihr irrt! Das einfältig ungelehrte Reden des Volkes wird Euch unschuldig zum Ärgernis. ‚Semein‘, das heißt dem gemeinen Nutzen dienstbar zu sein, ist hiezuland unser (aller) höchstes Ziel — und niederträchtig ist der Herr, der (nicht) nach hohen und eiteln Ehren trachtet, sondern sich hinunterhält zum Niedrigen. So hat Euch Uli hoch gepriesen in seinem bescheidenen Sinn.“

„Lassen wir es bewenden“, sagte der Kaiser etwas [dabei] ungläubig.

Auch der alte Graf sprang in die Lücke und [fragte] (tief), angeregt durch das [zweideutige] Wortspiel: „Auch ich will mein Orakel haben! Wer bin denn ich, Uli?“

Das Gesicht des Sennen veränderte sich und drückte etwas wie Trauer und Mitleid aus.

„Ihr seid ein dunkler, tiefer Herr“, sagte er nachdenklich. „Wer mag Euch erkennen?“ —

Diese Antwort fand niemand witzig. Uli ward unbelobt und unbelohnt entlassen und das Gespräch ging auf Anderes über.



## Der letzte Graf von Toggenburg.

### I.

Den nicht geräumigen Hof der Schattenburg — diesen feuchten und finstern Namen trägt das Burggebäude zu Feldkirch — füllte, Kopf gedrängt an Kopf, bis in seine hintersten Winkel eine zahlreiche Versammlung. Dem niedrigen Thorbogen gegenüber der ein schweres Wappen, [mit] einen Bracken, und darüber ein altes, aber noch nicht völlig verwittertes Mauergemälde trug, stand, mit ein paar Sästen und seinem hohen und niedern Gesinde, der Sebieter, offenbar einen erlauchten Gast erwartend, denn alles trug köstliches Gewand und man vernahm [das] ein Festgeläute der nahen Stadtglocken. Es mochte ja sein, daß eine Majestät erwartet wurde aber jedenfalls eine leutselige Majestät, denn die Stimmung war eine äußerst heitere und eine unverhohlene Fröhlichkeit, ein stilles Lachen, ja ein offenkundiger Mutwille auf allen Gesichtern. Selbst der über Siebel und Erker hereinblickende Himmel zeigte eine Faschingolaune zeigte in einem fort zwischen glänzender Bläue und neßlichem Sprühregen. Ernst, fast melancholisch, blickte nur der greise Sebieter.

Von feinen Gliedmaßen, aber [breitschultrig] breiten Schultern, [ei] leicht gebeugt, [aber] (doch) noch ungebrochen, zeigte er, in kargem Gespräche mit seiner Umgeb. zuweilen sein scharfes Vogelprofil mit der vorhangenden weißen Braue und dem ergrauten, bis auf die Hälfte der Brust reichenden Bart, dessen [leichte] (sorglose) Verwilderung mit der Feinheit [seines] des Gewandes contrastirte. Zu seiner Rechten und Linken hielt er seine Säste, ein weltliches und ein geistliches Paar, vier bedeutende Gesichter, die mit dem des Burgherrn [den Hof] (die Szene) beherrschten. Die weltlichen Zweie [zu] rechts, obschon sich fast berührend, hielten sich [doch] widerwillig, ja feindselig auseinander und trugen doch beide den gemeinschaftlichen Zug des Ursprunges aus der Scholle und des kraftvoll Emporgekommenen: der Kleinere mit dem hochblonden struppigen Krauskopf lauter Muskel und Feuer, der andere (und stattlich) hochgewachsen, mit [den] großen bleichen Zügen und [dem] [feierlichen] pathetischem Ausdruck, beide in Rüstung, beide in der bewußten Haltung regirender Leute. Eben so wenig schien sich das links stehende geistliche Paar zu lieben, denn auch dieses hielt sich



auseinander: der Abt — seine Brust trug [ein] (das) äbtliche Kreuz — mit den harten, bäuerlichen Zügen und der andere, ein zierlicher Chorherr, mit einem kindlich eigensinnigen Gesichte, der eben jetzt, von hinten gedrängt [einen Schritt] auf dem nassen Pflaster einen Schritt vorwärts that. Dabei hob er seine schwarze Schaub und zeigte einen (schneeweissen) makellosen Strumpf, wie ein eitles Weibchen. Dieser kleine Sprung geschah zum (großen) Ergötzen des bunten Hauses nach der Mode gedekthast gekleideter Edelknaben, die sich mit schlanken Rücken hinter den Gebieter drückten. Aber ihr Selbicher wurde von der strafenden Miene eines eisgrauen (Haus)hofmeisters getadelt, während der junge Schloßvogt mit still lachenden schalkhaften Augen daneben stand. Das alles wurde überblickt von zwei Sennen, die, mit Kelle und Tasse, auf einer Bank im Hintergrund standen und spöttische Gesichter zogen.

Jetzt (da die (wachsende) Nähe des erlauchten Besuches die Stimmung feierlicher machte,) entstand eine erwartungsvolle Pause, [da] Der Graf schwiug und (auf die Brust) das Haupt neigte, nur (die) etwa durch ein [jugendliches] nicht völlig unterdrücktes junges Selbicher oder durch den Seufzer eines Erwachsenen unterbrochen. Der [gelangweilte] ♂ Rothkopf (aber) ließ sich einfallen, zur [Kurzweil] (Zeitvertreib) [eine Gruppe] die [undeutliche] (verwaschene) [Gruppe des] Mauerbild(es) zu enträteln und da sein feindlicher Gespan ihn so aufmerksam sah, folgte er ihm mit den Augen. Es [waren] (war) schwer zu sagen, was es dargestellt hatte. Vielleicht ein jüngstes Gericht, freilich ein seltsamer Thorschmuck, aber einer der Vorfahren des Gebieters [hatte] war vielleicht fromm gewesen oder geworden und hatte sich das [Ende] (selige Loos) der Guten und das [schlimme] entsetzliche Ende der Bösen stündlich vor das Auge [halt] stellen wollen — wie dem sei, der Himmel war verschwunden, ebenso das Fegfeuer bis auf einige rote Flammen, ein Stück der Hölle aber hatte sich [gegen die zerstörende Zeit behauptet] und eine Gruppe derselben sogar in auffallender Frische.



## Der letzte Graf von Toggenburg.

Roman.

### Erstes Kapitel.

#### [Die Schattenburg]

Den vielgetürmten und vielgewinkelten, nicht geräumigen Hof der Schattenburg — diesen finstern und feuchten Namen trug das Burgebäude zu Feldkirch — füllte Kopf gedrängt an Kopf, eine zahlreiche Versammlung. Dem breiten Thorbogen gegenüber, der das Wappen [mit der] (der Toggenburge die) Brücke, und darüber eine alte [s] aber noch unverwitterte Malerei trug stand der Sebieter mit ein paar Säften und seinem hohen und niedern Gesinde, offenbar einen erlauchten Gast erwartend, denn alles trug köstliches Gewand und man vernahm das Festgeläute der nahen Stadtglocken. Es mochte ja sein, daß eine Majestät erwartet wurde, aber jedenfalls [war] es eine leutselige Majestät, denn die Stimmung war eine äußerst heitere und eine unverhehlte Fröhlichkeit, ein stilles Lachen, ja ein offenkundiger Mutwille auf allen Gesichtern. Selbst der über [Erker n] Siebel und Erker hereinblickende Lenzhimmel zeigte eine Faschingslaune und wechselte zwischen heller Bläue und neckischem Sprühregen (ineinemfort). Ernst, fast melancholisch blickte nur der greise Sebieter.

Breitschultrig, noch ungebrochen, wenn auch sehr betagt zeigte der Graf im (Largen) Gespräche mit seiner Umgebung ein (scharfes) Vogelprofil mit (vor) hangender Braue und einen bis auf die Hälfte der Brust reichenden Bart, dessen Verwilderung mit [dem feinen Gewande] der Feinheit seines Gewandes contrastirte. Zu [[seiner] Rechten und Linken hielt er seine Säfte, zwei weltliche und zwei geistliche, (er) [alles] ((sic)) 3 und bedeutende Gesichter, deren ausdrucksvolle Mienen den Platz beherrschten. Das weltliche Paar zu seiner Rechten, obschon sich fast berührend, hielt sich doch widerwillig, ja

### Letztes Kapitel.

Auf [den] der Höhe des Albis, wo die Landstraße von Zürich nach Zug hinüberführt war das [im Krieg unbeschädigt] am Wege gelegene

Wirtshaus unbeschädigt geblieben, aus zwei guten Gründen: Es war (an dieser Stelle) unentbehrlich für Freund und Feind und dann [war] wurde es von einem Ehepaar gehalten, (das) der Mann ein Zürcher, die Frau eine Zugerin, außer [den] (halb der) Parteien stand. Todete aber der Haß, etwa nach den Verlusten einer Schlacht, so verschwand, je nach den Säfsten, der Wirt oder die Wirtin und die leidenschaftl. Säfte wurden von ihrem Landsmann oder ihrer Landsmännin allein empfangen, (wo dann die geliebene Ehehälfte) die [dann ganz] im Sinne (mit) aus Überzeugung] der Angekommenen zu Willen redete und ganz in dem Sinne derselben aufging[en].

[Jet] Heute — es war ein warmer blauer Herbsttag — stunden wieder Beide zusammen vor der Thür, als auf schraubenden Pferde (sic) einige Schwertler anlangten.

Während die Jünglinge absprangen, und der Wirt mit [den] (die) Knechte [n] die schweißenden Rossen in Empfang, stellte sich der Wirt vor die [Zugerin] mit einem [ernsten] (empörten) Gesicht vor die Zugerin. Ist es wahr, fragte er, Frau Beate, daß eure Landsleute oder andere Ländler der Muttergottes am Albis den Kopf abschlagen. Ich kann es kaum glauben, daß die Religion in den Länd[ern] soweit zurückgegangen ist.

Frau Beate [rang] (hob) die Hände gen Himmel und öffnete einen fliegenden Mund, [aber ein Knechtlein] doch [ein] (ihr) Bube fuhr [ihr] dazwischen und rief: Ich bin dabei gewesen, Junker. Es waren Schwyzer. Wüßt haben sie ihr gesagt wie ich nicht sagen darf. Du diese und jene [Dann aber] hältst du es denn auch (mit den) — er schluckte etwas — Zürchern. Dann aber haben sie sie förmlich mit Richterspruch verurtheilt und enthauptet.



## Der Dynast.

### II. Buch.

#### I. Kapitel.

An einem der steilen und heißen Weinberge, die den Lauf des jungen Rheines begrenzen da wo er seine erste Bischofsstadt hinter sich läßt, schrie ein greller aber nicht vielstimmiger Jubel gegen einen durch hohe schwarze Gebirge verengten Herbsthimmel. Nicht der rätische Winzer freute sich so ausgelassen über die ihm zufallende Hälfte der dieses Jahr zwar köstlichen aber kargen Lese — die andere Hälfte gehörte dem Grundherrn, dem Grafen zu Toggenburg — sondern ein junger Adel, die Verwandtschaft des Grafen, durchtobte die Reben in bunten modischen Trachten. Überall wechselten kleine mutwillige Gruppen und welsches und nordisches Geblüt, wie dieses Bergland sie vermischt, Blondhaar und Schwarzkopf suchte, neckte und mied sich. Hier hob ein trunkener Jüngling eine Traube über einem lachenden Mädchenkopfe, der die gespitzten Lippen nach der untersten Beere streckte. Dort schnitt ein Paar in leidenschaftlichem Ringen den reichsten Stock, das scharfe Messer sich bald entziehend, bald es zusammen führend. Oben plünderte eine Dreizahl vermöhnter Mädchen einen ganzen Berg und verstümmelte die schönste Traube jedes Stockes durch das lästerne Herausklauben einer Beere und erschraß dann plötzlich — wie vor dem Ernste die Luft — vor dem unversehens auftauchenden bleichen Gesichte einer rätischen Magd, das die (dichten schwarzen) Brauen zornig zusammenzog.

Eben sollten (die) Säule (gespannt werden) vor [einen auf] niedrigen Wagen, [?] der die bis zum Rande mit Trauben gefüllten Kufen trug, da rief der braue Hektor Kázúns in plötzlicher Begeisterung: „Herrschaften, kelttern wir das edle Gewächs all' antica, alla Romana, alla Napoletana!“ entledigte sich flugs seiner Schnäbelschuhe und schwang sich mit dem Ruf: „Weg da, Bauern!“ über die angestellte kurze Leiter mitten in das volle Faß. Blitzschnell schlüpfte die rothhaarige und trotz ihres Buckels flinke Brandis aus den gelben Schuhen und kletterte ihm nach wie eine Katze. Auch die andern Mädchen ergriff der bacchische Taumel und sie folgten dem Beispiele der Häßlichen, aber je die Schönere später und langsamer, und die Schönste zauderte bis zu allerletzt. Jetzt

vollzählig, zerstampften Mädchen und Knaben in jauchzendem Reigen die spritzenden Beeren; aber nicht lange, so beruhigten sich die Seebärden und erlahmten die Füße, sei es, daß die [ausgelassenen] (Barfüßer und Barfüßerinnen) selbst fühlten, wie die südliche Sitte unter dem nordischen Himmel schamlos wurde, sei es daß die spöttischen und verächtlichen Mienen des um die nachgeahmte Antike sich bildenden Kreises zuschauender Landleute die Ausgelassenen belästigten. Sie machten ein Ende. Nachdem sie sich wieder beschuht hatten, mochten sich erst Jüngling und Mädchen nicht anblicken, beschämt und gereizt wie sie waren, und sahen sich befangen nach einer neuen Luft um, welche die erste zugleich überbiete und vergessen mache.

Jetzt wandte sich der junge Brandis, der ebenso hübsch wie seine Schwester häßlich war, gegen die Führerin des Mädchenhaufens. Diese trug einen feurigen Kranz von rotem Laub und purpurnen Trauben.



## Der Dynast vor Gericht.

Aus einem der steilen und heißen Weinberge, die den Lauf des jungen Rhein's eingrenzen, da wo er seine erste Bischofsstadt hinter sich läßt, schrie ein greller, aber dünner, Jubel gegen einen durch hohe schwarzbewaldete Gebirge verengten unruhigen Föhnhimmel. Nicht der rätische Winzer freute sich so gellend über die ihm zufallende Hälfte der dieses Jahr zwar köstlichen, aber kargen Lese — die andere Hälfte gehörte dem Grundherrn, dem gestrengen Grafen zu Toggenburg — sondern ein junger Adel — die weitläufige Sippe des Grafen, durchtobte (— sich jagend und haschend —) die Rebberge in bunten modischen Trachten. Überall wechselten mutwillige Gruppen, welsches und nordisches Geblüt, wie sie dieses Bergland vermischt, Blondhaar und Schwarzkopf, neckte, suchte und mied [sich] und fand sich. Hier hob ein trunkener Jüngling eine Traube über einem lachenden Mädchenkopfe, der die gespitzten Lippen nach der untersten vollen Beere streckte, um sie erreichen zu können. Dort schritt (sic) ein Paar in leidenschaftlichem Ringen den reichsten Stock, mit einem [scharfen] (blitzenden) Messer, es sich bald entreifend, bald es zusammen führend, nicht ohne Gefahr des Blutvergießens. Oben plünderte eine Dreizahl vermöhnter Mädchen

einen ganzen Berg und verstümmelte je die schönste Traube des Stoßes durch das lüfterne Herausflauben von ein paar Beeren — plötzlich erschreckend — wie vor dem Ernst die Luft — vor dem unversehens erscheinenden bleichen Gesicht einer rätischen Magd, das die dichten pechschwarzen Brauen zornig zusammen zog. Jetzt [er]stieg ein [bacchischer] (trunkener) Schwarm [lärmend und] singend den Weinberg hinan, blaue Krüge tragend, gefüllt mit [dem] süßem Most, da sich in einem in der Tiefe liegendem (steinernen) Gebäude schon mit [Stimmengelärm] (brausenden und bacchischen Rufen) die Kelter drehte. Zugleich wurden von rätischen Knechten [die] starkknochige[n] Säule (wieder) emporgeführt, um vor den niedrigen plumpen Karren gespannt zu werden, der die wieder bis zum Rande mit frisch geschnittenen Trauben gefüllten Kufen trug. Eben sollten die Thiere vorgespannt werden, da rief der braune Hector Rázúns, ein Jüngling, der einen antiken Bacchuszug keineswegs verunziert hätte, nachdem er einen (der) vollen blauen Krüge an den Mund gesetzt und fast bis zur Hälfte geleert hatte, in plötzlicher bacchischer Begeisterung: Herrschaften! und dann [plötzlich] (unwillkürlich) sich verbessernd, als verspüre er [einen] (den) Hauch einer verschwundenen heidnischen Welt: Rätische Jünglinge und Mädchen, Keltern wir das edle Gewächs.

---

# Petrus Vinea.

## I. Teil.

### Arbeitsdaten.

**B**etsy Meyer berichtete mir:

„Die deutschen Kaiser, schon die aus Sachsenstamm, mit ihrem verhängnisvollen Geisteszuge nach dem Süden, nach dem Orient, die sie berührenden oder bestimmenden Einflüsse des niedergehenden Griechentums und des Mohammedanismus, das alles übte auf Conrad Ferdinand Meyer in seinen Jugendtagen einen mächtigen Zauber aus.

In den Zeiten der Sehnsucht und des Verzweifeln an eigener Kraft, des lange Sichausredens nach immer wieder schwindenden Zielen gehörten namentlich Otto III und Conradin von Schwaben zu den Gestalten, die ihn verlangend und quälend umkreisten.

In jenen hoffnungsarmen und schweren Tagen las er mir gerne Platens Klage Ottos III vor, die so ganz aus seiner schwermütigen und gedrückten Stimmung herausklang — ein wehmütiges Marmorbild nannte er sie später <sup>1)</sup>:

Bedeckt das Grab mit Rosen,  
Das ich so früh gewann,  
Und legt den tatenlosen  
Zum tatenreichsten Mann!“

Er sumnte und sprach sie vor sich her, so oft, daß auch die Schwester sie auswendig wußte und sie ihr bis gegen ihr Ende nachgingen.

„Später, als er sich gekräftigt und aufgerafft hatte, erschien ihm gewiß Platens Auffassung Ottos III zu weich und zu lyrisch. Er hätte ihn männlicher, größer gestaltet.

Auch der Hohenstaufe Friedrich II, dessen Fortleben nach seinem ungeglaubten Tode die Sage ebensogut festhielt wie das Träumen Barbarossas im Kyffhäuser, zählte unter Meyers poetische Lieblingsfiguren, die ihn immer wieder in den Bannkreis ihrer verhüllten Probleme zogen. Die sizilianische Sage, daß der geistvolle, halb mohammedanische Kaiser nicht gestorben sei, sondern in einem lichten Tempel auf sonniger, einsamer Berghöhe wohne und übers blaue Meer unverwandt

<sup>1)</sup> Briefe C. F. Meyers, ed. Adolf Frey, II 408.

nach Osten blicke, diese Sage war einer seiner alten Balladenstoffe, hatte aber in seiner frühern, an die Romantik anknüpfenden Zeit und Gedankenwelt niemals feste Gestalt gewonnen."

Der Hohenstaufe zeigt sich in den 1864 erschienenen „Zwanzig Balladen“ so wenig als in den 1869 gedruckten „Romanzen und Bildern“. Als das deutsche Reich aus gewaltigen Siegen erstand und seine Glorie auf die Kaiser der Vorzeit zurückstrahlte, mag er sich auch in der Brust des Schweizerdichters mit neuer Kraft gerührt haben. Er sagt in einer Rezension aus dem Jahre 1876: „Hätte Dahn uns doch noch einen Heinrich IV, einen Friedrich II geben wollen, jetzt, da diese altersgrauen Gestalten sich im Lichte der Gegenwart neu beleben.“<sup>1)</sup> Bezeichnenderweise legt er den Finger auf einen „durch die Alpentäler nieder seinem Todeslos entgegenziehenden Conradin“<sup>2)</sup> und vergleicht Dahns Leichenzug Ottos III mit demjenigen Platens. Es kann sein, daß H. Linggs Trauerspiel *Macalda*, das seinen Stoff aus der von den Seiftern der Hohenstaufen umwitterten sizilianischen *Desper* schöpft und das C. F. Meyer 1877 in der *Neuen Zürcher Zeitung* besprach,<sup>3)</sup> die lange vertrauten Schatten wieder erwecken half.

Aber noch war damals aus den gelegentlichen Stimmungen und Gedanken nichts Klares und Greifbares herausgewachsen. Vom Herbst 1877 bis zum Frühling 1879, wo ich Zürich für Jahre verließ, hatte mir Conrad Ferdinand Meyer in seinem Arbeitszimmer oder im Garten des öfters die mächtigen Risse seiner noch unvollendeten Schöpfungen aufgerollt, zuweilen ausgiebig und behaglich erzählend. Es war die Rede von dem Konflikt zwischen Heinrich IV und Heinrich V, vom Komtur Schmid und vom letzten Toggenburger. Aber niemals hörte ich damals eine Silbe über Friedrich II.

Er versetzte das Gemüt des Dichters erst in stärkere Unruhe, als der „Hellige“ zur Glorie der Vollendung eingegangen war. Seinen Tod behandelt die in der zweiten Jahreshälfte 1880 entstandene Ballade „Kaiser Friedrich II“<sup>4)</sup>. Aber weiteres scheint der Dichter damals noch nicht mit ihm vorgehabt zu haben.

Ein Jahr darauf reifte der Entschluß, ihn in die „Richterin“ herein-zuziehen: „Für meine neue Arbeit“, vernimmt Dahn am 12 November 1881, „brauche ich den Kaiser Friedrich II. Der breite Schwäger Raumer (Hohenstauffen) ist mir sehr dienlich, doch wünschte ich noch

<sup>1)</sup> Briefe C. F. Meyers, II 409. — <sup>2)</sup> A. a. O. 405.

<sup>3)</sup> A. a. O. II 421/24. — <sup>4)</sup> A. a. O. I 345, II 102.



zu wissen, ob nichts Neues (oder Älteres) über diese merkwürdige Persönlichkeit existiert." Im Besondern begehrt er Auskunft über die sogenannte Ungläubigkeit Friedrichs, über die Vasallenverhältnisse in seinem Reich und über Vinea's Untergang. Vierzehn Tage später meldet er Louise von François, der Staufer Friedrich II habe es ihm angetan, und am 30 November schreibt er an Rodenberg: „Die Dichtung, eine leidenschaftliche Fabel, ein Vierspiel (der Staufer Friedrich II und eine gewaltige Normännin, daneben zwei junge Leute in Liebe und Haß sich belegend), ist durchaus dramatisch gedacht.“ Zwei Wochen später erklärt er ausdrücklich, er studiere Friedrich II nur als Hintergrund einer andern Fabel (15 Dezember 1881 an Louise von François). Er teilt der Freundin in Weissenburg mit, es handle sich um ein Drama mit Friedrich II, dem Staufer, (27 Juli 1882) und skizziert ihr fünf Wochen später (2 September 1882) den Gegenstand ungefähr wie früher Rodenberg: „magna peccatrix: heißt meine Novelle: Vier Figuren: Zwei unschuldige junge Leute und zwei Lebenserfahrene: Friedrich II und eine normännische Herzogin.“ Oktober und November 1882 meldet er an die nämliche Adresse, er führe die „magna peccatrix“ (mit dem Staufer Friedrich II) ohne Unterbruch aus; und er verrät eine interessante Einzelheit: „Auch hier wird übrigens das Menschliche den Vordergrund füllen, d. h. eine leidenschaftliche Fabel, welcher der über unsern Kaiser (damals war er auch noch der meinige, d. h. der meiner mutmaßlichen Vorfahren) verhängte Bann nur die Gewitterstimmung gibt.“

Im Dezember tut er Rahn zu wissen, „er sei in das Drama (Friedrich II der Staufer mit einer erfundenen Fabel) verwickelt“ und hoffe, ihn bis Ostern fertig zu haben. Allein der Mönch schob sich dazwischen und wurde dann auch vorher erledigt. „Jetzt durchblättere ich meine Entwürfe und lasse mich hin und herlocken. Da ist besonders eine ‚Richterin‘ (oder magna peccatrix) mit einem Friedrich II im Hintergrund (natürlich dem Kaiser), die mich tentiert. Szene: Enna, Sizilien (das Enna der Proserpina). Aber das ist fast zu schaurig.“ (an L. von François 7 November 1883).

Die Schlussworte dieser Vernehmlassung spiegeln doch wohl ein Bedenken hinsichtlich des gewählten Schauplatzes. In der Tat meldet er am 10 Dezember des nämlichen Jahres der Schwester den Entschluß, die Richterin „in eine sehr frühe und wilde Zeit“ zu versetzen. Und am 20 Februar des folgenden Jahres nach Weissenburg: „Mich beschäftigt etwas Neues, kein ungefährliches Thema. Daß ich es wiederum in alte

Zeiten verlege (Charlemagne), hat seinen Grund darin, daß ich für meine etwas großen Gestalten eine geräumige Gegend und wilde Sitten brauche, und nun will ich doch lieber ins Mittelalter als nach Asien gehen.“

Gewiß ist das Umgelände der Diamala im ausgehenden neunten Jahrhundert der denkbar günstigste Hintergrund für die hochragende Gestalt und den Fredel der Richterin, ganz abgesehen davon, daß der Dichter diese Gegend aus eigener Anschauung genau kannte und ihr daher Lokaltöne und Intimitäten abgewinnen konnte, die ihm das ferne Sizilien, das er nie mit Augen gesehen, notwendig versagte; und gewiß ist der große Karl, der mit dem Richtschwert über den Knien am Zürcher Großmünster sitzt, eher als Friedrich II der Richter über der Richterin, der große Entscheider, der den letzten Spruch tut. Allein ich glaube, der Szenenwechsel, so sehr er dem Werke zum Heil ausschlug, war ein erzwungener: der nur als episodische Figur ins Auge gefaßte Hohenstaufe trat dem Dichter allmählich so nahe und entwickelte so viele Eigenzüge, deren Verwertung die Architektur der Richterin gesprengt hätte, daß er sich entschloß, ihn zur Hauptfigur einer besondern Dichtung zu erheben. Und da der Schauplatz dieser Dichtung gegebenenmaßen vorwiegend, wenn nicht völlig, Sizilien sein mußte, so war es angezeigt, für die Richterin einen andern zu suchen.

Wie er übrigens Friedrich II aus der Richterin ausschaltete, so schob er ihn in der „Hochzeit des Mönchs“ in den entferntesten Hintergrund zurück. Denn auch hier, so meinte Betsy Meyer, war ursprünglich Friedrich II eine Art führende Rolle zugeordnet, wahrscheinlich diejenige Ezzelino.

So bildete nun Ende 1883 der Hohenstaufe mit dem Komtur und dem Dynasten das Triumvirat der Anwärter auf die Erlösung durch den Dichter. Sie machten sich wechselweise den Rang streitig um seine Gunst. Aber keiner vermochte sich zu behaupten, weil jeder mit einem unheilbaren Fehler behaftet war.

Es liegt kein Zeugnis dafür vor, daß C. F. Meyer den Staufsen mit aller Kraft in Angriff genommen habe, bevor Pescara erledigt war, was im Juli 1887 geschah. Jetzt suchte er Rückgrat und Lebensnerv des neuen Werkes; er glaubte in der Tat, wie er Haessel am 11 September meldet, die allernatürlichste, aber psychologisch merkwürdige Begründung für Vinas Verrat gefunden zu haben. Mit Neujahr hoffte er an die Arbeit zu gelangen. Ob unter der neuen umfangreichen Dichtung, die er am 5 Januar 1888 gegenüber Friedrich von Wyß erwähnt, diese oder eine andere verstanden ist, läßt sich schwerlich entscheiden.

Reichlich nach fünf Vierteljahren (24 Mai 1889) berichtet er Wille, er habe sich „in dieser Zeit eingehend mit Petrus Vinea beschäftigt“. Er sieht voraus, daß die „möglichste Tiefe, mit der er den Vinea fasse, ihn nur langsam wird entstehen lassen“ (an Haessel 3 Juni 1889). Zehn Wochen später schreibt er von einem Anfang zu Friedrich II an Louise von François (15 August 1889). Vor Jahresende teilt er Wille mit, er werde seinen Vinea nicht entadeln. „Auf Friedrich II freue ich mich. Es sind Sachen von einer gewissen Tiefe darin: die Kunst wird sein, es kurzweilig zu machen“. Mitte Februar 1890 verlangt er von Haessel die Bände aus Webers Allgemeiner Weltgeschichte, die Heinrich IV und V und den Staufenkaiser Friedrich II behandeln. Anfangs Juli tut er mir zu wissen: „Auch Friedrich II und der Toggenburger regen sich wieder“. Übers Jahr, kaum der Angela Borgia ledig, also im August 1891, musterte er die Friedrich-Vineafragmente und war, wie er der Schwester meldete, von ihrer Schönheit betroffen — also hatte er sie doch wohl schon längere Zeit aus den Augen gelassen. Ende September schreibt er, er sei frisch und beginne den Vinea, und zwei Tage darauf an Haessel: „Ein herrlicher Stoff, edle Menschen, keine oder fast keine Greuel, große Probleme“. Am 3 Oktober meldet er dem Vetter Friedrich von Wyß, er habe sich für Petrus Vinea entschieden, d. h. für den Kaiser Friedrich, den Hohenstaufen, „eine lang gehegte Liebe“. Und eine Woche später eilt die Kunde über den See nach Mariasfeld, daß es nun „(unberufen!) an den Petrus Vinea gehe, i. e. Kaiser Friedrich II“.

Diese Meldung beschließt die Äußerungen über den Hohenstaufenstoff und die Arbeit daran.

Erhalten ist von dieser Arbeit wohl so ziemlich alles, nämlich eine mutmaßliche Szenentafel der Akte I bis IV und eine Reihe dramatischer und epischer Fragmente. Eine einwandfreie Bestimmung der Entstehungsfolge scheint mir bei dem geringen Umfang einzelner Nummern nicht überall möglich. Nach der Schrift zu urteilen reicht nichts außer „Der Dynast vor Gericht“ ins Jahr 1891 hinein. Aber es ist aus ihr sonst für die Datierung so gut wie nichts zu gewinnen, weil sie sich während des Jahrfünfts 1886/90 wenig änderte und gelegentlich in Einzelheiten zurückschlug, die schon aufgegeben schienen. Jedenfalls ist das Vorhandene wesentlich vom Sommer 1887 bis Sommer 1889 entstanden.



## II. Teil. Quellen.

Ich behandle die Geschichte souverän, aber nicht ungetreu.

Conrad Ferdinand Meyer an Louise von François  
(4 V 83).

Conrad Ferdinand Meyers Gewährsmann für den Petrus Vinea war Fr. von Raumer mit dem dritten und vierten Band seiner „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ 1829<sup>1)</sup>.

Gregorovius, den er jedenfalls auch beriet, hat ihm kaum etwas von Belang hinzugebracht.

Der Dichter, der für seine Auffassung des Stoffes von Einfluß war, Dante, bot ihm an historischem Material nichts. Was die Kommentatoren des großen Florentiners gaben, steht in den Nachträgen zu Raumers viertem Band.

Der Petrus Vineanachlaß Meyers zerfällt in zwei Gruppen, in ausgeführte Fragmente und in Planskizzen. Für die Beurteilung seines Verhältnisses zu den Quellen, also weitaus vorwiegend zu Raumer, sind die Planskizzen in erster Linie aufschlußreich. Es sind dies die Expositionsflizze A und die Skizzen Kögels und Freys.

### Die Expositionsflizze.

Die Expositionsflizze, A, beleuchtet das Verhältnis des Dichters zum Historiker am besten; die Skizzen Kögels und Freys gehen im Historischen nur unbedeutend über sie hinaus. Sie ist sehr wahrscheinlich die früheste Planskizze, wenn nicht sogar die früheste schriftliche Fixierung überhaupt, und fraglos vor die Kögelsche und diejenige Freys zu setzen.

Für die frühe Entstehung der Expositionsflizze sprechen innere Gründe: sie hat vor den beiden andern Skizzen die genauere chronologische Folge der einzelnen historischen Begebenheiten voraus und enthält historische Fakta und Personen in viel reicherm Maße als jene. Denn der Fortschritt vom Früheren zum Späteren zielte bei Meyer

<sup>1)</sup> Ich zitiere nach der bei Enßlin in Reutlingen 1829 erschienenen Ausgabe.

stets auf Vereinfachung, auf Zurückdrängen des historisch Stofflichen zugunsten des psychologisch Menschlichen.

Das Manuskript der Expositionsflizze bezeichnet die Hauptteile mit I, II, III und IV; die Unterabteilungen sind nur in I mit fortlaufenden arabischen Zahlen versehen, in II, III und IV dagegen ohne solche untereinander gestellt. Das geschah hier wahrscheinlich deswegen so, weil sich der Dichter über die Aufeinanderfolge des Einzelnen noch nicht überall endgültig schlüssig gemacht und Umstellungen vorbehalten hatte, wie denn auch einige solcher Umstellungen und Einfügungen sich bereits vorfinden. Es liegt auf der Hand, daß die römischen Zahlen Akte, die Unterabteilungen Szenen bedeuten können. Trotzdem darf die Expositionsflizze nicht ohne weiteres als Szenentafel angesprochen werden.

Dreimal treffen wir allerdings die Bezeichnung „Szene“, nämlich im Anfang von III („Große Szene“), im Anfang von IV („Szene“) und IV, 4 („Szene mit den Kronen“).

Man darf wohl „Große Szene“ als personenreichen historischen Auftritt interpretieren. Da die ersten drei Notierungen von III („Große Szene“, „Nachricht vom Konzil“, „Schlimme Zustände“) fraglos am Hofe Friedrichs II gedacht waren, so liegt die Annahme einer großzügigen Milieuszene nahe auf dem Grunde des reichen Lebens am Hofe zu Palermo, einer Szene, welche die Persönlichkeiten Friedrichs und Vinea zu entwickeln gestatten sollte (Raumer III 493 ff). Dafür spricht wohl auch die „Büste des Marc Aurel“.

Die Eingangsszene von IV „Erwartung vom Konzil“ mochte gleichfalls figurenreich in Aussicht genommen sein. Die „Szene mit den Kronen“ ist bei Raumer IV 150 so stark detailliert, daß eine bühnenmäßige Ausbeutung nahe gelegt und erleichtert war. Da auch sie, wie Raumer sagt, „vor zahlreicher Versammlung“ spielt, so ist jedenfalls unter „Szene“ in der Expositionsflizze jeweils ein öffentlicher Auftritt, nicht ein privater, intimer zu verstehen.

Es hält schwer, aus der Vergleichung der Expositionsflizze mit Raumer die Stoffentnahme und den vom Dichter beabsichtigten Gang der Handlung sich zu vergegenwärtigen; und es bleibt kaum etwas anderes übrig, als die einzelnen Notierungen mit der historischen Vorlage zusammenzuhalten und gelegentlich die ausgeführten Fragmente und die beiden andern Planskizzen zu berücksichtigen.

I, 1 Der schlummernde Kaiser. Vinea Monolog. Sehr wahrscheinlich deckt sich diese Szene mit dem Anfang des epischen Frag-

mentes O: Vinea belauscht und charakterisiert den schlummernden Kaiser, ein Vorgang, der im Kastell von Palermo spielt, frei erfunden und aus Raumer nicht zu belegen ist.

I, 2 Dialog. Astrolog. Episode. Schicksal. Bischöfe. Der Dialog, wahrscheinlich zwischen dem Kaiser und Vinea, bezieht sich wohl auf die Lage des Kaisers, da die astrologische Episode darauf folgt, die doch dem Bedürfnis entspringt, Künftiges zu erforschen. Möglicherweise ist P heranzuziehen, wo es sich speziell um eine Bulle oder ein Schreiben des Papstes zu handeln scheint. Die Szene würde auf „dem von Sternen überglühten Altar“ des Kanzlerhauses oder des Kaiserpalastes spielen (Skizze Frey).

Die astrologische Episode resp. Deutung ist bei Frey dem Kanzler selbst übertragen, was auch hier wahrscheinlich ist, weil sich I, 2 ohne das Hinzutreten weiterer Personen leicht an I, 1 anschließt und sich auch die nämliche Lokalität denken läßt oder eine an die „kühle Kuppel des hochgelegenen Sommerales“ (vgl. O) stoßende Altane des Kaiserpalastes. Doch braucht der Sterndeuter nicht Vinea selbst zu sein. Friedrich hielt sich mehrere Astrologen, deren bedeutendster Michael Scotus war. Raumer III 489 ff: „dagegen hat es keinen Zweifel, daß er nach damaliger Sitte Sterndeuter hielt und auch befragte. Ihren Ausspruch befürchtend, daß er unter Blumen sterben werde, habe er nie Florenz betreten, und wie es wohl zu gehen pflegt, scheint Spott über solche Weissagungen und eine dunkle Vorsicht erzeugende Besorgnis zugleich obgewaltet zu haben. Im Jahre 1227 gab ihm ein Sterndeuter, wahrscheinlich auf Veranlassung spöttischer Zweifler, in Vicenza einen versiegelten Zettel, worin stand, zu welchem Tore er hinausgehen werde. Friedrich ließ, damit dieser Ausspruch zu schanden werde, ein Loch in die Mauer brechen und ging hindurch, aber siehe, im Zettel hieß es: der Kaiser wird durch ein neues Tor hinausgehen. Ob schon ein anderes Tor das neue hieß, ob der Kaiser Kenntnis, Zufall, Betrug darin sah, ist schwer zu entscheiden. Überhaupt erhielt an Friedrichs Hofe der Sterndeuter nie die große Bedeutung und verleitete nie zu so finstern Schritten, wie etwa bei Ezzelin von Romano. Vielmehr trieb der Kaiser seinen Sterndeuter Michael Scotus zu mehrseitigem echtem Erforschen der Natur und zum Übersetzen der Tiergeschichte des Aristoteles.“ Daß Petrus Vinea astrologische Kenntnisse besessen habe, findet sich bei Raumer nicht.

Für die astrologische Deutung ist wahrscheinlich jede der von Raumer hier angeführten Prophezeihungen ausgeschlossen, ebenso aber

auch das „Seheimnis“, d. h. der Abrüstungsvorschlag Vineas, wie er in den Planstizzen Kögels und Freys und in den ausgeführten Fragmenten vorliegt. Auf diesen Vorschlag deutet noch nichts in der Expositionsstizze, weder eine einzelne Notierung, noch der ganze Gang der Handlung, soweit er zu erschließen ist. Es ist überhaupt mehr als fraglich, ob der Dichter, als er die Expositionsstizze schrieb, das „Seheimnis“ überhaupt schon ins Auge gefaßt hatte. Selbst wenn Vineaas sterbende Tochter, wie dann in den Fragmenten seine Frau, die Aufgabe gehabt hätte, das „Seheimnis“ zu verraten, sie tritt erst in der nächsten Szene auf und ohne Beziehung zur astrologischen Deutung, während dies bei der Frau in der Stizze Freys der Fall ist. Also liegt die Annahme am nächsten, die „astrologische Episode“ enthalte eine Prophezeihung, die mit der Notierung „Schicksal“ zusammenfällt und sich wohl auf das Geschick Friedrichs und seines Geschlechtes beziehen sollte.

„Bischöfe“. Hier hat der Dichter wahrscheinlich eine Episode aus Raumer im Auge, die sich zwar erst nach dem Lyoner Konzil (Juni 1245) zutrug, die er aber vor dasselbe legt, nämlich das Examen Friedrichs durch die Bischöfe. Raumer berichtet IV 171: „Doch gingen seine (Friedrichs) Anklagen immer nur gegen die Form der Kirchenregierung und die einzelnen dabei wirkfamen Personen, nicht gegen das Christentum überhaupt. Vielmehr ließ er sich, um die erneuerte, in den Augen des Volkes sehr anstößige Beschuldigung der Ketzerei gründlich zu widerlegen, über alle Punkte und Seheimnisse des christlichen Glaubens streng prüfen, und der Erzbischof von Palermo, der Bischof von Pavia, die Äbte von Montecassino, Kava und Kasanova, die Predigermönche Roland und Nikolaus, also Männer von Ansehen und verschiedenartiger Stellung, unterzeichneten eine darüber aufgenommene Urkunde und begaben sich nach Lyon, um des Kaisers Rechtgläubigkeit einstimmig und eidlich zu bezeugen. Anstatt aber, wie sie hofften, für ihre Bemühungen gelobt zu werden, sagte ihnen der Papst: „sie verdienten harte Strafe, daß sie sich mit einem Sebannten eingelassen, ohne höhern Auftrag für ihn Geschäfte übernommen, ja ihn dabei sogar als Kaiser behandelt hätten“. Hiegegen stellten jene Männer demütig vor: „wenn Friedrich auch in jener Urkunde noch Kaiser oder König genannt werde, so wollten sie doch nur als Ratgeber und Abgeordnete eines bloßen Christen betrachtet sein“, worauf der Papst endlich drei Kardinäle ernannte, um den Inhalt ihrer Botschaft zu hören und zu prüfen. Diese bestätigten

nicht allein das Obige, sondern es ergab sich auch, daß der Kaiser bereit sei, sich an passendem Orte und in Gegenwart des Papstes auf genügende Weise von allem Verdachte der Ketzerei zu reinigen. Jetzt mochte Innocenz über die zu ergreifenden Maßregeln doch in einiger Verlegenheit sein: denn wenn er die Anklage auf Ketzerei zurücknahm, so fiel das wirksamste Mittel, die Gemüter aufzubringen, plötzlich dahin: um deswillen zog er vor, von der Höhe seiner kirchlichen Stellung herab zu erklären: „die ohne seinen Auftrag vorgenommene Untersuchung sei ein Werk tollkühner Anmaßung und den Urkunden und Briefen, worin Friedrich Kaiser und König genannt werde, nicht der geringste Glaube beimessen. Aus weltkundigen Ursachen habe man ihn für einen Ketzer erklärt, noch jetzt daure seine heillose Freundschaft mit Ungläubigen fort, und seine angebliche Rechtfertigung gehe um so mehr auf arglistige Täuschung hinaus, als die Prüfenden und deren Verwandte zu Friedrichs Hofe gehörten oder doch seiner furchterweckenden Tyrannei unterworfen wären. Mithin verbleibe es beim Bannspruche, doch wolle Innocenz (obwohl der Kaiser, aus oft erwähnten Gründen, gar kein Gehör verdiene) nicht verweigern, daß er sich innerhalb einer bestimmten Frist, waffenlos und mit geringer Begleitung, stelle, wo er dann über diese Angelegenheit, wenn es Rechtens, und wie es Rechtens sein dürfe, gehört werden solle“. Daß der Kaiser über diese Antwort und Behandlungsweise aufs neue zürnte, ist sehr natürlich.“

Allerdings könnte es sich noch um eine andere, vor die Flucht des Papstes (Juni 1244) fallende Begebenheit handeln, nämlich um die von Friedrich II gefangen genommenen Bischöfe und Prälaten (Raumer IV 84—87), die, meist französischer Herkunft, noch von Papst Gregor an Ostern 1241 zu einer Kirchenversammlung nach Rom entboten, von Friedrich aber, um die ihm ungelegene Kirchenversammlung zu verhindern, nach dem Seesieg bei der Insel Meloria (3 Mai 1241) gefangen genommen und bis zum Konzil von Lyon wenigstens zum Teil zurückbehalten wurden, obwohl er in den hin- und widergehenden, bald von der einen, bald von der andern Partei wieder gebrochenen Abmachungen ihre Freigabe öfter versprochen hatte.

Möglicherweise handelt es sich auch um Raumer IV 106: gleichzeitig (mit der Gratulationsgesandtschaft Vinea an den neugewählten Innocenz IV) schickte Innocenz die Bischöfe von Rouen und Modena und den Abt Wilhelm an den Kaiser ab. Sie stellten das Verlangen, die gefangenen Geistlichen zu entlassen und Vorschläge der Se-



nugtuung an die Kirche zu machen. „Leugnet jener (Friedrich) alle Schuld, so will der Papst alle Könige, Fürsten und Prälaten an einen sichern Ort berufen und nach deren Ausspruch Genugtuung geben und nehmen.“

Es ist am wahrscheinlichsten, daß C. F. Meyer das Examen der Bischöfe mit Friedrich und die Abfassung der Urkunde vor ihrer Abreise zu Innocenz verwerten wollte, nicht die Rückkehr von dort. Er hätte sich sonst, da er den Bericht über das Konzil erst später zu bringen beabsichtigte, die dramatische Spannung zerstört, die in dieser Expositionsflizze mehr auf des Kaisers Verhältnis zum Papst als auf seinem persönlichen Verhältnis zu Vinea beruht. Auch schließt sich die Handlung bis hieher gut zusammen: Vinea, der den Kaiser und sich selbst exponierend schildert, die Unheilokunde aus den Sternen und, als retardierendes Moment, die Bischöfe, deren Urkunde Rettung und Abwehr verheißt. Daß diese Examenszene bühnenwirksamer ist als die beiden andern, liegt auf der Hand.

III, 3 Die Söhne. Roffe. Vineas Tochter sterbend. Friedrichs II legitime Söhne waren Heinrich VII (1215 mit dem Königreich Sizilien beliehen, 1234 als deutscher König gegen den Vater sich empörend, 1242 als Gefangener in Apulien gestorben); Konrad IV, der deutsche König, und Heinrich, der Sohn der Isabella; die illegitimen waren Friedrich von Antiochien, Manfred (später legitimiert) und Enzo.

Ob Heinrich VII, der in der Expositionsflizze einen gewissen Raum beansprucht und trotz seines schon 1242 erfolgten Todes in die Handlung, (die, wie schon bemerkt, unmittelbar vor (1244) und während des Konzils zu Lyon (1245) vor sich geht), hier noch aufgenommen ist, bleibt unentschieden. Konrad IV war 1245 mit andern Großen des Reichs und dem Kaiser Balduin von Konstantinopel nach Verona geladen, ebenso Enzo. Dieser und Friedrich von Antiochien kämpften für den Vater gegen die lombardischen und mittelitalienischen Gegner. Ob irgend eine Kompetenz- oder Machtfrage (Enzo wird 1239 König von Sardinien, Friedrich ist 1240—1247 Statthalter von Tuscién) berührt werden sollte, ob nur die Söhne Friedrichs II oder auch andere, vielleicht die Vineas (Raumer IV 549 über die Kinder Vineas) auftreten sollten, steht völlig dahin. Vielleicht darf man hier noch ins Auge fassen, daß die Ritter und die Edeln des Reiches ihre Söhne an den kaiserlichen Hof nach Palermo sandten zur Erlernung ritterlicher Sitte (Raumer III 493).

Unerfindlich, was mit den „Rossen“ gemeint ist, und kaum denkbar, daß der Dichter eine der bei Raumer IV 159 und 195 erzählten Szenen im Auge hatte. Jedenfalls legt „Rosse“ eher die Annahme eines epischen als eines dramatischen Planes nahe.

Auffallenderweise spielt in der Expositionsskizze die sterbende Tochter Vinea eine Rolle, während die Frau des Kanzlers, die in den beiden andern Plansskizzen und in den Fragmenten als Sterbende direkt Trägerin des die Handlung bewegenden Motivs ist, hier noch völlig fehlt, wie auch das Doppelverhältnis der beiden Männer zu ihr, trotzdem der Dichter hierfür einen direkten Hinweis im Anhang zu Raumer IV mit einer ausgeführten Eifersuchtszene fand, während für die Einführung der Tochter nur die eine Angabe vorlag, daß Vinea Kinder gehabt habe. Wollte der Dichter das Eifersuchtsmotiv ausschalten? Aber welche Aufgabe sollte die sterbende Tochter erfüllen, die vielleicht als Kontrastfigur zu der dämonisch leidenschaftlichen Margarita, der Gemahlin Heinrichs VII, als eine rührende Gestalt gedacht war? Als Sterbende hatte sie doch wohl noch etwas mitzuteilen? Wußte sie um Pläne Vineas, die zu der nachfolgenden Szene führten, und verriet sie diesen?

I, 4 Anjou. Vinea. Entrinnen des Papstes. Fraglos ist unter Anjou verstanden Karl von Anjou, der Bruder Ludwigs IX von Frankreich. Da als Zeitpunkt dieser Szene das Entrinnen des Papstes Innocenz IV angenommen ist, der am 29 Juni 1244 aus Civita Castellana und Sutri floh und, durch Krankheit aufgehalten, am 2 Dezember in Lyon ankam, so bieten sich als historische Anhaltspunkte für eine Zusammenkunft Vineas mit Karl von Anjou die folgenden Tatsachen: eine Zusammenkunft konnte in die schon 1243 stattfindenden Verhandlungen Friedrichs II mit Innocenz fallen, wo Vinea mit Thaddäus von Suessa den neugewählten Papst (24 Juni 1243 in Anagni) beglückwünschte, oder aber 1244, wo am 31 März zu Rom im Lateran ein Präliminarfrieden zwischen Kaiser und Papst beschworen wurde (Gregorovius V 230); es waren dabei auch die französischen und englischen Gesandten anwesend, unter denen allerdings Karl von Anjou nicht ausdrücklich genannt wird. Jedenfalls ist die Szene der Expositionsskizze spätestens ins erste Drittel des Jahres 1244 gedacht und spielt im Palast von Palermo.

Daß die Persönlichkeit Karls von Anjou lockte, erklärt sich aus der Charakteristik bei Raumer IV 415. Er gehört in eine Linie mit dem Heiligen, dem Kardinal in der Angela Borgia und Ezzelin: Ver-

einigung dämonischer Kälte mit großer Energie. Raumer sagt: „Karl von Anjou wird von gleichzeitigen Schriftstellern eine große gebogene Nase, olivenfarbene Haut und ein strenger wilder Blick und eine finstere Stirne beigelegt: und noch jetzt erschrecken und entfremden die damit vollkommen übereinstimmenden Züge seiner gleichzeitigen Bildsäule auf dem Kapitol. Überall zeigte er Mut, Verstand und große Tätigkeit: aber sein Mut trieb ihn keineswegs immer zu edeln Unternehmungen, sein Verstand entbehrte aller höhern Richtung und Verklärung und seine Tätigkeit zerstörte mehr, als sie erzeugte. Er schlief wenig, denn im Schlafe verliere man nur Zeit; die Jagd mit ihrem scheinbaren und halben Ernste machte ihm Langeweile. Dichter, Sänger und Tonkünstler waren ihm zuwider, und er wußte sie schon dadurch von sich abzuhalten <sup>1)</sup>, daß er sie nie beschenkte. Er war einfach im Essen und Trinken und der Kleidung nach kaum von einem gemeinen Soldaten unterscheidbar. Nur wenig sprach er und immer ernst. Niemand erinnerte sich, ihn freundlich oder lächelnd gesehen zu haben. Schönheit und Jugend machte auf ihn nicht den mindesten Eindruck: er war seiner Frau getreu, weniger wohl aus Pflichtgefühl, als weil dem durch und durch Unliebenswürdigen nichts lebenswürdig erschien. Man möchte seine Strenge gegen Diebe, Räuber und andere Störer der gesetzlichen Ordnung für Gerechtigkeitsliebe halten, bewiese nicht das Verfahren gegen Irrrende, ja gegen ganz Unschuldige, daß er auch dort nicht gerecht war, sondern nur seiner Grausamkeit freien Lauf ließ. Zu dem allem kam nun Ehrgeiz, Ländergier und Habucht im höchsten Grade: kein Mittel erschien ihm zu schlecht, kein Weg verwerflich, wenn er anders zu jenem Ziele führte.“

Daß Ludwig IX in seinen Verhandlungen mit dem Papst das Verhältnis desselben zum Kaiser einbezog und die Aufhebung des Bannfluchs brieflich und auf einer Zusammenkunft mit Innocenz IV zu Clugny (30 November 1245) betrieb, fand Meyer ebenfalls in seinem Raumer (IV 175 ff), ebenso die Tatsache einer Entsendung Vineas zum französischen König in dieser Angelegenheit. Wahrscheinlich gaben aber nicht diese nach der Eröffnung der Lyoner Kirchenversammlung spielenden Verhandlungen den Anlaß zu der Notierung „Anjou. Vineas“, sondern die eben erwähnten frühern Möglichkeiten und Anhaltspunkte für eine Gesandtschaft Anjous nach Italien und zu Friedrich II selbst.

<sup>1)</sup> Der Musenfreund und Erfinder des Sonetto Vineas ist die richtige Kontrastfigur zu dem amüslichen Anjou, mit dem er allerdings den Zug der Kälte teilt.

Das „Entrinnen des Papstes“ ist kaum als selbständige Szene zu denken, sondern wohl nur als ein Bericht, der vielleicht Verhandlungen Vinea mit Anjou fördernd oder retardierend beeinflussen sollte.

I, 5 „Die Vorigen, Der Kaiser“, also Anjou und Vinea, zu denen der Kaiser tritt, vielleicht sie belauschend, vielleicht auch die Aufforderung des Papstes entgegennehmend, sich zum Lyoner Konzil persönlich einzufinden.

I, 6 Margarita, die zwei Kinder. Unzweifelhaft ist Margarita die Gemahlin des gefangenen Heinrich VII. Seine Kinder waren Friedrich und Heinrich, die der Kaiser bei sich behielt (Raumer IV 210). Man vergleiche hierzu die Szenen in den Fragmenten C, F und G: die Szene zwischen Heinrich VII und Margarita in C weicht hinsichtlich der Söhne von F und G ab. Dort heißt es: „Ich will den Fritz und den Hans!“; hier wird vorausgesetzt, daß der eine der Knaben bereits tot ist. Heinrichs VII Sohn Friedrich lebte nach Raumer noch beim Tode des Kaisers, denn dieser ernannte den Enkel testamentarisch zum Herzog von Österreich und Steiermark und vermachte ihm 10,000 Unzen Goldes. Über den Inhalt der Szene: „Margarita die zwei Kinder“ läßt sich unter Rückschluß aus den Fragmenten C, F und G vermuten, daß Margarita die Kinder erfolglos vom Kaiser losbitten will.

I, 7 Tod Heinrichs. Gemeint ist gemeint der gefangene Heinrich VII, obwohl sein Tod, der 1242 erfolgte, dann mit dichterischer Freiheit zwei bis drei Jahre später angesetzt wurde (1244/45 oder 1245). Friedrich II hatte allerdings noch einen andern Sohn gleichen Namens, Heinrich, den Sohn Isabellens. Nach dem (apokryphen?) Testament Friedrichs II mußte er beim Tode des Kaisers noch gelebt haben (Raumer IV 229). Dieser Heinrich taucht in den Vinea-Plänen Meyers nirgends auf und fällt hier wohl ganz außer Betracht.

Kaum anzunehmen ist, daß der Dichter den Tod oder Selbstmord Heinrichs VII auf die offene Bühne zu bringen beabsichtigte, um so weniger, als wahrscheinlich Vinea Tochter in II auf der Bühne stirbt oder als Leiche dahin getragen wird. Noch ist schon hier die Notiz bei Raumer IV 547 anzumerken: „Ein anderer Kommentator zum Dante sagt: Petrus erweckte zuerst Verdacht in dem Kaiser gegen seinen Sohn Heinrich und veranlaßte die harten Maßregeln, welche Friedrich nachher bereute, wie der Misericordia pii Patris anfangende Brief bezeugt.“ Daß der Dichter den Tod oder Selbstmord Heinrichs irgendwie mit Vinea zu verknüpfen beabsichtigte, ist an und für sich wahrscheinlich und

durch das Fragment H („Du hier, Petrus Vinea, sagte sie, was willst Du gegen uns?“) belegt, wo Margarita eine feindliche Haltung des Kanzlers voraussetzt.

I, 8 Nachricht. Welche Nachricht? Schwerlich die vom Tode Heinrichs VII, der durch die vorhergehende Notierung festgelegt ist. Also wohl eine politische; aber welche? Da die Expositionsflizze offenbar erst in III und IV beim Konzil von Lyon anlangt, so ist diese Nachricht nicht die von der Absetzung des Kaisers durch den Papst, sondern wohl die vom Scheitern der Friedensverhandlungen mit diesem, die schon vor dem Konzil erfolgten und um die Lösung des Kaisers vom Kirchenbann ergingen (Raumer IV 105 ff). Diese Verhandlungen zerfallen in verschiedene Stadien, von denen Meyer eines und das andere zu benützen beabsichtigt haben mag:

1) Gratulationsgesandtschaft Vineas und des Taddäus von Sueffa an den neugewählten Papst und allgemeine Friedensbeteuerungen des Kaisers.

2) Der Papst verlangt Freilassung der gefangenen Prälaten und eine Genugtuung, die er durch eine Versammlung der Könige, Fürsten und Prälaten festsetzen zu lassen droht.

3) Friedrich beklagt sich über die zweideutige Zurückhaltung des Papstes, nachdem er doch die gefangenen Geistlichen entlassen habe.

4) Innocenz verlangt, selbst Schiedsrichter in dem Handel zwischen Kirche und Kaiser zu sein.

5) Friedrich weist dies ab und verlangt Unterwerfung der mit dem Papst zettelnden Lombarden.

6) Der Papst macht die Unterwerfung der Aufständischen vom Frieden mit der Kirche abhängig und verlangt, nachdem der Kaiser von dem empörten Viterbo geschlagen wurde, völlige politische und kirchliche Unterwerfung von ihm.

7) Der Kaiser nimmt um den Preis der Lösung vom Kirchenbann und der Unterwerfung seiner andern Gegner den Vertrag an.

8) Der Papst macht die geheim geführten Verhandlungen öffentlich bekannt, verlangt 400000 Mark Buße für die gefangenen Prälaten und schürt den Aufstand Senuas.

9) Friedrich lehnt die Bedingungen hinsichtlich der Lombarden ab, da hiezu die Zustimmung der Reichsfürsten erforderlich sei.

10) Plötzliche und heimliche Flucht des Papstes nach Lyon, angeblich um der Gefangennahme durch den Kaiser zu entgehen. Von hier

lehnt der Papst alle weiteren Anerbietungen Friedrichs ab; die Friedensverhandlungen sind endgültig gescheitert.

Da das „Entrinnen des Papstes“ schon zu I 4 der Expositionsskizze angemerkt ist, so bestand die Nachricht in I 5/6 (oder 8) vermutlich eben in diesem Abbruch der Verhandlungen.

**II Tod der Tochter.** Sehr wahrscheinlich handelt es sich um die Tochter Vinea, obwohl eine gewisse Schwierigkeit darin liegt, daß sie in I sterbend, in II tot eingeführt wird; vermutlich war sie in I sterbend auf der Bühne, in II bestimmte der Bericht über ihren Tod die Szene. Eine Reihe von Fragen bleiben, wie schon früher bemerkt, ungelöst: wie stirbt sie? wodurch? muß sie sterben und warum? welche Folgen hat ihr Tod für Vinea? für den Kaiser?

Ausgeschlossen ist, daß die Tochter Vinea dazu ausersehen war, sterbend jenes „Scheimnis“, d. h. den Abrüstungsgedanken des Kanzlers, dem Kaiser zu verraten, wie es nach den spätern Skizzen und Fragmenten die an ihre Stelle gesetzte Kanzlerin tut; denn dieses „Scheimnis“ fehlt in der Expositionsskizze so sicher als die Becherzene. Dagegen konnte, wie bemerkt, die Tochter als Mitwisserin von Verhandlungen zwischen Vinea und Anjou oder Vinea und dem Papst gedacht sein, sie konnte sterbend noch so viel dem Kaiser mitgeteilt haben, daß er Verdacht, aber keine Gewißheit gegen den Kanzler schöpfte und ihr Tod diese letztere ausschloß. Aber welcher Art sollten dann ihre Beziehungen zum Kaiser sein? Erotische? Dagegen sträubt sich die Parallele zum „Heiligen“. Vielleicht war diese Parallele der Grund, warum Meyer später die Tochter fallen ließ und dafür Vinea's Frau einsetzte.

Ob die Tochter in Todesdelirien ihr Wissen unwissentlich verraten, ob sie, wie später die Frau, vermittelnd zwischen beiden Männern stehen sollte? Wahrscheinlicher ist, daß ihre Psyche anders gewendet sein sollte als die der Kanzlerin, vielleicht unbewußter, kindlicher. Vielleicht sind kleine Züge dieser Art dann doch später in die Charakteristik der Kanzlerin übergeflossen (Fragment K).

Keinenfalls hat man an eine der neun Töchter Friedrichs II (Raumer IV 552 ff) zu denken, auch nicht etwa an die an den „gebannten Kezer“ Vatages verheiratete Anna, deren Heirat von päpstlicher Seite dem Kaiser zum schweren Vorwurf gemacht wurde (Raumer IV 5, 142, 171).

Vinea (Marc Aurel (durchgestrichen). Kaiser. Dialog. Aus dem mit dieser Szene fortschreitenden Gang der Handlung verstärkt

sich die Annahme, daß es sich in der vorhergehenden um Vineas Tochter handelte. Vermutlich wird der „Dialog“ zwischen Vinea und dem Kaiser geführt und bringt die geheimen Wunden ihres Verhältnisses verschärft zu Tag. In der gleichen Richtung wie diese bewegt sich die Eröffnung (durchgestrichen). Mißtrauen, ohne daß irgend ein äußeres, verstärkend eingreifendes Geschehen ersichtlich wäre<sup>1)</sup>. Die durchgestrichene Notierung „Eröffnung“ ließe darauf schließen, daß zwei Personen anwesend sind. Sollten dies Vinea und der Kaiser sein — und wer sonst? —, so hätten wir eigentlich keine neue Szene vor uns, und der Gedanke, daß die Expositionsstizze noch keine durchgeführte, feststehende Szenentafel sein kann, fände hier Nahrung. Ferner: wer eröffnet dem andern etwas? und was? Unter dem Bann der spätern Planskizzen, besonders der Freys, möchte man geneigt sein, hierher die Eröffnung des Abrüstungsvorschlages zu setzen, den Vinea dem Kaiser macht. Da aber von diesem „Geheimnis“, das doch das Agens der ganzen Handlung sein müßte, in der ganzen Expositionsstizze nichts zu konstatieren und seine Erfindung nach einem Brief des Dichters (vgl. unten) zweifellos später anzusetzen ist, so fällt jede derartige Annahme dahin. Es läßt sich denken, daß Meyer, der dem Monolog nicht abhold war, hier einen solchen Friedrichs II, auf dessen Seite wahrscheinlich das Mißtrauen zu suchen ist, einzufügen gedachte, damit eine neue Szene gewann und infolgedessen „Eröffnung“ strich. Ob ein Weiterwachsen dieses Mißtrauens, dieser Entfremdung zwischen Kaiser und Kanzler durch die nächstfolgenden zwei Szenen stattfinden sollte, hängt von ihrer Interpretation ab:

**Tod der Heinrichskinder.** Du hast sie ermordet Margarita Fluch. Die beiden Szenen hängen jedenfalls eng zusammen: die erste ist Gegenstand und Voraussetzung der zweiten, und diese wird wahrscheinlich lediglich infolge des Auftretens Margaritas als eine Szene für sich bezeichnet.

**Tod der Heinrichskinder:** Da Heinrich VII, wie schon bemerkt, nur die beiden Söhne Friedrich und Heinrich besaß, von denen der ältere beim Tode des Großvaters, Friedrichs II, erwachsen war, so ist dieser gleichzeitige Tod der beiden noch im Kindesalter eine der Geschichte widersprechende Erfindung des Dichters.

**Du hast sie ermordet:** Wer ist der Beschuldigte? Und wer spricht den Vorwurf? Drei Möglichkeiten lägen vor, wenn angenom-

<sup>1)</sup> „Eröffnung“ = Nachricht von der Eröffnung des Konzils, woran sich denken ließe, ist hier schwer in den Zusammenhang zu bringen.

men werden müßte, daß Margarita schon in der ersten Szene anwesend sei: 1) der Kaiser erhebt die Beschuldigung gegen Vinea; 2) Margarita erhebt sie gegen den Kaiser; 3) Margarita erhebt sie gegen Vinea. Eine vierte, daß Margarita gegen Vinea und den Kaiser zugleich auftritt, wozu Fragment H Anlaß geben könnte, fällt durch die Singularform („Du hast sie ermordet“) dahin. Für 1) spräche die ganze Stimmung des sich in II, wie zu vermuten, entwickelnden Konfliktes zwischen Kaiser und Kanzler und die Planskizze Freys, wo der Kaiser dem Kanzler den Tod Heinrichs VII schuld gibt. In diesem Falle wäre freilich anzunehmen, daß in der Expositionsskizze die Beschuldigung nur für den Tod der beiden Knaben, nicht für den Heinrichs VII vom Kaiser erhoben und erst später, als der Dichter den Tod der beiden Kinder fallen gelassen hatte, die Anklage wegen des Vaters eingesetzt wurde, wozu überdies Raumer einen Anhaltspunkt gab. Offen bleibt hier ferner die Frage: beschuldigt der Kaiser Vinea direkt des Mordes oder erklärt er ihn nur für den moralischen Urheber? Für den Fall 2, daß Margarita den Kaiser beschuldigt, wäre die Analogie der Fragmente B bis H heranzuziehen, wo dem Kaiser von Margarita zwar nicht der Mord, aber die Wegnahme der Kinder zum Vorwurf gemacht wird. Hatte der Dichter die Absicht, durch Margarita den Kaiser selbst beschuldigen zu lassen, wirklich noch in der Expositionsskizze gehabt, so gab er sie später zweifellos auf. In den Margaritafragmenten (B bis H) ist nur noch vom Tod eines Knaben die Rede, und weder der Kaiser noch sonst Jemand wird beschuldigt. Für die dritte Möglichkeit (Margarita beschuldigt Vinea) wäre nur auf den Haßausbruch Margaritas in Fragment H zu verweisen.

Und nun: Margarita Fluch. Der Fluch Margaritas sollte wahrscheinlich Gefangenschaft, Verderbnis und Tod Heinrichs VII und den Tod der Kinder umfassen. Ob er nur an den Kaiser oder, wie in Fragment H, an den Kaiser und Vinea gerichtet sein sollte, ist nicht auszumachen und für den Gang der Handlung vielleicht auch nicht von Belang; da aus der Expositionsskizze über das weitere Verhalten und Schicksal Margaritas nichts zu ersehen ist, so bleibt man auch hier nur auf Vermutungen angewiesen, die sich aus den Margaritafragmenten ergeben könnten: Margaritas Fluch kann aus der bloßen Wahnvorstellung hervorgehen, der oder die von ihr Beschuldigten hätten die Knaben ermordet.

Für die Erklärung des Rätsels, das die beiden soeben behandelten Szenen aufgeben, hat man noch ein anderes Moment zu beachten: der Gedanke ist nicht abzuweisen, daß in den beiden Szenen eine bewußte



oder unbewußte ziemlich weitgehende Anlehnung an Shakespeares Richard III vorliegt. Hier fand Meyer die Ermordung der beiden gefangenen jungen Prinzen, hier die gewaltige Fluchszene der Witwe des englischen Heinrichs VI, Margaretha. Aber während die Ermordung des jungen Edward und Richards von York in dem Umstand begründet ist, daß sie durch ihre bloße Existenz und ihre rechtmäßigen Ansprüche die Krone des Usurpators Richards III gefährden, war eine ähnliche Beschuldigung und eine ähnliche Veranlassung für die Freveltat an den Enkeln Friedrichs II nicht wohl zu konstruieren: der junge Edward ist Prinz von Wales und Kronprätendent; zwischen den Enkeln Friedrichs II und diesem selbst standen noch die andern Söhne Friedrichs, ihm alle ergeben und berechnete künftige Anwärter auf die Krone, wenigstens soweit sie legitim waren. Die Ermordung der Söhne Heinrichs VII war nicht zu motivieren, ohne den Kaiser noch unter den „schwarzen Höllenhund“ Richard III herunterzudrücken. Aus diesem Grund und wohl wegen der Parallele mit Shakespeares Werk gab sie Meyer auf. Schwerer mag ihm der Verzicht auf den Fluch Margaritas geworden sein, den er noch in der Planßkizze Freys beibehält. „Meine Wünsche aber sind einfach — und der Zorn überwältigte sie wieder: ich wünsche von Herzen und weiß, daß es sich erfüllt: Kaiser Friedrich und sein ganzes Geschlecht möge böse zu Grunde gehen, wie mein lieber König Heinrich, nach einer Fülle von Verrat und Greuel. Und auch du (Petrus Vinea) mögest deinen Kaiser schlimm verraten, der dich ja zuvor hintergangen ... hat“ (Margaritas Fluch in Fragment H).

„Durch Prassen, statt durch Krieg, sterb euer König,  
Wie unsrer starb durch Mord, um ihn zu krönen!  
Edward, dein Sohn, dermalen Prinz von Wales,  
Sterb in der Jugend, vor der Zeit, gewaltsam!

— — — — —  
— — — — —

Und nichts für dich? (Richard III) Bleib, Hund, du sollst mich hören:  
Wenn noch der Himmel irgend schlimmere Plagen  
Im Verrat hat, als ich dir wünschen kann,  
O, spar er sie, bis deine Sünden reif sind,  
Und schleudre dann all seinen Grimm auf dich,  
Den Friedensstörer dieser armen Welt!  
Der Wurm der Angst benage deine Seele!  
All deine Freunde fürchte wie Verräter  
Und Erzverräter wähl zu Busenfreunden!“

(Richard III, erster Aufzug, dritte Szene (Bildmeister)).

Bei C. F. Meyer schließt II mit „Vereinigung“. Ein faßbarer Anhaltspunkt für den Sinn dieser Bezeichnung ist kaum zu finden. Eine Vereinigung könnte nur stattfinden zwischen Getrennten: also vielleicht zwischen dem Kaiser und Vinea, die sich — eine retartierende Szene — noch einmal finden, ehe mit III und IV der Gang der politisch-kirchlichen Begebenheiten die Kluft unerschließbar aufreißt. Es läßt sich dabei an Fragment O denken, das wie eine Friedensidylle im Konflikt zwischen beiden Männern anmutet. Langmesser (S. 505) meint: zwischen dem Kaiser und Margarita. Allein es könnte sich auch um etwas Schwerwiegenderes handeln. Friedrichs Bestreben zielte nach Vereinigung Italiens und Deutschlands unter einer Krone. Zufolge dem Kögel mitgeteilten Plane war es hauptsächlich dieses Ziel der kaiserlichen Politik, was Vinea in die Reihen der Gegner Friedrichs trieb. „Der delle Vigne ist Italiener, Friedrich will Italien und Deutschland vereinigen, muß daher auf Deutschland Rücksicht nehmen. Dies Interesse teilt Vigne nicht, dem nur Italien am Herzen liegt.“ Der Versuch, ein Gleichgewicht dieser verschiedenen Interessen, eine Vereinigung auf diesem Gebiete zu finden — vielleicht ein vom Kaiser unternommener und gescheiterter Versuch —, konnte wohl den Inhalt dieser Szene bilden und so gleichsam Programm und Vorbereitung der von nun an in III und IV auf politischem Felde vor sich gehenden dramatischen Entwicklung, des äußern und innern Konfliktes darstellen, wie er für die Expositionsskizze, abweichend von den spätern Plänen, noch vorhanden sein mochte.

III Ausgenommen „Große Szene. Büste des Marc Aurel“ lassen sich sämtliche Notierungen von III aus den entsprechenden Partien bei Raumer über die Kirchenversammlung zu Lyon belegen, also: „Nachricht vom Konzil“, „Schlimme Zustände“, „Rede vor dem Konzil“, „Suessa“, „ich reise nicht“.

Nur allgemein entspricht diesem Schema, was Meyer als einzige historische Fakten Kögel mitteilte: „Es ist die gefährliche Zeit, wo Papst Innocenz, ein Ungeheuer, den Kaiser zur Verantwortung vor das Konzil von Lyon ruft, wo der Kampf, der Friedrich ans Leben geht, aufs heftigste entbrannt ist, wo es sonst in seinen Kämpfen schlecht für ihn steht, also jeder Schritt die schwersten Folgen haben kann und seine Lage fast verzweifelt ist“. Also in der Skizze Kögels keine einzelne geschichtliche Situation, überhaupt keine Andeutung eines Dramas, dagegen kräftige Betonung des rein Psychologischen — Eifersucht, das „Geheimnis“, Mißtrauen, Verrat.

Das war im Oktober 1890. Der später Frey mitgeteilte Plan zeigt ein entschiedenes Zurückkehren zum ursprünglichen historischen Schema der Expositionsflizze, einen entschiedenen Dramenplan, in welchen die psychologische Entwicklung, der Gewinn der epischen Fragmente, einging: er ist eine Kontamination des ersten, d. h. des Historiendramas, mit dem psychologischen Drama und mit der spätern Novelle und überhaupt wohl der letzte Versuch mit dem Stoffe.

Büste des Marc Aurel: Aus der Planflizze Freys geht hervor, daß Meyer den Petrus Vinea als Stoiker zu behandeln gedachte, um in der „stoischen Abwendung vom Leben“ eine Vorbereitung zum spätern Selbstmord zu gewinnen. Damit darf „Büste des Marc Aurel“ in Verbindung gesetzt und eine Szene vermutet werden, in welcher Vinea seinen Stoizismus zum Ausdruck bringt, sei es in einem Monolog vor der Büste oder in einem Dialog mit dem Kaiser. Für die letztere Annahme spräche der Umstand, daß in II hinter Vinea die durchstrichene Einfügung „Marc Aurel“ steht, worauf „Kaiser. Dialog“ folgt.

„Nachricht vom Konzil“. Dreimal findet sich in der Expositionsflizze die Notierung „Nachricht“. Hier bedeutet sie wohl, daß der Papst eine große Kirchenversammlung nach Lyon einberufen hat, wozu er am 30 Januar 1245 alle Könige, Fürsten und Prälaten auf Johannes einlud. Auch Friedrich sei aufgefordert zu erscheinen. Zugleich erneuerte Innocenz, so berichtet die Geschichte, den Bann, obgleich das Konzil die Schuldfrage erst untersuchen sollte (Raumer IV 122). In IV dagegen bedeutet „Nachricht“ dann wohl die Absetzung des Kaisers, die Innocenz auf der Kirchenversammlung aussprach.

„Schlimme Zustände“. Unter „Schlimme Zustände“ mag der Dichter wohl beabsichtigt haben, von verschiedenen Seiten einlaufende Berichte in eine Szene münden zu lassen oder, falls es sich darum handelte, ein Schema für epische Darstellung in der Expositionsflizze aufzustellen, sie zu erzählen, Berichte, die er aus den Partien bei Raumer IV 158 ff und 168 ff zu schöpfen vermochte. Raumer schildert, wie der Papst, der durch seine Willkürherrschaft in Lyon einen blutigen Aufstand entfesselte und vergeblich beim englischen und französischen Hof um Aufnahme bat, in ein offenes Bündnis mit den Lombarden trat, wie seine Bettelmönche überall, vor allem auch in Deutschland, gegen den Kaiser hetzten (Fragment H), wie in dem unterwühlten Sizilien und Italien Gerüchte von der Ermordung des Kaisers und umgekehrt von einem Mordplan des

Kaisers gegen den Papst umgingen und Aufruhr glomm, wie das Bestreben kaiserlicher Gesandter, Frankreich zur Vermittlung mit dem Papst zu bewegen, ausweichende und zweideutige Antworten erfuhr, aber auch keine offene Parteinahme Ludwigs des Frommen gegen den Papst zu erreichen vermochte u. dgl. m.

„Rede vor dem Konzil. Sueffa.“ Die Frage nach dem Redner entscheidet sich in erster Linie danach, ob man vermuten darf, daß der Dichter die Kirchenversammlung von Lyon auf die Bühne bringen wollte (immer vorausgesetzt, daß wir in der Expositionsskizze eine dramatische Szenentafel vor uns haben). Die Bühnenwirksamkeit sprach dafür. Analogien — man denke an die polnische Reichsversammlung in Schillers Demetrius — ebenfalls. Auch das „vor“ (Rede vor dem Konzil) ist sicher lokal, nicht zeitlich zu verstehen. Aber wer hält dann diese Rede? Entweder der Papst oder, worauf die folgende Notierung schließen ließe, Sueffa, der kaiserliche Vertreter auf dem Konzil. Nimmt man den Papst als Redner an, so kam wohl nur die Absetzungsrede in Betracht: die berühmte Rede Innocenz' IV, und nur diese konnte der Dichter brauchen, fand erst in der Schlußsitzung des Konzils statt. In der ersten Sitzung vom 28 Juni erhob der Papst seine Anklagen gegen den Kaiser; Thaddäus von Sueffa, der Sprecher der mehrköpfigen Gesandtschaft Friedrichs, überbrachte die Friedensanerbietungen des Kaisers und warf die Kompetenzfrage auf. In der vier Tage später stattfindenden zweiten Sitzung hielt Sueffa seine glänzende Verteidigungsrede, in welcher er die schweren Anklagen des Papsts Punkt für Punkt entkräftete und schließlich eine Frist verlangte, innerhalb welcher der Kaiser, der während des Konzils, soweit er nicht gegen die Lombarden zu Felde lag, sich in Turin befand, ihn mit neuen Vollmachten ausrüsten oder selbst erscheinen könne. Der Papst lehnte dies vorerst ab und drohte nach weitem, von Sueffa zurückgewiesenen Anklagen einiger Prälaten mit der schmähhlichen Absetzung des Kaisers. Schließlich gewährte er eine zwölfstägige Frist, kaum ausreichend, Antwort einzuholen. Die Nachricht hievon wurde dem Kaiser von Walter von Ofra nach Turin überbracht mit der Aufforderung, sich persönlich vor dem Konzil zu stellen. Er weigerte sich und schickte eine neue Gesandtschaft nach Lyon mit Petrus de Vinea. Noch ehe diese vor dem Konzil eintreffen konnte, hielt Innocenz eine neue Sitzung ab, in der er die Absetzung des Kaisers aussprach (17 Juli 1245). In diese Versammlung rief dann Sueffa seinen verzweifelten Protest und die Appel-

lation an einen künftigen Papst und ein künftiges Konzil (Raumer IV 137—157).

Künstlerische Erwägungen mochten den Dichter veranlassen, alles der dritten starken, großartigen Konzilsitzung Vorangehende auszuscheiden und nur sie in seinen Plan aufzunehmen: wie der Papst, über alle bisherigen Verhandlungen hinwegschreitend und jede Möglichkeit einer weiteren Verteidigung des Beklagten abschneidend, die feierliche Absetzung des Kaisers in die Welt schleuderte. Dann hat er aber auch wahrscheinlich unter der Notierung „Suessa“ den leidenschaftlich verzweifelten Protest Sueffas verstanden, und die Szene verlief in einem dramatisch höchst wirkungsvollen Schluß, wofür Raumer Anhaltspunkte gab: nach vielem Hin und Her wurde das Tedeum gesungen, dann „folgte eine tiefe Stille, dann senkten Innocenz und die Prälaten ihre brennenden Fackeln zur Erde, bis sie erloschen: so sei des Kaisers Glanz und Glück auf Erden erloschen“. Sueffa aber schlug verzweifelt an seine Brust und verließ, das Haupt in seinen Mantel verhüllend, das Konzil, um abzureisen. Es ist undenkbar, daß C. F. Meyer die bedeutende Wirkung und Bühnensfähigkeit dieser Vorgänge nicht erkannt hätte. Es ist ebenso zweifellos, daß er sie in den spätern Entwürfen nicht mehr aufzunehmen gedachte: Planskizze Frey, IV Akt: „Unter dessen hat der Papst zu Lyon die Absetzung des Kaisers ausgesprochen“. Der Grund des Verzichtes auf jene wirkungsvollen Szenen mochte wiederum darin liegen, daß das Interesse nicht zu sehr auf Innocenz und den Konflikt mit ihm fallen durfte, der für das spätere Vinedrama nur akzessorisch sein konnte.

Die Charakteristik Sueffas bei Raumer konnte den Dichter wohl veranlassen, ihm eine größere Rolle zuzuteilen; er, der in der Kögelschen Skizze gar nicht, bei Frey nur einmal (vermutlich!), in den Fragmenten gar nicht vorkommt, tritt in der Expositionsstizze bedeutungsvoll hervor (IV: „Streit zwischen Sueffa und Vinea“): Raumer IV 138: „ein Mann von durchdringendem Verstande und hinreißender Beredsamkeit, des Krieges nicht minder kundig als der Geseze und so gerecht, daß ihm seine Feinde freiwillig die Untersuchung und Entscheidung ihrer Streitigkeiten übertrugen. Zu jenen Anlagen, zu dieser Gesinnung gesellte sich eine solche Gegenwart des Geistes und eine solche Festigkeit des Willens, daß der große Kaiser keinem würdigeren Manne die Verteidigung seiner Rechte anvertrauen konnte.“ Nach Raumer blieb Sueffa in Lyon während der Gesandtschaft Walters von Oka nach Turin.

Der weitere Verlauf der Handlung, wie sie der Dichter gestaltet haben mag, als er die Expositionsfizze niederschrieb, wäre dann gewesen: Unterdessen sind die nach der zweiten Konzilsitzung abgeordneten Gesandten mit Walter von Ostra bei dem Kaiser in Turin eingetroffen, um die Vorladung zu überbringen. Weder sie noch der Kaiser können von der nach ihrer Abreise plötzlich inszenierten dritten, der Absetzungssitzung, wissen, auch Sueffa kann noch nicht beim Kaiser eingetroffen sein. Es folgt nun am kaiserlichen Hofe die Erwägung, ob der Kaiser selbst oder ein Anderer zum Konzil reise.

„Ich reise nicht“. Nur zwei Möglichkeiten liegen, nach dem Gang der Dinge in IV, vor: entweder sagt der Kaiser diese Worte oder Vinea, und sie bedeuten: „Ich reise nicht nach Lyon“. Was Raumer IV 145/146 berichtet, spricht für die erstere Annahme. Die Abwägung der Gründe für oder gegen eine Lyonreise des Kaisers, wie er sie gibt, bedeutet fast eine fertige Bühnenszene, die nur die Verteilung auf verschiedene Sprecher erforderte. „Ob sich nun aber der Kaiser selbst nach Lyon begeben sollte oder nicht, darüber waren zwiefache Meinungen an seinem Hofe. Diejenigen, welche jene Frage bejahten, führten an: das viele Hin- und Herfenden, die vielen Rückfragen und Antworten brächten nicht zum Ziele. Wenn sich hingegen der Kaiser seinem Feinde, dem Papste, persönlich gegenüber stelle, so werde das Ansehen der Majestät und die Gerechtigkeit der Sache auf jeden Unbefangenen siegreich wirken und zum Frieden führen, welchen die Kriegsmüde Welt so sehnlich herbeiwünsche. Dem widersprechend behaupteten andere: Das Recht des Kaisers könnten auch Bevollmächtigte einleuchtend vortragen; bedenkl. lich aber sei es, daß er sich mitten unter seine Feinde begeben oder doch der Gefahr aussetze, auf eine Weise behandelt zu werden, welche kaiserlicher Majestät nicht angemessen sei. Auch schließe das persönliche Erscheinen, um Recht zu nehmen, ein unbedingteres Unterwerfen unter die Kirchenversammlung in sich, als wenn Friedrich nur durch Gesandte verhandeln lasse usw.“ Der Kaiser neigte anfangs auf die erste Seite und rüstete sich zur Reise, entschloß sich dann aber, in Oberitalien dringendere Angelegenheiten zu ordnen. Er entsandte neben andern Peter von Vinea mit unbefchränkten Vollmachten nach Lyon.

Sollte nun Vinea das „Ich reise nicht“ sprechen? Die Geschichte weiß über diesen Punkt nichts Sicheres (Raumer IV 146). Aber in dem Frey mitgeteilten Entwurfe weigert sich Vinea allerdings zu reisen.

Das ist dort wahrscheinlich ein später, also nach der Expositions-*skizze*, von Meyer eingefügter Zug, der in dieser Weigerung Vinea's einen neuen Grund für das Mißtrauen des Kaisers schuf. Dieses Mißtrauen und die ganze Frage des Verrates kommt in III und IV der Expositions-*skizze* gar nicht mehr vor, IV notiert bloß den weitem Gang der historischen Begebenheiten.

IV Szene. Erwartung vom Konzil. Erwartet wird, wohl in einer großen Szene, vielleicht in einer Versammlung, die sich noch über die nächste Notierung erstreckt, was Vinea und die neuen Gesandten in Lyon ausgerichtet haben. Noch ist die Absetzung nicht gemeldet.

„Nachricht. Vinea gleichg.“ Die Nachricht ist zweifelsohne die erwartete über den Verlauf der letzten Konzilsitzung, auf die nachher nur noch schriftliche Proklamationen des Papstes und des Kaisers folgten. Sie wird von Sueffa und den übrigen unverrichteter Dinge zurückkehrenden Gesandten überbracht. Die Notierung „Vinea gleichg.“ kann, mit Langmesser, nur als „gleichgültig“ gelesen werden und findet ihre Erklärung in dem Freyschen Plane: „Unterdessen hat der Papst zu Lyon die Absetzung des Kaisers ausgesprochen; die unheilvollen Folgen dieses Vorgehens machen sich allenthalben fühlbar und steigern auch die Entfremdung zwischen Friedrich und Vinea, der nicht mehr raten will, weil er sieht: es ist zu spät!“

Nach Raumer (IV 150) wurde der Bericht über die Vorgänge auf der letzten Konzilsitzung durch Sueffa dem Kaiser in „zahlreicher Versammlung“ hinterbracht, und es schloß sich unmittelbar daran die Kronenszene. Meyer setzt vor diese den

„Abfall der Lombarden“. Friedrich hatte bekanntlich seit seinem Regierungsantritt mit den lombardischen Städten zu schaffen, und nach seinem Sieg bei Cortenuova (1237) glimmte Haß und Widersetzlichkeit fort. Das Bündnis zwischen Innocenz und den Lombarden führte zu den bei Raumer IV 106 geschilderten Aufständen. Es sind also lediglich künstlerische Gründe, die den Dichter veranlassen, den Abfall der Lombarden erst hier, in diesem kritischen Augenblick, als etwas Neues einzusetzen.

An den Rand dieser Notierung schrieb er, wohl später, „Monolog von Vinea“, dessen Inhalt sich nach dem Vorhergehenden jedenfalls nur auf sein Verhältnis zum Kaiser beziehen kann. Dann

„Szene mit den Kronen, Uneinigkeit der Friedrichsöhne“. Als dem Kaiser in zahlreicher Versammlung dieser Ausgang

(seine Absetzung) hinterbracht wurde, geriet er in großen Zorn und rief aus: „Mich hat der Papst und seine Versammlung abgesetzt und mich der Krone beraubt? Bringt mir meine Kronen, daß ich sehe, ob sie wirklich verloren sind;“ und als man sie hereinbrachte, ergriff er die eine, setzte sie aufs Haupt und fuhr mit erhöhter Stimme fort: „noch habe ich meine Kronen, und kein Papst, keine Kirchenversammlung soll sie mir ohne blutigen Kampf rauben. Welch jämmerlicher Stolz, welche freche Anmaßung, mich, dem kein Fürst auf Erden gleichsteht, vom Gipfel kaiserlicher Hoheit mit leeren Worten der Willkür hinabstürzen zu wollen! Aber wahrlich, mein Los ist besser geworden, als es war: denn derjenige, dem ich, wo nicht gehorchen, doch Verehrung bezeigen sollte, hat sich als ein ungerechter Richter, als ein so grausamer Feind gezeigt, daß ich nunmehr aller Liebe und Ehrfurcht losgesprochen, daß ich zu Fehde und Haß gegen ihn berechtigt bin!“ (Raumer IV 150). Fraglos hatte der Dichter diese Szene im Auge, die allerdings, wenn man die Schwere des Momentes und den Charakter Friedrichs in Betracht zieht, mehr nach der Erfindung eines naiven Chronisten, als nach einem wirklichen Geschehnis aussieht.

Welche der sechs Söhne Friedrichs II und welcher Konflikt unter „Aneinigkeit“ verstanden ist, läßt sich kaum vermuten. Da Raumer von einem Zwist der Söhne nichts berichtet, sondern nur von ihren Kämpfen zugunsten des kaiserlichen Vaters, so sieht man sich zum Schluß gedrängt, dieser Zwiespalt sei vom Dichter erfunden, um die Lage des Kaisers zu verschlimmern, vielleicht auch, um I, 3 weiter zu entwickeln. Ebenso wenig weiß Raumer etwas von einem

Streit zwischen Sueffa und Vinea. Vermutlich wollte der Dichter einen Konflikt zwischen den beiden Staatsmännern infolge der Eiferfucht Vineas auf den steigenden Einfluß Sueffas annehmen. Während historisch Vinea in allen wichtigen Gesandtschaften vor dem Konzil die führende Rolle gehabt zu haben scheint, tritt für die wichtigste, die nach dem Lyoner Konzil, Sueffa an seine Stelle. Wahrscheinlich war also Friedrichs Vertrauen in Vinea schon damals erschüttert. Möglicherweise gedachte der Dichter diesen Streit durch ungerechte Vorwürfe Vineas gegen den vom Konzil zurückkehrenden Sueffa einzuleiten: ungerechte Vorwürfe, denn Sueffa konnte den Ausgang der Kirchenversammlung unter keinen Umständen verhindern, da Innocenz, von vornherein zur erneuten Exkommunikation und zur Absetzung des Kaisers entschlossen, mit der Versammlung sein Saukelpspiel trieb und sie überrumpelte.



### Der Aufbruch Friedrichs zum

„Kampf gegen die Lombarden“ beschließt die Expositionsflizze, der ein V Akt und eigentlicher Schluß fehlt. Gemeint ist jedenfalls der noch im Juli 1245 einsetzende Feldzug. In den nachfolgenden wechselnden und teilweise unterbrochenen Kämpfen wurde König Enzio 1249 vor Bologna gefangen, was Meyer in der Plansflizze Freys in die Handlung einbezog. Die Expositionsflizze enthält davon noch nichts, und der Gedanke, die Gefangennahme Enzios um vier Jahre zurückzulegen, ist dem Dichter wohl erst später gekommen.



### III. Teil.

## Szenentafel oder Materialaufstellung?

Ob die Expositionsflizze eine Szenentafel ist oder bloß eine Aufstellung des historischen Materials, das der Dichter, episch oder dramatisch, zu verwenden gedachte, das entscheiden die Punkte: 1 Ort und Zeit. 2 Aktion oder Bericht. 3 Szenische Gliederung. 4 Die psychologischen Momente.

1) Ort und Zeit. Als Lokalität in I und II ergibt sich, wenn man aus den beiden andern Plansflizzen und den Fragmenten zurückschließt und die historische Situation nach Raumer berücksichtigt, wohl fast ausschließlich der kaiserliche Palast zu Palermo; und zwar könnte die Schlummerzene in einem Kuppelsaal desselben, die astrologische Episode auf einer daranstoßenden Loggia (oder im Freien), der Tod Heinrichs in seinem Gefängnis (oder auch mit einem kurzen Szenenwechsel auf einer apulischen Burg), der Tod der Tochter Vinea in einem der Gemächer des Kanzlers, alles übrige aber in einem Empfangssaal des kaiserlichen Palastes spielen. In III und IV ist ebenfalls nicht häufigerer Szenenwechsel anzunehmen. Die ersten drei Notierungen von III setzen einen kaiserlichen Prunksaal voraus („Große Szene“), der aber nicht in Palermo sein muß, sondern vielleicht schon in Turin gedacht werden kann. „Rede vor dem Konzil“ spielt zweifellos in der Kirche des hl. Johannes in Lyon, wo die Sitzungen stattfanden. Alle andern Szenen von III und IV sind wahrscheinlich in Turin, die letzte von IV vielleicht in Pavia anzunehmen, von wo aus Friedrich II den lombardischen Feldzug 1245 begann.

Auch zeitlich läßt sich die Expositionsskizze als ein geschlossenes und einheitlich fortschreitendes Ganzes überblicken, und Alles ist, wenn man die oben vermuteten chronologischen Freiheiten in „Bischöfe“ und „Tod Heinrichs“ ausnimmt, fast lückenlos im Jahre 1245 unterzubringen.

2) Aktion oder Bericht. I 1, 3, 5, 6 sind zweifellos Aktions-  
szenen. 8 ist Berichtszene. 2 („Schicksal“) und 4 („Entrinnen des Papstes“) wahrscheinlich gemischt. 7 zweifelhaft. II 2, 3, 5, 6 sind Aktions-  
szenen, 1 wahrscheinlich Berichtszene, 4 gemischt. III 1, 4, 5, 6 Aktionen; 2, 3 Be-  
richt. IV 4, 5 Aktionen; 1, 2, 3 gemischt; 6 Bericht. Auf 14 Aktions-  
szenen kämen also 4 Berichtszenen und 8 gemischte oder zweifelhafte. Ort und  
Zeit, sowie das Verhältnis von Aktion und Bericht zwingen nicht zur  
Annahme eines dramatischen Planes; sie könnten auch bei dem drama-  
tischen Charakter von Meyers Spiel einem epischen Plan zu Grunde  
liegen. Aber sie machen einen dramatischen Plan wahrscheinlich; dabei  
bleibt freilich zu berücksichtigen, daß die Expositionsskizze kein sicheres  
Urteil über den Inhalt der einzelnen Szenen erlaubt, daß ihre Stich-  
worte nicht ohne weiteres ihren Hauptinhalt zu bezeichnen brauchen,  
sondern auch nur Anhaltspunkte für das Gedächtnis des Dichters dar-  
stellen können, wie Schillers Notierungen zum Demetrius teilweise nicht  
Festlegungen eines bestimmten Planes, sondern nur Gedächtnishilfen sind.

3) Szenische Gliederung. Bloß I, der einzige Teil mit Num-  
rierung, setzt wohl sicher eine dramatische Szenengliederung voraus, die in  
einer gewissen Phase der Durcharbeitung erreicht wurde. In II, III und  
IV ist eine weniger klare Trennung gewisser Szenen vorhanden, was  
auf epische Konzeption zurückgehen könnte. So schließen II „Tod der  
Heinrichskinder“ und „Margarita Fluch“ für die rekonstruierende Ver-  
mutung nur eine Szene ein, obwohl sie wie zwei Szenen untereinander  
gesetzt sind; ebenso in II „Nachricht vom Konzil“ und „Schlimme Zu-  
stände“; in IV „Erwartung vom Konzil“, „Nachricht“ und „Vinea  
gleichgültig“. Überhaupt ist in II, III und IV aus der Anhäufung der  
historischen Notizen der Fortschritt der dramatischen Handlung schwer  
zu gewinnen.

Immerhin läßt die Anordnung der Anfangs- und Schlußszenen der  
einzelnen Akte eine gewisse Steigerung und Spannung, das Hinarbeiten  
auf effektvollen Aktluß erkennen: In I leiten drei Expositionsszenen  
die Handlung wirksam ein: a) der schlummernde Kaiser mit Vinea,  
Monolog; b) die astrologische Prophezeiung; c) die sterbende (und  
wahrscheinlich eine Mitwisserschaft verratende oder andeutende) Tochter

Vineas. Mit Anjou-Vinea, d. h. den einen Keim eines Verrats bergenden Verhandlungen der Beiden, setzt die Haupthandlung ein, die mit dem Tode Heinrichs VII einen wirksamen Aktschluß erzielt. (Wie schon bemerkt, ist „Nachricht“ durch ein Zeichen wahrscheinlich an andre Stelle gerückt worden.)

II fällt anscheinend etwas aus dem Gange der Handlung heraus. Die drei ersten Szenen dürften eher retardierend gedacht sein und erst mit 4 („Tod der Heinrichskinder. Du hast sie ermordet. Margarita Fluch“) ein entschiedenes Fortschreiten einsetzen. Der Aktschluß („Vereinigung“) sollte wohl wieder mehr retardierend wirken. Der ganze Akt II, offenbar wesentlich der psychologischen Entwicklung gewidmet, wirkt gegenüber I, III und IV fast episch. Während I die Unterbauung des psychologischen Problems durch die historischen oder erfundenen äußern Geschehnisse darstellt und III und IV diese weiterführen, ist II der Keim jener ausschließlich auf das psychologische Problem gestellten Handlung, die der Dichter mit neuer Motivierung und neuer Schlußwendung später zur Achse des Dramas erkor und die ihn dann vom Drama weg und in die Novelle drängte. Wie allerdings das psychologische Problem in der Expositionsstizze gefaßt werden sollte, ist aus den vorhandenen Notierungen kaum zu vermuten.

Ganz anders III: nach der großen Anfangsszene folgen, schon durch das historische Material geboten, Schlag auf Schlag die Begebenheiten während und nach dem Konzil, bis schließlich der entscheidende Entschluß des Kaisers („Ich reise nicht“) die Akme schafft.

IV beginnt zurückhaltend, eilt dann aber mit dem Abfall der Lombarden, der Kronenszene, der Uneinigkeit der Friedrichsöhne und dem Streit Sueffas mit Vinea wieder kräftig steigend vorwärts. Der Aufbruch gegen die Lombarden — denn „Kampf gegen die Lombarden“ meint doch wohl nur einen Aufbruch — stellt einen äußerlich markanten Einschnitt und einen theatralisch wirksamen Abgang dar, auch wohl einen Aktschluß, aber natürlich keinen Dramenschluß. Hier ist die Handlung offenbar auf einem toten Punkt angelangt, der in einem V Akt zu überwinden war und wohl den Umbau des ganzen Stoffes später veranlaßte.

4) Die psychologischen Momente. Erschweren Ort, Zeit, Gang und Gliederung der Handlung nicht, in der Expositionsstizze eine Szenen-tafel, einen Dramenplan zu erblicken, so türmen sich sofort Hemmnisse, versucht man, sich ausschließlich aus ihr das psychologische Motiv und

sein Wachstum zu vergegenwärtigen. War dieses Motiv Vinas Verrat? War er die Triebfeder der ganzen Handlung? und waren noch andere psychologische Motive, auf andern Personen ruhend, verstärkend, treibend, retardierend, ins Auge gefaßt? Welche? Oder war Vinas Verrat nur Nebenhandlung eines andern tragischen Motivs? Wollte der Dichter verschiedene Motive ineinanderknüpfen und versing er sich dabei in ein Wirrsal, woraus es keinen Ausweg zu geben schien? Auf alle diese Fragen mangelt eine sichere Antwort, weil uns ein V Akt, der Schluß, fehlt, der, zurückleuchtend über das Vorhergehende, das Seelenlabyrinth enthüllt hätte, durch das uns der Dichter führen wollte.

Von drei Seiten aus läßt sich das Labyrinth betreten, läßt sich eine Lösung denken.

Es waren wesentlich drei Gruppen und Kreise, aus denen heraus sich die innere Handlung bilden konnte: 1) Heinrich VII und der Seinen Geschick und die steigenden oder fallenden Wagschalen seiner Schuld und der des Kaisers; akzessorisch Vinea. 2) Charakter und dadurch bedingtes Geschick Friedrichs II selbst; akzessorisch Vinea, Papst, Suessa. 3) Vinea. Treue oder Verrat? oder in gewissem Sinn beides? akzessorisch: Anjou, Papst, die Tochter (später die Frau).

Welcher dieser Gruppen das entscheidende Wollen und Geschehen zufallen sollte, darüber schwankt noch die Expositionsflizze; darum hat sie keinen Schluß. Er wurde erst Jahre später gefunden, und Vinea wurde der Erwählte.

Wir sprechen 1) von einer Heinrich-Margaritratragödie, 2) einer Friedrichtragödie, 3) einer Vineatragödie. Jede konnte im oben ange deuteten Sinn Träger des psychologischen Problems sein.

### I Die Heinrich-Margaritratragödie.

Es erübrigt sich, von der wahrscheinlich unberuhten, bereits erwähnten Anlehnung an Shakespeares Richard III weiter zu reden. Stil und Gruppierung der Tatsachen, Fülle der Geschehnisse sprechen eine Shakespeare'sche Sprache, die sich von der Expositionsflizze noch über Akt III, IV und V der Frey'schen Planflizze weg vernehmen läßt, bis in der spätern, epischen, Gestaltung der selbständige Conrad Ferdinand Meyer die Stimme erhebt.

Die Heinrich-Margaritratragödie gehört wahrscheinlich der allerersten Konzeption des Stoffes an, für die keine Aufzeichnung vorhanden ist und vielleicht nie eine gemacht wurde.

Das Verhältnis von Vater und Sohn (und Schwiegertochter) beschäftigte Meyer lange: er suchte es zuerst in den Geschichten der frühern deutschen Heinriche zu gestalten: „Es beschäftigte ihn das Schicksal Kaiser Heinrichs IV und dessen Konflikt mit seinem Sohne Heinrich V. Anfangs entstanden diese großen geschichtlichen Bilder in dramatischen Zügen“ (Betty Meyer: „Conrad Ferdinand Meyer in der Erinnerung seiner Schwester“ S. 213 ff). Sehr wohl möglich, daß er seinen Heinrich IV und Heinrich V zugunsten Heinrichs VII aufgab.

Von dem Schicksal dieses konnte er in seinen Friedrich II nur das Ende aufnehmen: die Empörung und Gefangennahme (1234) lagen zu weit zurück; den Tod oder Selbstmord Heinrichs (1242) legte er zwei bis drei Jahre später. Diese Ereignisse an und für sich ergaben weder die dramatische Verwicklung, noch einen Schluß, wie sie der Dichter brauchte. Der Sohn mußte im Gefängnis <sup>1)</sup> gegen den Vater konspirieren oder eine Konspiration abweisen. Er konnte Verschwörungsbeziehungen unterhalten mit 1) den neapolitanischen oder sizilianischen Baronen, 2) dem Papst, 3) mit Frankreich oder England. Von jeder dieser Möglichkeiten finden sich in den Fragmenten noch versprengte Reste, so in C „als die neapolitanischen Barone“ usw., ebenso in H. Die Fäden der Verschwörung, so war zu konstruieren, liefen entweder durch die Hände Margaritas oder Petrus Vineas. Von diesem Punkte aus mag die ursprünglich akzessorische Rolle Vineas konzipiert und heraufgewachsen sein. Ob nun Tod oder Selbstmord Heinrichs VII aus der von ihm wirklich betriebenen oder aus der von ihm abgelehnten Verschwörung hergeleitet werden, auf keinen Fall bietet er die Möglichkeit eines tragischen Schlusses. So mag das Gewicht von Heinrich VII allmählich auf seine Gemahlin Margarita hinübergeglitten und die Heinrichstragödie zur Margaritatragedie geworden sein. Dafür sprechen I und II der Expositionsflizze, dann die Reste in den Fragmenten B bis H. „Doch durften wir die Königin nicht verhindern, drüben bei den Frauen — er wies in der Richtung des Klosters — Messe zu hören, und Erlaucht weiß besser als ich, wie alle Klöster des Reiches zusammenhangen unter sich und mit Rom, und wie die Engel und Mönche — er lächelte — zwischen ihnen fortwährend Boten laufen. So ist es nicht erstaunlich, wenn die Königin dem König die Anträge der Aufwiegler zutrug und ins Ohr

<sup>1)</sup> Gedacht ist in der Expositionsflizze nicht San Felice in Apulien, wie Raumer (III 590), auch nicht Calabrien, wie Fragment H angibt, sondern Palermo, was O und P beweisen.

flüsterte. Da gab es aber Auftritte. Der König rief — und je mehr die Königin ihn bat, leise zu sprechen, desto lauter schrie er — nie werde er sich gegen den Kaiser verschwören, der ihm sonst genug zu vergeben habe. Er verfluchte sein Weib als eine Eva und Verführerin und schleifte sie an den Haaren." Auch die Kinder Heinrichs und Margaritas werden in den Plan einbezogen: in der Expositions-Skizze treten sie vielleicht selbst auf: „Margarita, die zwei Kinder“, „Tod der Heinrichs-Kinder“ (spätere Einfügung: „du hast sie ermordet“). In den dramatischen und epischen Fragmenten ist von ihnen wenigstens die Rede (F und G) mit der Variante, daß einer der Knaben tot, der andere in den Händen des Kaisers ist. Schließlich: Margarita flucht dem Kaiser (Expositions-Skizze II und H).

Der Schluß der Margaritatragedie ist dann wohl in dem Zug zu suchen, den der Dichter Adolf Frey mitteilte: „Seine Schwiegertochter, die Witwe seines verstorbenen Sohnes Heinrichs VII, erhält von ihm die Erlaubnis, den Schleier zu nehmen“ (IV Akt). „Diese Äbtissin ist aber keine andere als die Schwiegertochter Friedrichs, die Witwe Heinrichs VII, sie haßt ihren Schwiegervater tödlich als den Verderber ihres Satten“ (V Akt). Margarita sendet dem Kaiser einen Sifttrank; (vgl. die Kögelsche Skizze, wo zuerst ein ungiftiger, dann ein von Margarita gesandter giftiger Trank gebracht wird). Daß Margarita als Witwe den Schleier nahm oder nehmen wollte, findet sich bei Raumer IV 210.

Damit endet die Spur der Margaritatragedie im Vineanachlaß. Nirgends eine Andeutung, was aus Margarita wird: in der Expositions-Skizze verschwindet sie nach dem II Akt völlig. In sämtlichen Fragmenten erscheint sie, da diese Fragmente ja zweifellos nur Anfänge darstellen, bloß in den Auftakten der Handlung. Bei Kögel und Frey wird sie lediglich als unwesentliches Mittel gebraucht, einen Schluß zu erzielen: unwesentlich, weil so, wie die Becherszene dort gewendet wird, der Sifttrank gerade so gut von einem andern Feind Friedrichs kommen kann. Bei Kögel tritt an ihre Stelle „die Äbtissin eines Klosters, die in päpstlichem Solde steht“. Auch Heinrich VII und die Kinder fehlen hier.

Die Margaritatragedie hatte keinen Schluß, konnte keinen haben. Die ganze Reihe: 1) Zettelungen Margaritas; 2) Abweisung durch Heinrich VII, 3) Tod (Selbstmord) Heinrichs VII, 4) die Kinder, ihr Tod und der Fluch Margaritas; 5) der Siftanschlag auf den Kaiser bot wohl eine Art epischer Folge, aber keine organische tragische Handlung und versagte einen befriedigenden Schluß. Den Kaiser durch den Siftbecher

sterben zu lassen, ging in keiner Weise an, und der freiwillige oder unfreiwillige Tod Margaritas durch dieses Gift oder sonstwie besagte nichts.

Es mußte also etwas anderes gefunden werden. Dieses andere war zunächst das, was wir Friedrichtragödie nennen und was im Wesentlichen durch die Expositionsflizze belegt ist. Diese Friedrichtragödie nahm dann die Heinrich-Margaritaträgödie als akzessorisches Moment in sich auf.

## II Die Friedrichtragödie.

Über das hinaus, was die Expositionsflizze bietet, mag dazu noch die Geburt Konradins gerechnet werden, die der Dichter später so unorganisch als möglich der Kögel'schen und der Frey'schen Plansflizze als Schluß angehängt hat.

Die Friedrichtragödie ist als dezidiertes historisches Drama und zwar mit vorhergehendem Situationscharakter anzusprechen.

Ein gigantischer Stoff. Es galt, das Leben des großen Kaisers, für den, nach Betsy Meyer a. a. O. S. 94 u. 153, das Interesse auf früheste Jahre zurückging, in seinem Kulminationspunkt zu fassen, in der konzentriertesten und tragischsten Situation, in der Zeit des Lyoner Konzils. Alle entscheidenden Geschehnisse: das Verhältnis zu Kirche und Papst, zu den lombardischen Städten und den Machthabern Mittel- und Süditaliens, zu Frankreich und England, zu Deutschland strebten ihrer Spitze zu; mit der wachsenden Notwendigkeit innern Zusammenhaltes unter den Mitgliedern der vielverzweigten Kaiserfamilie gestaltete sich das Abwägen der Kompetenzen, die Verteilung der Herrschaftsgebiete an Söhne und Schwieger söhne immer schwieriger und dringender. Und diesem übermächtigen Anprall von allen Seiten stand ein Erschütterter, ein Alternder, ein Vereinsamender gegenüber, den Mißtrauen, Zweifel und schwere Verstimmung zu stoßweise ausbrechender Gewalttat hinrissen, zu dem die graue Sorge schlich und der doch noch an Kraft und Größe die Zeitgenossen überragte. Wie hätte diese Gestalt, diese Welttragik einen Dichter des Monumentalen nicht reizen sollen? Um so stärker, als die Überlieferung eine fast verschwenderische Fülle individueller Züge bot.

Die Expositionsflizze berücksichtigt eine beinahe erdrückende Anzahl dieser schicksaltragenden Momente politischer, kultureller, privater, psychologischer Art. Wie sich im Geiste des Dichters das Alles zur Zeit der Expositionsflizze verflocht, das ist vielfach undurchsichtig. Wie sollte diese Materialfülle, Materialüberfülle zu dem organischen Dramengebilde

zusammengenommen und mit einem leitenden Gedanken so durchdrungen werden, daß alle Wege auf das Endziel, die tragische Lösung, hinführten?

Welches war dieser Leitgedanke? Welches war die tragische Lösung?

Das Ende Friedrichs II selbst, der 1254 eines natürlichen Todes starb, allerdings unter der Bürde der furchtbaren Geschichte vorzeitig erschüttert und gealtert, konnte nicht der Schlußpunkt der Tragödie werden. Diese mußte also beim Segenspieler im Konflikt gesucht werden. Es mochte eine Phase der innern Gestaltungsarbeit — der ungeschriebenen — gegeben haben, worin der Dichter hiefür Heinrich VII oder Margarita ersehen hatte. Eine Friedrichstragödie mit einem rein den historisch-politischen Verhältnissen entnommenen Konflikt und dem gegebenen Segenspieler — dem Papst — ergab wiederum keine Lösung, kein eigentlich bühenmäßig tragisches Motiv. Dafür bot sich der Verrat des Kanzlers Pier delle Vigne dar: die Friedrichstragödie ging in die Vineastragödie über.

Aber dieser Verrat Vineas mußte erst gesucht werden. Worin bestand er oder sollte er für die tragische Verwendung bestehen? Und wie sollte er enden?

Es ist keine Frage, daß die Anzeichen der Vineastragödie in der Expositionsstizze nach einer ganz andern Richtung weisen als die Planstizzen Kögels und Freys und die Fragmente. Die Schuld Vineas lag in der Expositionsstizze auf der politischen, in den spätern Plänen und Entwürfen auf der menschlichen Seite. Übergänge von der einen zu der andern waren natürlich von Anfang an da. Aber etwas ganz Neues trennt scharf den spätern Vinea von dem Vinea der Expositionsstizze. Dieses Neue war das, was Meyer am 11 September 1887 in dem früher erwähnten Brief an Haessel andeutete: . . . „Petrus de Vinea, für dessen Verrat ich die allernatürlichste, aber psychologisch merkwürdige Begründung glaube gefunden zu haben“.

### III Die Vineastragödie der Expositionsstizze.

Das erste Anzeichen einer Einschmelzung des Vineaproblems in die Friedrichstragödie bildet jener Brief Meyers an Rahn vom 12 November 1881, in welchem er sich in Sachen seines Richterinplanes erkundigt: „Für meine neue Arbeit (eben die „Richterin“) brauche ich den Kaiser Friedrich II. Der breite Schwäzger Raumer (Hohenstauffen) ist mir sehr



dienlich, doch wünsche ich noch zu wissen, ob daneben nichts Neues (oder Älteres) über diese merkwürdige Persönlichkeit existiert, besonders folgende Punkte erläuternd

1) Friedrichs sog. Ungläubigkeit (die Bulle des Papstes mit der Stelle *tres impostores* und der Friedrich vorgeworfenen kezerischen Äußerung im Angesicht eines Kornfeldes: „Wie viele Götter reifen hier!“ Diese Bulle, wo steht sie in extenso?)

2) Die feudalen Verhältnisse in Friedrichs Reich: Sizilien. Es gab wohl dort noch viele normännische Herren?

3) Der Untergang des Kanzlers Petrus de Vinea. (Was war seine Verschuldung?).“

Der Brief beweist, daß neben den Fragen über Friedrich II, deren Beantwortung ihm zunächst für seine „Richterin“ wichtig war und die er wahrscheinlich auch schon im Hinblick auf einen künftigen selbständigen Friedrich II stellte, Meyer auch die nach der Schuld — er nennt sie noch nicht Verrat — Vineas beschäftigte, die für die „Richterin“ kaum oder sehr in zweiter Linie in Betracht fiel, und daß ihm Raumer nicht die erwünschte Klarheit bot.

Raumer vermochte sie über Vinea nicht zu bieten; denn seine Quellen selbst verhüllen die Wahrheit, die offenbar schon den Gleichzeitigen dunkel blieb, wahrscheinlich bleiben sollte. Was gab Raumer über Petrus de Vineas Persönlichkeit und Verrat?

Er sagt IV 223 ff: . . . . . „und noch bitterer ergriff ihn (Friedrich II) gleichzeitig ein andres Ereigniß, über dessen wahren Zusammenhang die Geschichte nur ein halbes Licht zu verbreiten imstande ist. Peter von Vinea wurde durch den Kaiser aus den beschränktsten Lebensverhältnissen zu der größten Höhe erhoben, welche einem Privatmann irgend erreichbar ist. Er bekleidete die angesehensten Stellen im Staate, wurde gebraucht zu den wichtigsten Gesandtschaften und erwarb sich ein für jene Zeiten ungemein großes Vermögen. So sehr achtete Friedrich Peters Einsicht und richtigen Blick, daß er nicht selten dessen Meinung vor seiner eigenen den Vorzug gab und ihn als Ritter und Dichter, als erste Zierde des Hofes wie des Rates neben sich stellte. Diese Bedeutung Peters erkannten Hohe und Niedere: der König von England bat ihn, seine Angelegenheiten beim Kaiser zu unterstützen; ja der Papst verschmähte es nicht, mit ihm in unmittelbaren Briefwechsel zu treten. Wenn dies die Häupter der Welt taten, so konnte es in den untern Kreisen nicht an gemeiner Schmeichelei fehlen, und Verführung

von der feinsten bis zu der geringsten Art nahte sich Peter wie jedem Sünstlinge eines gewaltigen Herrschers. Aus gleichen Gründen fanden sich aber in der Stille auch Neider, Feinde und Verläumder. „Peter“, so sagten diese, „verfährt unschicklich gegen den Kaiser, indem er alles Gute und Kluge, was geschieht, als aus seinem eigenen Kopfe hervorgehend darstellt; er handelt frevelhaft, indem er nicht selten das Gegenteil von dem tut, was Friedrich befiehlt und worüber dieser aus zu großer Gutmütigkeit oder aus Unwissenheit schweigt. Reichtümer häuft er auf Reichtümer, und seine Verwandten sind noch unerfättlicher als er. Und für all diese Freundschaft, diese Wohltaten, diese Nachsicht ist er seinem Herrn nicht einmal treu, sondern hat sich schon zur Zeit der Lyoner Kirchenversammlung mit dem Papste in ungebührliche Verbindungen eingelassen, welche seitdem gewiß noch gefährlicher geworden sind.“ .. „Segen äußern Besitz war Peter keineswegs gleichgültig, und es geschieht bedenkliche Erwähnung von plötzlich reich gewordenen Verwandten. Ferner wird erzählt, daß er sich seiner Stellung bisweilen überhob und des Kaisers Maßregeln nach seiner vermeintlich richtigeren Überzeugung änderte; unerwiesen dagegen bleibt das verräterische Verhältnis zum Papste. Wenigstens kam Peter, nach den wahrscheinlichsten Berichten, entweder gar nicht oder erst dann nach Lyon, als der Papst den Bann schon beschlossen hatte; oder wenn er dort als Gesandter wirklich neben Thaddäus von Suessa gegenwärtig war, so muß dem Kaiser sein zurückgezogenes Benehmen nicht aufgefallen sein, da er noch drei Jahre nachher in Sunst blieb.“ Dazu die Anmerkungen: „Im Mai 1248 war Peter noch als Protonotar beim Kaiser vor Parma und im Dezember mit ihm in Vercelli.“ ... „Schon früher geriet Peter einmal beim Kaiser in Verdacht, rechtfertigte sich aber und verlangte mit seinen Anklägern zusammengestellt zu werden.“ Petr. Vin. III, 2.

Wichtig ist überdies die Beilage zu Raumers IV Band (S. 547 ff). Sie zeigt, wie unsicher und widersprechend die Tradition über Vineas Verrat und Ende war. Verschiedenes hat sich der Dichter wohl schon für die Expositionsskizze zurecht gemacht; Anderes taucht bei Kögel, Frey und in den Entwürfen auf.

a) Peters Äußeres: irgend eine Nachricht darüber findet sich bei Raumer nicht: im Palaste zu Neapel waren gemalte Bildnisse Friedrichs II und Peters zu sehen (Raumer III 465); die Bildsäulen der beiden und die des Thaddäus von Suessa standen in Capua auf der Brücke über den Voltturnus, „sind aber längst dahin“ (R. III 466). Wie Meyer

dazu kam, in dem einen der Richterinsfragmente von dem „bärtigen“ Kanzler zu sprechen, bleibt quellenhalber unerfindlich. b) Herkunft. Peter soll nach Raumer (III 403) aus Capua, von geringer Herkunft und arm gewesen sein; eine seiner Quellen nennt ihn „filium quondam iudicis Angeli“; (auch Gregorovius nimmt dies an). c) Begabung und Charakter. Alle Quellen heben die glänzende Begabung Peters hervor. Als großen Rechtsgelehrten und Stilisten bezeichnet ihn einer der Kommentatoren zu Dantes Inferno (XIII 50). Er war kaiserlicher Rat, Notar, Großrichter (nach Giustiniani sei das letztere nicht sicher erwiesen), Kanzler. Daß er die Gesetze Friedrichs II — diese merkwürdig moderne Konstitution — entwarf, merkt Raumer (III 496) ebenfalls an. Er war aber auch, selbst im Besitze der Bildung seiner Zeit, in den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen des Kaisers rechte Hand, ein feiner und sehr fruchtbarer Briefsteller und Dichter; das erste italienische Sonett wird ihm zugeschrieben (R. III 496). Unter seinen übeln Eigenschaften werden außer Treulosigkeit Ehrgeiz und Geldgier besonders hervorgehoben (R. IV 223 und 547/48): auf 10,000 Pfund Augustalen und über 90,000 neapolitanische Dukaten wurde sein Nachlaß veranschlagt und ihm unerlaubte Schenkungen an seine Brüder vorgeworfen. „Er sei reicher als der Kaiser und schreibe seiner Klugheit die Taten desselben zu“, sagten die Verläumder.

d) Der Verrat. Als Verräter wird Vinea öfter bezeichnet. Dabei sind die Vorwürfe verschieden: er „verrät dem Papst die Geheimnisse“; „ferner schrieb Petrus, wie aus der Gleichheit des Stils der Briefe hervorgeht, auch für den Papst gegen den Kaiser, und die Barone sagten diesem: wie er dich durch Verrat um deinen Sohn gebracht, wird er dich um alle treuen Diener bringen“ (Raumer a. a. O.). Es wird ihm zweideutiges Benehmen vor der Kirchenversammlung vorgeworfen (wo er, wie oben berührt, vielleicht gar nicht war): „Diese Reden wären dem Kaiser wahrscheinlich geworden, weil Peter sich seiner nicht genügend auf der Kirchenversammlung angenommen habe“; und (Salimbeni): „Der Kaiser hatte seinen Gesandten befohlen, es solle durchaus keiner auf der Kirchenversammlung in Lyon allein mit dem Papste sprechen und verhandeln. Dies tat Petrus aber mehrere Male und wurde deshalb nach der Rückkunft von seinen Genossen angeklagt. Der Kaiser, welcher in jener Zeit leicht Argwohn faßte, klagte laut über sein Unglück und ließ ihn verhaften.“ Auch ein schon chronologisch völlig unwahrscheinlicher Plan zur Ermordung des Kaisers wurde ihm zugeschrieben (R. IV 549, 11).

„Die Annales Mediolanenses erzählen zu 1239: Die Mailänder hätten mit Peter verhandelt: er solle den Kaiser im Bette ermorden; worauf ihn dieser nach erhaltener Kunde habe blenden lassen.“ (Vineas Tod, dem die Blendung kurz vorhergegangen sein soll, wird meist in das Jahr 1249, also zehn Jahre später, angesetzt.)

Als Motiv für Vineas Treulosigkeit wird auch Eifersucht genannt (R. IV 548, 8): „Der Predigermönch Peter von Aquì, welcher im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts lebte, erzählt: Friedrich II kam einst in das Haus Peters und ging ungehindert bis in ein Zimmer, wo er dessen Frau mit unbedeckten Armen schlafend fand, sie, ohne irgend etwas Weiteres vorzunehmen, zudeckte, aber zufällig oder vorsätzlich seine Handschuhe liegen ließ. Peter fand diese und sprach aus Eifersucht seitdem nicht mit der Frau. In Gegenwart des Kaisers kam es darüber zu Erklärungen, wo Peter bildlich andeutend sagte: una vigna o pianto, per travers o intra, chi la vigna mia guasta, an fait gran pecca di far a mi tant mal. Die Frau antwortete: vigna sum, vigna sarai, la mia vigna non falli mai. Darauf Peter: se cossi è, come e narra, plu amo la vigna, che fis jamai. Nun sei eine neue Einigung erfolgt, und Peter habe in der Heiterkeit seines Herzens ein Gedicht gemacht, de XII mensibus anni et de proprietatibus eorum“. (Vielleicht ein zur Erklärung des Namens Pier delle vigne von dem Mönch erfundenes Hiftörchen?)

e) Art und Zeit seines Todes. Außer von den Mailänder Annalen wird von Raumers Gewährsmännern Vineas Tod in das Jahr 1249 gesetzt: das ergibt, da fast alle Quellen Verschuldung und Tod unmittelbar aufeinander folgen lassen, für diejenigen, die Vineas Schuld in seinem Verhalten zu Lyon erblicken, einen Anachronismus (Konzil 1245, Tod 1249). Ein ebenso auffallendes Schwanken wie über die Ursachen herrscht über die Art seines Todes. Sämtliche Quellen Raumers sprechen von Selbstmord: Peter von Imola gibt verschiedene Versionen: 1) Petrus de Vineas habe sich, nach der Blendung, aus dem Fenster gestürzt, als der Kaiser vorbeiging; 2) man habe ihn an mehreren Orten umhergeführt, er habe sich in Pisa den Kopf an einer Mauer eingestoßen; 3) er sei im Gefängnis geblieben und habe sich dort umgebracht. Meist wird Pisa als Ort seines Todes angenommen; eine Quelle spricht von einer Kirchenmauer, an der er sich den Kopf zerstieß. Raumer selbst bezweifelt einigermassen die Blendung, hält aber den Selbstmord für wahrscheinlich (IV 550); Vineas Alter um die Zeit seines Falles nimmt er als sechzig an.

Keine der Quellen kennt also Selbstmord durch ein für den Kaiser bestimmtes Gift.

Die Quellen sind alle verhältnismäßig spät. Vinea gehört zu jenen rätselhaften Toten der Geschichte, die in einem Gefängnis für immer verschwanden und deren Schuld schon zu ihrer Zeit so bestritten oder geheim bleibt wie ihr Ende.

### Dante.

Vor Conrad Ferdinand Meyer hat das von der geschichtlichen Überlieferung ungelöste Problem Friedrich II. Vinea einen andern großen Dichter gereizt, Dante, der den unglücklichen Kanzler in den Wald der Selbstmörder aufnahm, deren zerstörtes Leben und frevelhaft vergossenes Blut in den Bäumen und Sträuchern ihres Höllenaufenthaltes kreist. Vineas Geist spricht:

55           .... «Si con dolce dir m' adeschi  
               ch' io non posso tacere, e voi non gravi,  
 57           perch' io un poco a ragionar m' inveschi.  
               Io son colui, che tenni ambo le chiavi  
 59           del cor di Federico, e che le volsi  
               serrando e disserrando sì soavi  
 61           che dal segreto suo quasi ogni uom tolsi:  
               fede portai al glorioso ufizio,  
 63           tanto ch' io ne perdei lo sonno e i polsi.  
               La meretrice, che mai dall' ospizio  
 65           di Cesare non torse gli occhi putti,  
               morte comune e delle corti vizio,  
 67           infiammò contra me gli animi tutti  
               e gl' infiammati infiammar sì Augusto  
 69           che i lieti onor tornaro in tristi lutti.  
               L' animo mio per disdegnoso gusto,  
 71           credendo col morir fuggir disdegno,  
               ingiusto fece me contra me giusto.  
 73           per le nuove radici d' esto legno  
               vi giuro che giammai non ruppi fede  
 75           al mio signor, che fu d' onor sì degno.  
               E se di voi alcun nel mondo riede,  
 77           conforti la memoria mia, che giace  
               ancor del colpo che invidia le diede.»

(Divina Commedia (Text von Casini. 4 ed. Firenze Sansoni 1899) Inferno XIII 55 ff).

Die Stelle setzt eine allgemeine Kenntnis der gegen Vineas erhobenen Beschuldigungen voraus und ergibt für sein Verhältnis zum Kaiser folgende Momente: a) die Tatsache seines ungewöhnlichen persönlichen und politischen Einflusses und seiner eifersüchtig gehüteten einzigen Vertrauensstellung, b) die Hingabe an Amt und Aufgabe, die ihm Schlaflosigkeit und Herzleiden verursacht, c) den Fall infolge von Neid und Verleumdung, d) die Abwendung des Kanzlers vom Kaiser, e) eine Selbstschädigung (Selbstmord) durch das Streben nach Gerechtigkeit („im Wahn, der Schmach zu wehren durch Tod“). Eine absichtliche Zweideutigkeit über den letzten Punkt ist nicht zu verkennen, ebensowenig, daß hier der Versuch einer „Rettung“ Vineas vorliegt.

Sehr wahrscheinlich hat Conrad Ferdinand Meyer, dem der große Florentiner vertraut war, die Stelle gekannt, als er die Expositions-*Skizze* entwarf. Ob sie auf diese Einfluß hatte, ist fraglich und undurchsichtig. Deutlich tritt dieser Einfluß dagegen später zu Tage.

Wahrscheinlicher ist, daß er die Anhaltspunkte, die Raumer über das Verhältnis von Kaiser und Kanzler und über des letztern Schuld im Text und in den Quellenbelegen gibt, schon für die Expositions-*Skizze* benützt, doch mit erfundenen Kombinationen und Zügen bereicherte. So mag er unter die Notierungen von I, II und IV: „Der schlummernde Kaiser, Vineas Monolog“, „Dialog, Astrol. Episode“ (I), „Mißtrauen“ (II) und „Vineas gleichg.“ (IV) die psychologische Reihe untergebracht haben, die sich aus Raumers Quellen ergibt: Vertrauen des Kaisers; Kälte, Überlegenheit, Eifersucht auf seinen Einfluß auf Seite Vineas, beginnende Unsicherheit und Zweifel auf beiden Seiten, Entfremdung. Ganz frei aus den historischen Verhältnissen erfunden oder kombiniert dürfte dagegen die eigentliche Verrathandlung sein, der Verkehr Vineas mit Anjou, und ebenso in III und IV, wo wir auf festeren historischen Boden treten, das Hereinziehen Suesas in das Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler und der Streit mit Sueffa. Raumer läßt im Text die Frage offen, ob Vineas auf dem Konzil war, und damit bleibt auch sein Verschulden dort fraglich für ihn; eine seiner Quellen spricht davon. Meyer scheint sich für Nichtanwesenheit entschieden zu haben. Frei erfunden wurde von ihm vermutlich Vineas Verhältnis zu Heinrich VII und Margarita und die Rolle der sterbenden Tochter für den Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler. So bleibt für die Expositions-*Skizze* nicht nur die Frage der psychologischen Entwicklung zwischen Kaiser und Kanzler, sondern auch die der tatsächlichen Verrathandlungen unentschieden.

Immerhin ergibt sich, 1) daß wir in ihr keine bloße Notierung quellenmäßiger historischer Fakta, sondern bereits eine Zurechtlegung der vorhandenen, sowie eine Bereicherung derselben durch erfundene Momente zum Zweck dichterischer Bearbeitung vor uns haben, 2) daß diese Zusammenstellung trotzdem noch keinen organischen und einheitlichen Plan einer Vineaatragödie im Sinne der Kögelschen oder Freyschen Skizze darstellt, sondern noch ein Taften und Kombinieren zwischen einer Margarita-, einer Friedrich- und einer Vineaatragödie sein dürfte.

Wie diese Kombinationen im einzelnen sein sollten, wie Vinea zu Heinrich-Margarita stehen sollte (als Mitwisser und Verräter ihrer Umtriebe, als moralischer Urheber des Todes Heinrich des VII oder seiner Kinder), ob er zu den Söhnen Friedrichs, zu den Bischöfen, zu den Lombarden in Beziehung treten sollte — wir wissen es nicht. Licht in diese Ungeklärtheiten hätte ein V Akt bringen müssen; dieser V Akt fehlt.



#### IV. Teil.

### Die spätere Vineaatragödie.

Der V Akt der Expositionsflizze sollte fraglos kommen. Oder ist es denkbar, daß Meyer den Ausbruch gegen die Lombarden als Schluß vorsah? Daß die Konflikte oder der Konflikt einfach durch ein kriegerisches Ereignis abgechnitten werden sollte?

Eine andere Wendung bot sich nicht, solange der Dichter zu Vineas Verrat und Ende noch nicht Stellung genommen, solange er nicht erfunden hatte, was die historische Überlieferung versagte.

Der Brief an Rahn vom Jahr 1881 belegt zuerst das Suchen; das *εὐρηκα* frohlockt aus dem Brief an Haessel vom 11 September 1887: „Dann . . . geht es an Kaiser Friedrich II und seinen Kanzler Petrus de Vinea, für dessen Verrat ich die allernatürlichste, aber psychologisch merkwürdige Begründung glaube gefunden zu haben.“ Haessel hat also um den Plan einer Friedrich II-Vineaarbeit gewußt, wahrscheinlich infolge mündlicher Mitteilungen, die ihm schon während seines Aufenthaltes in der Schweiz 1883 (zwischen 6 VI und 27 VIII) ge-

macht worden sein konnten. Vielleicht lag damals schon die Expositionsskizze vor. Er muß aber auch von den Schwierigkeiten des Plans gewußt haben.

Die gefundene Lösung kann nur das „*Seheimnis*“, die Euphemia-episode sein, für deren Erfindung somit ein sicheres Datum, der Sommer 1887, vorliegt.

Sie verlieh dem Plan ein ganz neues Gesicht, schon dadurch, daß sie eine Reihe von Einzelzügen der Expositionsskizze beseitigte (oder beseitigen half), so die Bischöfe, die Söhne, die Koffe, die sterbende Tochter Vinea, Anjou, Entrinnen des Papstes, Uneinigkeit der Friedrichsöhne usw.

Die Aufzeichnungen Freys ganz allein gewähren ein Bild davon, wie der Dichter im Drama das *Seheimnis* und was dadurch bedingt wurde und Früheres verwenden, verteilen und gegen einander ausbalancieren wollte. Die Kögelsche Skizze dagegen macht nur den Eindruck eines *ballon d'essai*, den der Dichter ausschließlich zu dem Zweck aus sandte, eine Meinung Kögels über das ganze psychologische Motiv und den projektierten fünften Akt zu provozieren: ein Aufriß des ganzen dramatischen Baus ist sie nicht. Daß dabei allerdings auch hier eine dramatische, nicht eine epische Lösung beabsichtigt war, beweist wohl die Berufung auf Shakespeare, der das Problem der Entfremdung aus inniger Freundschaft nicht behandelt habe.

Kögel enthält nur einige der historischen Momente der Expositionsskizze als allgemeinen Situationsumriß; die Skizze Freys nimmt eine beträchtliche Anzahl der Notierungen der Expositionsskizze auf, so daß man fast zu der Frage verleitet wird: ist der Szenenplan Freys die Ausführung der Expositionsskizze?

Nichts wäre falscher als diese Annahme. Allerdings weisen Akt III und IV einen oft ziemlich engen Parallelismus auf; allerdings sind aus I und II eine ansehnliche Reihe von Momenten, die Vinea betreffen, in die Frey'sche Skizze herübergenommen, obschon in veränderter Aufeinanderfolge. Allein entscheidende Faktoren sind völlig anders gewendet: so führt die astrologische Szene, die in der Expositionsskizze wahrscheinlich auf eine Schicksalsprophezeiung hinausläuft, bei Frey zu etwas ganz Neuem, zu einer rein psychologischen Lösung, zum „*Seheimnis*“. Margarita erscheint hier nicht als offene Feindin, als Rächerin und Fluchende, sondern als Gebrochene, als heimtückische Siftmischerin. Vor allem aber bringen der II und V Akt bei Frey etwas



ganz Neues, die Euphemiaepisode und die Becherzene, die wesentlichen Bestandteile der späteren Vineatragödie.

Die Frey'sche Skizze muß ganz eigentlich als die Hauptentwicklungsstufe des Motivs, zeitlich als die letzte angesprochen werden. Das schließt natürlich die Möglichkeit nicht aus, daß sie, wie auch schon die Expositions-skizze, bestimmt war, epischer wie dramatischer Bearbeitung zugrunde gelegt zu werden.

Was die Reste der Expositions-skizze in den Fragmenten anbelangt, so kommen in Betracht die dramatischen Fragmente B und C und die epischen F, G, H, ferner O und P als besondere Gruppe. Die Parallelen in B, C, F, G, H erstrecken sich ausschließlich auf die Heinrich-Margarita-tragödie; da sie viel breiter ausgeführt sind als die Notierungen der Expositions-skizze, erübrigt sich eine Gegenüberstellung.

B: Heinrich VII: Trinkt. Selbstmordgedanken. Margarita: Aufruhr und Zettelungen mit Papst, Frankreich und England. C: Die Kinder Heinrichs VII: vom Kaiser „geraubt“. Margarita: Zettelungen mit den „napolitanschen Baronen“. Bruder Crespo (nur hier). F, G, H: Heinrich und Margarita. Die Kinder (der eine Knabe tot). Aufruhr-gedanken Margaritas. H: Heinrich VII trinkt. Margaritas Fluch.

O und P: der schlummernde Kaiser. Vinea Monolog.

Daß die Fragmente aus der Expositions-skizze vorwiegend die Heinrich-Margaritaeinsprengungen behalten haben, beruht darauf, 1) daß sie sämtlich Anfänge sind und also die dem weiteren Verlauf entsprechenden historischen Notierungen noch nicht enthalten können, 2) daß sie schon dem Umwandlungsprozeß in die spätere Vinea-tragödie angehören und größtenteils wohl erste Niederschriften dieser Neuschöpfung sind.

### Die charakteristischen Merkmale der spätern Vineatragödie.

Ich verstehe unter der „spätern Vineatragödie“ diejenige, dramatische oder epische, Gestaltung des Motivs, welche die tragische Schuld Vineas auf neue Basis stellt, die den Fortschritt der Handlung tragenden Momente aus dem historischen heraus ins Psychologische rückt und damit drei völlig neue Hebel der Entwicklung einführt, nämlich

Die Frau Vineas  
Das Geheimnis  
Die Becherzenen.

a) Die Frau Vineas. Für ihre Einführung hatte Meyer einen historischen Anhaltspunkt in der oben zitierten Erzählung des Peter von Aquä. Sie hebt ausdrücklich hervor, daß Friedrich sich an Vineas Frau nicht verfehlte, aber trotzdem die Eifersucht des Kanzlers erregte, die dann durch die Erklärungen der Frau beschwichtigt wurde. So konnte der Dichter die Erzählung nicht verwenden. Hatte er in der Expositions-*skizze*, wohl um das Eifersuchtsmotiv auszuschalten, die Tochter Vineas eingeführt, so schwankte er, als die Kanzlerin selbst an ihre Stelle trat, dennoch, ob er eine erotische Beziehung zwischen dieser und dem Kaiser annehmen wolle oder nicht. Am nächsten an die Quelle hält er sich bei Kögel: „Vinea hat nun ein Weib, das der Kaiser liebt. Von dieser Liebe finden sich in den Chroniken Andeutungen. Der Kaiser war klug genug, das seinem Kanzler zu sagen.“ In Fragment H wirft Margarita dem Kanzler den Schimpf eines Ehebruchs seiner Frau mit dem Kaiser ins Gesicht, den der Dichter als völlig unmahr bezeichnet. In K wird die Liebe des Kaisers zur Kanzlerin, aber auch seine Selbstbeherrschung vorausgesetzt: „... und du, Kaiser, mit deiner Selbstüberwindung“. In andern Fragmenten wird entweder die unausgesprochene Doppelliebe der Kanzlerin angenommen (J, K, L), oder aber sie liebt nur den Kaiser, bleibt jedoch dem Kanzler treu (M, N). In der Kögelschen *Skizze* versichert die Kanzlerin: „Ich habe Euch beide geliebt“, in der Freys ist nur von der Liebe zum Kaiser die Rede: „Sie läßt den Kaiser, den sie liebt, an ihr Lager kommen“. Eine andere Färbung, als sie in K und M in der Anrede des Kaisers an die Frau Vineas sich zeigt, ist nirgends wahrzunehmen: in M begrüßt er die Sterbende mit „Liebe Frau“ und ergreift ihre Hand; in K mit „Edle Herrin“; von einem leidenschaftlichen oder gar schuldvollen Verhältnis ist nirgends die Rede. Fraglos wollte der Dichter auf die erotische Färbung nicht völlig verzichten, doch sie so dämpfen, daß Eifersucht als Motiv des Verhaltens beim Kanzler ganz oder fast ganz ausgeschaltet war; so schob er den Ausdruck, das Bekenntnis der Frau zu; ihre Neigung ist eine mit Hilfe der Haltung der beiden Männer überwundene Schwäche, die erst die Sterbende enthüllt; die des Kaisers schwebt zwischen Freundschaft, zarter Liebe und Bewunderung. Der Kanzler vergibt der nicht Treubruchigen, und wie weit in seiner Seele eine versteckte leise Bitterkeit zurückbleibt, läßt der Dichter kaum ahnen. Schwankungen und Varianten sind überall angedeutet, aber im ganzen und großen ist die zarte Linie nirgends überschritten — eine Fassung dieses dreifachen schwebenden Verhältnisses,

die wohl weniger den historischen Figuren als dem innersten Bedürfnis und Charakter des Dichters entspricht. Die Schwankungen sind Schwankungen der Charakteristik. Möglicherweise sind diejenigen Stellen, in denen die Kanzlerin noch Züge kindisch-neckischer Art, aber auch des schadenfrohen Verrates zeigt, noch aus der Rolle der Tochter herübergenommen, und dahin mag auch verwiesen werden, was aus dem Urteil des Satten über die Tote auf eine beschränkte oder doch unbedeutende Schöne schließen läßt („sie war nichts“, „eine schöne Täuschung“, Fragment M und N). Diese Auffassung änderte sich, und in den epischen Fragmenten nennt der Dichter Euphemia „ein feines Weib von edelster Griechinart“, „eine Auge, feine Griechin“, „jung und schlank, die Anmut selbst, das feinste Weib von edelster Griechinart“.

Meyer hob die Erfindung einer Sterbenden aus der Expositions- skizze in die Vinea- Tragödie herüber; dabei mußten sich Gestalt und Wesen in dem Maße ändern, als sich der Inhalt dessen änderte, was sie mitzuteilen hatte, als die äußern Umstände der Mitwifferschaft und der innere Anteil der Sterbenden an Dingen und Menschen sich wandelte.

Das „Scheimnis“ sollte nun nicht länger eine einzelne, politische Verrathandlung Peters sein, die die Mitwifferin durch Zufall erfuhr oder der sie beirahnte, sondern etwas Tieferliegendes, etwas ganz aus der Seele des Kanzlers hervorgegangenes, das der psychologischen Aus- und Umgestaltung seines Charakters entsprach, wie sie die Vinea- Tragödie vorfah. Dieses Scheimnis sollte etwas sein, was nicht durch das abgebrauchte Mittel des Behorchens hinter dem Vorhang oder den Verrat eines Dritten, einen aufgefangenen Brief oder dgl. an die Mitwiffende gelangte, sondern etwas, das, lange im Innersten gehegt und dem Wesen des Kanzlers in jeder Faser entsprechend, sich unbewußt von den Lippen des Schlummernden löste, da es im Wachen streng gehütet wurde. Darum mußte es nachts die schlaflose, leidende Sattin vernehmen. Es mußte in ihrer Seele wurzeln und — wegen ihrer Liebe zum Kaiser — zu Tage drängen.

So bildete der Dichter das Eifersuchtsmotiv der Quelle um und schuf eine seiner menschlichsten Frauengestalten: keine Heroine, sondern eine reine, vom Mut bewundernder Liebe beseelte, trotz seiner Kultur rührend einfache Gestalt, die das Letzte wagende Sterbende, deren erlöschendes Flämmchen nur noch von der Hoffnung zehrt. Sie wäre vielleicht sein sympathischstes Frauenbild geworden. Allerdings, sie stand nur am Anfang seiner Schöpfung, und ihr Wesen und Geschick mehr zu

entfalten, hätte vor dem Beginn der Handlung gelegen. Sie fällt für den Sang derselben nur als Trägerin des „Geheimnisses“ in Betracht.

b) Das Geheimnis. „Der Kaiser soll auf seine Ansprüche gegenüber dem Papste verzichten und gewisse unzweifelhafte Rechte fahren lassen. Der Eindruck dieser Handlungsweise wird vor der Welt ein solcher sein, daß dem Papst nichts anderes übrig bleibt, als ein Gleiches zu tun. Dadurch ist der Kampf zwischen beiden geschlichtet, und der Kaiser erscheint als der eigentliche Sieger, weil er den ersten Schritt getan hat, der diesen Friedensschluß herbeiführte. Ein solches Vorgehen ist das einzige Mittel, aus dem verderblichen Streite mit der päpstlichen Gewalt herauszukommen“ (Planßkz3e Freys).

Etwas kürzer, aber inhaltlich noch etwas weitergehend drückte sich Meyer gegenüber Kögel aus. In den Fragmenten ist der Inhalt des Geheimnisses noch nirgends ausgesprochen.

Fraglos ruht dieser Plan Dineas auf keinerlei historischer Überlieferung. Was der Kaiser (Raumer IV 109, 115 ff, 121, 137) an Konzessionen in den Verhandlungen vor der Einberufung des Lyoner Konzils auch zu machen bereit war, sie wurden in einer Zwangslage angeboten; aber nirgends findet sich der Plan eines freiwilligen Verzichtes auf alle kaiserlichen Ansprüche gegenüber dem Papst (Frey: „Der Kaiser soll auf seine Ansprüche gegenüber dem Papst verzichten und gewisse unzweifelhafte Rechte fahren lassen“; Kögel: „Der Kaiser soll von all seinen gegen den Papst behaupteten Ansprüchen und Rechten zurücktreten“), nirgends die Erwägung, durch solche Großmut den Papst zu gleicher Großmut zu zwingen, eine Art *treuga dei* zwischen Staat und Kirche zu errichten. So wenig eine derartige Rechnung historisch zu belegen ist, so wenig entspricht sie der sehr markanten Realpolitik, die von kaiserlicher wie von päpstlicher Seite getrieben wurde.

Für die künstlerische Beurteilung dieses Motivs ist das Unhistorische, ja historisch Unmögliche daran gleichgültig; nicht so gleichgültig ist die Frage nach der konstruktiven und psychologischen Bedeutung dieses „Geheimnisses“.

Das „Geheimnis“ trug in sich schon ein tragisches Verhängnis: es erscheint dem Einen als die einzig mögliche Rettung, die zugleich nach beiden Seiten, der des Kaisers wie der des Papstes, weitere Aussichten und Chancen bieten kann; aber der Andere kann sie, gemäß seinem Charakter und Wesen, nicht ergreifen. Der Urheber des Gedankens weiß das und schweigt, doch er wird von der verraten, von der ihn

Verrat am tiefsten schmerzt. Sein Gedanke ist vielleicht an sich kein Verrat, allein er wird wie Verrat wirken. Die erste Seele, die davon erfährt, erhebt den Vorwurf des Verrates indessen nicht, wenn der Vorschlag ausgesprochen, sondern wenn er verschwiegen wird. So muß sie das Geheimnis preisgeben; denn sie liebt den Kaiser mehr als den Satten, dem sie trotzdem treu geblieben ist, und sie glaubt an das unheilvolle Rezept. Sie spricht das verhängnisvolle Wort aus, und es wuchert in der zum Verdacht schon vorbereiteten Seele des Kaisers verderblich weiter. Denn es ist keine Frage: der anscheinend ganz ideale Vorschlag eines fein kalkulierenden, in welchem der ränkesüchtige Italiener und der theoretisierende Jurist ein seltsames Bündnis eingegangen haben, würde den Kaiser seinem Segner einfach ans Messer liefern. Dieser Segner besitzt die Übermacht und wird sie, das muß Vinea wissen, rücksichtslos ausnützen.

1) Wie ist der Plan Vineas in seinem Charakter begründet?

2) Wie ist die Wirkung dieses Planes im Charakter des Kaisers begründet?

3) Seht aus dieser Wirkung der Fortschritt der Handlung und die Becherzene mit organischer Notwendigkeit hervor?

1) Der Charakter Vineas in der „späteren Vineatragödie“: Die Charakterzüge der Expositionsflizze scheinen im wesentlichen auf die vielleicht nicht unanfechtbaren der Quellen Raumers (IV, Anhang) zurückzugehen, von denen allerdings sein eigenes Urteil teilweise abweicht. Aus der Expositionsflizze sind zu vermuten: Klugheit und Kenntnisse astrologischer und philosophischer Art („Astrol. Szene, Marc Aurel“); Falschheit („Anjou“); grausame Rücksichtslosigkeit (Tod Heinrichs und der Heinrichskinder); Selbständigkeit bis zur Gehorsamsverweigerung („ich reise nicht“?); Eiferfucht auf seine Stellung („Streit zwischen Sueffa und Vinea“); Kälte („Vinea gleichg.“).

In den Fragmenten, aus denen sich, wie aus den Planskizzen Kögels und Freys, die „spätere Vineatragödie“ erschließen läßt, schwankt die Charakteristik des Kanzlers, am erheblichsten im Verhalten gegenüber seiner Frau und gegenüber dem Kaiser. In Fragment M: Vinea ist der Langsamere als der mit raschen Schritten eintretende Kaiser; er ist der Frau gegenüber von zurückhaltender, resignierter Bescheidenheit und schwacher Sanftmut: „Ich grüße dich, mein liebes Weib“, sprach nun der Kanzler bescheiden und ergriff die andere Hand der Kanzlerin“ . . . . . „Laß die Rede“, sagte dieser sanft; „das gebietet sich nicht und

ich habe dir nichts zu vergeben, mein liebes Weib, da du mir die Treue gehalten hast" . . . . . Die Frau redet ihn an: „Mein guter Petrus!“ Der Toten gegenüber verrät er sehr gemäßigte Trauer: „Der ungeliebte Kanzler schenkte ihr eine menschliche Träne und, als hielte er ihr eine Totenrede in seinem Innern, betrachtete er sie aufmerksam als ein gerechter, aber milder Richter“. Hier, in dem epischen Fragment M, liebt der Kanzler seine Frau lediglich als Ästhet: „Wie ich erstaunte und bewunderte“ (als er das „vollkommene Geschöpf“ zuerst erblickte); „denn ich bin wie allen Ideen auch der schönen Form zugänglich“. „Du hast für diese die Form des Sonettes erfunden“ (Raumer III 496), sagte der Kaiser völlig zerstreut, denn seine Gedanken waren bei dem Geheimnis des Kanzlers. „Nun“, lächelte der Kanzler, „so wird sie doch als eine Dichtungsart fortleben, denn in anderer Weise wird sie es kaum, nachdem die lichte Flamme erloschen ist. Denn sie war nichts“ . . . (vgl. Frey: „Vinea, später angekommen oder gerufen als der Kaiser, hält an der Leiche seiner Gattin einen Monolog, dessen Grundton ist: stoische Abwendung vom Leben“).

Ähnlich wie hier ist die Charakteristik Vinea im Fragment H: äußere Ruhe und Sanftmut werden hervorgehoben: „Mit unendlicher Sorgfalt“ führt er sein Tier den Berg hinan; mäßig und vielleicht auch mißtrauisch weist er die Künste des Burglochs zurück, erkundigt sich höflich nach dem Gefangenen und tritt, obwohl es auch in ihm kocht („aber auch seine Augen begannen zu lodern“), der rasenden Margarita mit äußerer Bescheidenheit und Ruhe entgegen.

Diese beherrschte äußere Haltung bei innerer Kälte erinnert vielfach an den Heiligen, ebenso eine außergewöhnliche geistige Kultur.

Anders als in den beiden epischen Fragmenten M und H erscheint der Kanzler in dem dramatischen K. Hier ist er von leidenschaftlicher Wärme. „Vinea fängt die Frau in den Armen auf: „Mein liebes Weib!“ (Er küßt sie und führt sie an das Ruhbett). Mein Liebste, . . . . . ich verzweifelte fast . . . . . und glaubte Dich im Absturz der Wellen rufen zu hören. Hier bin ich und der, den Du mit mir herriefest.“

Auch die Haltung der Frau ist in M und K entsprechend verschieden: in K behandelt sie beide Männer als gleichwertig: „Setzt Euch beide an mein Lager! Seht mir die Hände! Bleibet unzertrennlich in meinem Andenken! Mein ganzes Leben seid Ihr beiden edlen Männer“. Sie spricht von der Großmut Peters. Dieser tritt unter der Voraus-

setzung auf, mehr als der Kaiser geliebt und ersehnt zu sein — er bringt den Kaiser mit. In M steht der Kanzler als Resignierter in zweiter Linie, er ist der Ungeliebte und weiß es. Die Frau nennt ihn, nicht ohne Ironie, „Mein guter Petrus!“ . . . . „Sie warf ihm (Vinea) einen feindlichen Blick zu. Dieser irren Rede der Sterbenden hatte der Kaiser zuerst mitleidig gelauscht, dann mit Aufmerksamkeit, dann mit Spannung; der Kanzler aber zuerst mit Mißmut, dann mit Empörung, zuletzt aber mit einer seltsamen Ergebenheit: „Du hast mich, da Du lebstest, verraten“, sagte er, „und jetzt verrätst Du mich noch sterbend“. Sie hätte etwas Haßvolles erwidert“ . . . . Euphemia charakterisiert den Kanzler in M als hinterhältig, und seine eigenen Äußerungen, die sie referiert, enthüllen einen feig Verschlossenen und hochmütig Überlegenen: seine „Liebe“ zum Kaiser ist widerwillig und mit Haß seltsam gemischt; sein Geheimnis hütet er aus Egoismus und sophistischer, selbsttrügerischer Bescheidenheit: er glaubt an den Untergang des Kaisers und seines Geschlechtes, aber der „Mißgünstige“ versteckt sein Geheimnis aus „Übelwollen“: . . . . „Der Kaiser ist verloren, eine Stunde früher, eine Stunde später, die Stausen gehen unter — vergangen und vergessen —, und ich wußte das Mittel, sie zu verjüngen wie Adler, ihre Herrschaft zu erneuern und über die Erde auszubreiten, aber ich werde mich hüten, es dem Kaiser preiszugeben, das Weltgeheimnis. Zwar, ich liebe ihn, wider Willen, er ist ein einziger Mensch, weit voran seiner Zeit, die er mit seiner Macht erfüllt, und er würde mich doch nicht verstehen, denn er ist nicht groß genug, sich der Zukunft zu opfern; er ist unermesslich selbstüchtig. Nein, er würde mich nicht begreifen, er hat einen kleinen Zug, er ist nicht groß genug dazu, und weil er mich nicht begreifen könnte, würde er einen Haß auf mich werfen — jetzt, da ihn Mißgeschick und Alter argwöhnisch zu machen beginnen. Und dann — wer bin ich, um in das Weltgeschick einzugreifen? Darf das ein Sterblicher? Nein, ich hüte mein Geheimnis, komme, was da kommen muß!“

Etwas Entsprechendes in Fragment O: „Da liegt das Ungeheuer“, (monologisiert Vinea), „der Auszug und Widerspruch der Zeit! Ihr Kind und die Züge der Mutter verleugnend, ihr vorauseilend, hinter ihr zurückgeblieben, der Gründer des Staats und der Verächter“ . . . . („der Menschen“, ergänzte Betfy. Oder: „Der Menschheit?“ fragte der Dichter. vgl. Betfy Meyer a. a. O. S. 237). Der Kanzler spricht diesen Monolog „mit einem seltsam gemischten Ausdruck von Liebe, Mitleid und Abscheu“.

Es liegt nahe anzunehmen, daß die Ansätze in der dramatischen Fassung des Motivs, Vinea warmherzig, impetuos, großmütig zu schildern, einer frühern Konzeption angehören und der Expositionsstizze näher stehen als die Charakterzeichnung in den epischen Fragmenten. Dieser frühere Vinea konnte rachsüchtig, konnte geradezu ein Verräter sein; es ist der Vinea, der mit Anjou und dem Papst zettelt, der sich noch später (bei Frey) weigert, nach Lyon zu gehen. Allein es ist nicht der kühl rechnende, seltsam sophistische Scheinidealist, nicht der Vinea des „*Seheimmiffes*“. Meyer aber brauchte beide; er konnte endgültig den einen nicht zugunsten des andern völlig aufgeben.

Zunächst mußten „die beiden edlen Männer“, die in der Liebe der Kanzlerin fast zu einer Art Doppelfigur verwachsen sind, auseinandergenommen und in Kontrast gesetzt werden. Friedrich ist durchaus Temperamentsmensch, großherzig, rasch, leidenschaftlich, subjektiv. Der Kanzler mußte ein anderer sein, der Konflikt schon in Naturanlagen und Charakteren zum Keimen gebracht werden.

Noch ist, vor der eigentlichen Handlung liegend, ein Dokument des frühern ungetrübten Einverständnisses der beiden vorhanden, das der Dichter voraussetzt: „Mein Stoff ist der Verrat des Pier delle Vigne, seines Kanzlers. Auch der ist dunkel, unaufgeklärt. Ich stelle dar die Entfremdung und den Bruch aus früherer innigster Freundschaft und Vertraulichkeit.“ So leitet C. F. Meyer seine Mitteilungen an Frig Kögel ein.

Die Spuren dieser Freundschaftsidylle leuchten noch aus den Erinnerungen, die Kaiser und Kanzler in den Fragmenten M und N über die erste Begegnung mit Euphemia an ihrer Leiche austauschen, vor allem aber in dem merkwürdigen Fragment O, das die beiden noch am Rande ihres Vertrauensverhältnisses zeigt. Auffallend ist hier besonders, wie der Kaiser den Ausruf „Mörder“, den er erwachend ausstößt, nicht, wie in der Frey'schen Skizze, Vinea entgegenschleudert, sondern nur durch „böse Träume“ erklärt:

„In diesem Augenblick sprang dieser (der Kaiser) auf, zwei strahlend blaue Augen (und jetzt) erschreckte Augen öffnend und schrie, den Arm vorstreckend: Mörder! faßte sich aber gleich und lächelte: Du bist es, Petrus! Vergib! das da — er berührte die Rolle mit dem Fuße — hat mir böse Träume gemacht.“ „Wirklich,“ lächelte der andere zurück. „Ich erinnere mich der Zeit, wo uns diese Lektüre



ergögte, wenn wir sie zusammen lasen (genossen) und beantworteten. Doch freilich, sagte er, der Schriftsteller ist ein anderer und sein Stift schärfer, und auch wir Lesenden (sind ernster geworden) und — mit uns die Welt.“ „Ich weiß nicht, versetzte der Kaiser, ob es das beginnende Alter ist, aber mein viertes Weib und mein vierter Papst <sup>1)</sup> machen mir zu schaffen: die Engländerin und dieser Genueser. Er legt es darauf an“...

Der Kanzler erinnert sich der Zeit — sie ist also vorüber und wirft nur noch ihren warmen Schein auf die jetzige Situation, die äußerlich und innerlich so ganz anders ist. Noch fällt kein Wort des Mißtrauens oder gar des Vorwurfes, und doch fühlt man einen kalten Hauch, der dem drohenden Unheil voranweht. Meisterlich erfunden und aus der Situation herausgeholt!

Die Kontrastierung der beiden Männer ist schon aus den wenigen Zügen zu erkennen, mit welchen der Dichter ihr Äußeres entwirft:

Das des Kaisers: „Die gefurchte, vom Schlummer ungeglättete Stirn (bewies) eine schwere Staatsforge und eine geschwundene Jugend. Und diese mochte lange, weit in männliche Jahre hinein gedauert haben, denn der Körper, der hier ruhte, war von geschmeidigem Wuchse und seltener Wohlgestalt. Aber die Seele auf dem wohlgebildeten Antlitz suchte unruhig.“ Reicher ausgestattet ist das Bild des Kanzlers, der wie das Schicksal selbst dem Schlummerer naht: „Jetzt näherte sich leise, aber ruhig, wie ein Vertrauter des Hauses, eine große Gestalt, die vor dem Schlummernden still hielt und ihn langsam betrachtete. Ein gebräunter ernster Kopf mit antiken Zügen und krausem, leicht ergrautem Haupthaar und Barte neigte sich näher über das schlummernde Haupt“ (O). In H erblicken wir den Kanzler in weißem Mantel, einen weißen Zelter führend.

2) Über Friedrichs Wesen und Charakter ergeben Planskizzen und Fragmente verhältnismäßig wenig: einen „herrlichen Herrn“ (Fragm. J) nennt die Dienerin den Kaiser; Mitleid und Güte werden gelegentlich hervorgehoben: er hat den einen Sohn Heinrichs VII „an sich genommen und erzieht ihn. Er ist gut aufgehoben“. Er ist eine rasche, sensible Natur und im Gegensatz zu dem starren, bis zum äußersten selbstbeherrschten Kanzler raschem Stimmungswechsel und jähen Ausbrüchen

<sup>1)</sup> Isabella von England und Innocenz IV. Die Situation ist also kurz nach der Wahl des Papstes und nach Erlass des ersten Rundschreibens desselben gedacht.

unterworfen. In der Planfizzi Freys treten diese Züge besonders stark hervor: im ersten Akt wirft er Vinea die Empfehlung scharfer Maßregeln gegen Heinrich VII vor; im zweiten steigendes und durch das „Seheimnis“ unbezähmbar wucherndes Mißtrauen; im dritten der jähe Ausbruch („Mörder!“) und gleich darauf ein plötzlicher Stimmungsumschlag — dem „Mörder“ Vinea wird der höchste Vertrauensbeweis: er soll in Lyon die Lebensinteressen des Kaisers vertreten; im vierten und fünften Akt neue und völlige Entfremdung und Mordverdacht. Eine solche impulsiv Natur — das ist vom Dichter mit feiner Seelenkunde herausgewittert — vertraut und mißtraut schrankenlos und springt, wo sie sich getäuscht und mißbraucht meint, unvermittelt aus natürlicher Herzlichkeit und Güte in Härte und Grausamkeit über.

So weit sich aus dem Vorhandenen schließen läßt, hat der Dichter den historischen Friedrich im ganzen und großen einfach übernommen, natürlich auf Schritt und Tritt mit dem Vorbehalt, auszulesen und zu erhöhen. Einzelnes, feines, allerdings zweifelhaften, Glauben an die Astrologie, seine pädagogischen Qualitäten und a. m. fand er bei Raumer (III 479 ff und 484). Da empfing er auch die Anregung zum Monolog Vineas vor dem schlummernden Kaiser: „Da liegt das Ungeheuer, der Auszug und Widerspruch der Zeit! Ihr Kind und die Züge der Mutter verleugnend!“ (Raumer III 497: „Die höchste Blüte und Frucht jener Zeit“).

„Friedrich ist auch einer jener Rätselmenschen. Er vereinigt in sich, wie in seiner Politik, drei verschiedene Nationen, die er zu einem Weltreich zusammenschweißen will: germanische, italienische Natur, arabische Einflüsse. Seine Freigeisterei ist ganz modern. Dies zu malen, ist eine sehr lohnende Aufgabe“ (Kögel). Hier also redet der Dichter, der nirgends etwas verlauten läßt, was auf die Absicht einer Umbildung des historischen Friedrich II schließen ließe, fraglos von der Aufgabe, den Kaiser so zu malen, wie er war: den genialen Menschen und Politiker, der eben so stark nach der Seite des Verstandes als der Empfindung und Intuition veranlagt war, den Temperamentsmenschen von ungewöhnlicher Originalität und Vielseitigkeit der Interessen, mehr naturwissenschaftlicher und künstlerischer Beobachtung als philosophischer Reflexion und überall dem reichen, vielgestaltigen, rätselvollen Leben zugewandt, ein Freier und ein Reformier, einer der Großen, welche die menschliche Entwicklung in neue Bahnen leiten.

3) C. F. Meyer betont in der Kögelschen Planfzisse vor allem die Nationalitätenfrage: während in der (späteren) Skizze Freys der Nationalitätengegensatz zwischen Vinea und dem Kaiser schon keine Rolle mehr spielt und die erste Ursache der Entfremdung nur das „*Seheimnis*“ ist (die Verhandlungen mit Anjou und Vineas Weigerung, nach Lyon zu gehen, bilden hier das zweite, vielleicht aus dem ersten hervorgegangene Verratsstadium), legt Meyer das Hauptgewicht für die Entstehung des Konflikts bei Kögel in die Nationalitätenfrage, in das „*Seheimnis*“ nur ein sekundäres.

„Der Bruch geht hervor und kann nur hervorgehen aus politischen Meinungsverschiedenheiten und verschiedener Ansicht über Lebensfragen des politischen Handelns. Ein vorher verdeckter grundsätzlicher Gegensatz ihrer Naturen kommt zum Ausbruch und trennt sie. Pier delle Vigne ist Italiener, Friedrich will Italien und Deutschland vereinigen, muß daher auf Deutschland Rücksicht nehmen. Dies Interesse teilt Vigne nicht, dem nur Italien am Herzen liegt: . . . Er (der Kaiser nach der Mitteilung des „*Seheimnisses*“) mißtraut, ob jener ihn verderben wolle als Italiener aus Eifersucht. Hierin liegt der Keim zur Zerstörung ihrer Vertraulichkeit. Entfremdung tritt ein und frißt weiter.“

Noch schärfer faßte diese nationalistische Spitze der Politik Vineas Betty Meyer, die sie ganz in modernem Sinn ausdeutet (a. a. O. S. 215): „Besonders aber trieb es ihn, den Gegensatz zwischen der großartigen Imperialpolitik der Hohenstaufenkaiser und der, wie er als Dichter ahnen durfte, schon zu Dantes Zeit im Keime vorhandenen national-italienischen Politik darzustellen“; und (S. 232 ff): „*Getraust Du Dir,*“ fragte ich, „den mittelalterlichen historischen Stoff mit Deinen modernen nationalen Ideen zu durchtränken? Kannst Du Deinen Petrus Vinea von einem befreiten Italien träumen lassen? Ist das nicht zu viel gewagt?“ „Nein,“ sagte er, „es schreibt überhaupt keiner ein Drama, ohne es durch eine starke Strömung seiner eigenen Zeit zu bewegen und zu beleben.“ . . . „Aber,“ sagte ich, „wie kannst Du Dir die mittelalterlichen Päpste als die Führer und Träger der nationalen Kultur und Diplomatie Italiens denken?“ „Warum nicht? Es sind geniale Leute unter ihnen.“

Ist die Wiedergabe dieses Gespräches getreu, so hätte der Dichter sich ein gemeinsames nationalistisches Vorgehen Vineas mit dem Papst gedacht; aus dieser Tendenz wäre das „*Seheimnis*“, der Abrüstungsvorschlag Vineas an den Kaiser, hervorgegangen. Dann mußte aber dieser Vorschlag ein verräterischer sein.

Vineas Vorschlag kann nur dann ein ehrlicher sein, wenn er an die Möglichkeit glaubt, daß auch der Papst abrüsten würde. An diese Möglichkeit kann er nicht glauben, wenn er der kluge Staatsmann und langjährige politische Rat des Kaisers ist, als welcher er angenommen wird. Und eine nationalistische Tendenz des Papstes, wenn sie wirklich vom Dichter vorausgesetzt wurde, vertrug sich ebensowenig mit einer Abrüstung, als sich seine kirchenpolitische Haltung damit vertrug. Diese konnte Meyer für seine Schöpfung nicht anders gestalten, als die Geschichte sie bot, wenn er nicht auf den ganzen kaiserlich-päpstlichen Konflikt, auf das Konzil und alles, was damit zusammenhing, verzichten wollte. Und das wollte er keineswegs, wie die Planskizze Freys zeigt.

Weiß aber Vinea, daß weder der Kaiser noch der Papst sich zu dem ihnen zuzumutenden Verzicht bequemen würden, so ist sein Plan entweder der eines Narren oder eines Verräters. Jedenfalls ist dann das Mißtrauen des Kaisers vollauf berechtigt.

Sollte der Dichter diese Widersprüche wirklich nicht empfunden haben? War diese „allernatürlichste, aber psychologisch merkwürdige Lösung“ nicht die unnatürlichste? Sollte dieser Taustverfuch (eben das „Seheimnis“), angeborene Mängel des Motivs zu überwinden, nicht bereits die nachlassende Kraft verraten, die in der „Angela Borgia“ den Zusammenschluß schon nicht mehr ohne Bruchstelle zu erzwingen vermochte?

Es ist interessant, daß in Planskizzen und Fragmenten nichts darauf hinweist, wie der Papst sich zu Vineas Gedanken verhalten sollte; man kann einwenden, der Dichter habe eine Reflexion hierüber nicht vonnöten gehabt, da ja der Plan infolge der kaiserlichen Ablehnung nie auch nur bis zum Versuch der Verwirklichung gediehen wäre. Aber ein Wort hierüber hätte ein Licht in Vineas Psyche geworfen.

Auf zwei sich begegnenden und sich verschlingenden Wegen versuchte Conrad Ferdinand Meyer dem Netz der psychologischen Schwierigkeiten und Widersprüche zu entinnen.

Der eine Weg führte zur Hebung des Kanzlers, der andere zur Verkleinerung Friedrichs II.

Am 22 Dezember 1889 schreibt Meyer an Wille: ... „ich muß schon ein deutscher Patriot bleiben, selbst in meinem Petrus Vinea, den ich aber aus Chauvinismus nicht entadle.“ So wenig klar diese Stelle ist, so kann sie doch nur so verstanden werden: ich entadele Vinea nicht, d. h. ich stemple ihn nicht zum Verräter.

Das heißt wohl: Ich bescheide mich nicht mit den historischen Verdachtsgründen gegen meinen Kanzler. Ich will ihn nicht nur nicht entadeln, sondern ich will den historisch Unedlen — so erscheint er in der Tradition, die an seine Schuld glaubt — adeln. Ich will und brauche eine Schuld, die keine Schuld ist, sondern nur als Schuld empfunden und ausgedeutet wird. Mein Vineas soll nicht an Verrat, sondern an mißverständener Treue sterben." (Kögel: Friedrich voll Rührung: „An der Leiche dieses Treuen grüß ich Dich, Enkel! Mögest Du glücklicher sein als er!“)

Schon Dante und nach ihm Raumer neigen zu einer Rettung Vineas. Raumer äußerte sich IV 225 ff: „Wenigstens lehrt uns, nach vielfacher Erwägung all der mannigfaltigen widersprechenden und ungenügenden Nachrichten, immer der Glaube zurück: daß Peter keineswegs ohne alle Schuld, aber doch kein Siftmischer war. Ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen lieferte indes dem Richter eine Menge von schweren Anzeigen in die Hände, welche jener zu widerlegen sich außer Stande sah und die den Kaiser veranlaßten, das ihn schmerzende Urteil, um der Gerechtigkeit und des Beispiels willen, zu bestätigen. Die gewöhnliche Ansicht, wonach man Kurzweg entweder den Kaiser einen ungerechten Tyrannen oder Peter einen schändlichen Verbrecher nennt, erscheint innerlich unwahrscheinlicher und unnatürlicher als unsere Darstellung, welche alle Quellen und Umstände berücksichtigt, die Begebenheit zu tragischer Höhe erhebt und jene beiden großen Männer ihrer selbst würdig, jedoch in einer solchen Verwicklung von Verhältnissen darstellt, welche herzliche Teilnahme gestattet und zu demütiger Anerkennung menschlicher Schwäche auffordert, nicht aber die menschliche Natur in satanischer, rettungsloser Verderbnis zeigt“.

Schon ein Blick auf seine Terzinen verrät, daß Dante einen Freispruch Vineas anstrebt. Er ist vielleicht der erste Berichterstatter, der das entschieden beabsichtigt. Daß seine Auffassung vom Charakter, der Schuld und dem Ende des Kanzlers C. F. Meyer beeinflusst hat, ist bei seiner Verehrung für den großen Florentiner glaublich. Allerdings geht Dante nur auf die Frage des vermeintlichen Mordplanes Vineas gegen den Kaiser ein. Der Gedanke des „Seheimnisses“ bleibt Meyers eigenste Erfindung.

Am weitesten und wiederum über den Dichter selbst hinaus ist Betsy Meyer in der Hebung des Kanzlers gegangen, d. h. in der Interpretation der darauf zielenden Absicht ihres Bruders. Aus ihrer schwe-

sterlichen Liebe und Bewunderung erwachsen, regte sich in den letzten Lebensjahren bei ihr eine panegyrische Tendenz immer fühlbarer, die sie zu Übertreibungen und Willkürlichkeiten verlockte. So sind manche Partien ihres Buches mit Vorsicht aufzunehmen. Sie sagt, gerade in bezug auf die Vinea-Pläne, einmal: „Ich habe sie, ohne mich mit dem Dichter eingehend darüber zu besprechen — wir hielten es nicht für nötig — einfacher aufgefaßt als der neuere Kritiker“. Was sie also über die künstlerischen Absichten des Dichters mit dem Vinea-Stoff berichtet, geht nicht mit voller Sicherheit auf ihn selbst zurück:

„Wie aber beschreibt der Dichter im Gegensatz dazu die in paralleler Linie niedersteigende Bahn des in die Ungnade seines Herrn gefallen Kanzlers? — Sobald der Kaiser im Rettungsvorschlage seines Getreuen Verrat mittelt, steht diesem mit dem Untergange seines Planes als unvermeidlich sein eigener Sturz vor Augen. Es bleibt ihm nichts anderes als Ergebung in das Unabwendbare. Aus Petrus Vinea wollte der Dichter einen Versucher zum Guten gestalten. Er wollte ihm das Edelste seines eigenen Wesens einhauchen, zugleich aber einen echten und wahren Italiener aus ihm machen. Das Märtyrertum des Petrus Vinea wäre das einer Menschenseele geworden, die sich einer genialen Persönlichkeit in treuester Ergebenheit untergeordnet hat und der nun der Glaube an ihr Idol Stück um Stück aus dem Herzen gerissen wird. Den letzten Rest von Leben und Liebe wirft diese Menschenseele ins Opferfeuer, um ihren Herrn vor der tiefsten sittlichen Entwürdigung zu retten. Als diese tiefste Erniedrigung erscheint dem Kanzler der Despoten-einfall Friedrichs, den gefangenen Lombarden wie einen Sklaven, nein, wie ein unnütz gewordenes Tier als Siftprobe zu mißbrauchen. Diesen verletzenden Zug, der nicht den Kanzler persönlich beleidigen soll und gerade darum seine Menschlichkeit um so tiefer und um so gerechter empört, verträgt er nicht. Er trinkt den Siftbecher selbst, um das Gewissen des Kaisers vor einer schmachvollen Blutschuld zu bewahren und das Leben eines Schuldlosen zu retten“. (A. a. O. S. 328.) „Petrus Vinea steht im Banne dieser großen Persönlichkeit (Friedrichs II) und ist ihr in bewundernder Treue zugetan. Nicht die Wahrhaftigkeit und Treue eines deutschen „treuen Eckhart“ wollte der Dichter in ihm schildern. Die Erkenntnis der Charaktere seines Friedrichs II, seines Kanzlers Petrus, seiner Euphemia und die Elemente, aus denen er sie bildete, hätte er aus italienischen Quellen, aus Dante und Giotto, geschöpft. Der Dichter kannte dieses Element aus der „Söttlichen Komödie“

... (S. 242). „Wie mein Bruder die dramatische Bewegung geführt, wie er das den Kaiser Verderbende, das in despotische Grausamkeit ausartende Mißtrauen in seinem Wachstum geschildert hätte, kann ich nicht sagen, nur ahnen. Gewiß ist mir eines: der Dichter hätte dem Kanzler Petrus, seinem Lieblinge, sicherlich keine Qual erspart, die zur Vertiefung dieser schönen, humanen, schmerzgewohnten Natur führen konnte“ (S. 243).

Die Widersprüche in dieser Auffassung des Kanzlers liegen zutage, so fein empfunden und bestechend formuliert manche der Auslassungen der hochbegabten Schwester Meyers sind. Vinea soll dem Kaiser in „treuester Ergebenheit untergeordnet“ sein, aber trotzdem der Wahrheit und Treue eines deutschen „treuen Ekkehart“ entbehren. Er soll das Edelste des eigenen Wesens des Dichters in sich bergen und doch ein echter und wahrer Italiener sein. Und was sollte Meyer für seine Charakteristik aus Giotto schöpfen?

Allerdings, es wäre nicht überraschend, in einer der Gestalten des Vineadramas Herzblut des Dichters selbst zu finden — «partout il y a du Conr. Ferd. Meyer» — aber ich habe schon in der deutschen Rundschau (27 Jahrg. Heft 5 Febr. 1901) darauf hingewiesen, daß das persönliche Moment vorwiegend bei Friedrich II zu suchen ist, in dem er Mißtrauen und Verbitterung des Alters zu schildern beabsichtigte, wie er mir selber mitteilte. War auch in Vinea etwas von des Dichters eigener Seele, so führte der Verbindungsweg eher über «ce vilain Morone», von dem der Dichter selbst angibt, daß er einen Zug von ihm habe. Auch in Jürg Jenatsch, in Thomas a Becket, in Kardinal Hippolyt dürften parallele Linien zu Vinea auffindbar sein.

„Mein Stoff ist der Verrat des Pier delle Vigne.“ So formuliert der Dichter sein Thema Kögel gegenüber. Bei Betsy gibt es keinen Verrat Vineas, so unbedingt sie Kögels Planskizze auch zustimmt.

Ebenso willkürlich bestreitet sie in ihrem Buch den Stoizismus Vineas in meiner Rundschauarbeit, wobei sie völlig übersieht, daß ich meine Aufzeichnungen sofort und unter den Augen des Dichters machte. „Darum befremdet mich, daß ein meinem Bruder befreundeter Erklärer dieser Fragmente von einer stoischen Ergebung des Kanzlers Petrus in sein Schicksal sprechen kann, und ich bin froh, daß Dr. Fritz Kögel, dessen aus dem Gedächtnis aufgeschriebener „Vinea-Plan“ mich durch seine verständnisvolle Genauigkeit in hohem Grade überraschte, nichts von stoischem Verzicht aufgezichnet hat“ (S. 242 ff).

Der Stoizismus Vineas erscheint in meinen Aufzeichnungen des II und V Aktes: „Vinea . . . hält an der Leiche seiner Gattin einen Monolog, dessen Grundton ist: stoische Abwendung vom Leben“. „Vinea, der als Stoiker schon lange Selbstmordgedanken getragen“ . . . Der Dichter wollte also den Selbstmord Vineas durch seinen Stoizismus vorbereiten und begründen. Wahrscheinlich sollte auch die „Büste des Marc Aurel“ in der Expositionsflanze Anlaß zu stoischen Betrachtungen oder Erörterungen zwischen Kaiser und Kanzler geben. Den historischen Möglichkeiten entspricht eine derartige Absicht; die Pflege der hauptsächlich durch Averroes übermittelten antiken Philosophie gehörte zweifellos in den Lehrplan der von Friedrich II gegründeten Universitäten von Neapel und Palermo, und Vinea benützt in seinen Briefen Petron, Boethius, Cassiodor <sup>1)</sup>).

Ein anderer Weg, mit den psychologischen Schwierigkeiten ins reine zu kommen, führte, wie bemerkt, zu einem Herabdrücken des Charakters und der Intelligenz des Kaisers.

In dem Maße, als der Dichter Vinea „nicht entadelte“, d. h. ihn zu einem Schuldlosen, zum mißverstandenen Getreuen ausbildete, war das Bedürfnis zur vorsichtigen Verkleinerung Friedrichs gegeben. Eine Kontrastfigur zu Vinea, wie Heinrich II zum Heiligen, mußte er notwendig gegenüber dem großdenkenden Idealisten und aufopferungsfähigen Diener Vinea der kleinlich-egoistische Augenblickspolitiker und herrische Tyrann werden, wenn Meyer wirklich die beiden Charaktere in ihre äußersten Spitzen treiben und nicht vielleicht eher ein gewisses Gleichgewicht innehalten wollte. Zu dem ersteren Verfahren drängten die dramatischen Bedürfnisse; das zweite, Meyers menschlicher und künstlerischer Eigenart mehr entsprechende, leitete zu epischer Behandlung hin.

Vineas Sophistil schlägt den Weg zur Verkleinerung des Kaisers ein. „ . . . er würde mich doch nicht verstehen, denn er ist nicht groß genug, sich der Zukunft zu opfern; er ist unermesslich selbstsüchtig. Nein, er würde mich nicht begreifen, er hat einen kleinen Zug, er ist nicht groß genug dazu, und weil er mich nicht begreifen könnte, würde er

<sup>1)</sup> Ich verdanke diese Notiz einer gütigen Mitteilung Prof. Dr. K. Gampes, Heidelberg. — Bezeichnenderweise hat C. F. Meyer die stoische Lehre auch in seinem letzten vollendeten Werke, in der *Angela Borgia*, berührt, wo der greise Lehrer Mirabili sie dem geblendeten Giulio nahebringen will, „Zeno, Epiktet und vor Allen den Kaiser mit dem Philosophenbart, den göttlichen Marc Aurel“.



einen Haß auf mich werfen — jetzt, da ihn Mißgeschick und Alter argwöhnisch zu machen beginnen. Und dann, wer bin ich, um in das Weltgeschick einzugreifen? Darf das ein Sterblicher? Nein, ich hüte mein Geheimnis, komme, was da kommen muß!" (Fragment M).

Die merkwürdige Stelle, merkwürdig als Versuch, die Tragödie der Mißverständnisse und Verlehnungen auch über die Seite des Kanzlers auszubreiten, drückt selbstverständlich nicht das Urteil des Dichters und nicht das Schema aus, wonach er Friedrich zu charakterisieren suchte: er konnte ihn mit Mißtrauen, schmerzlicher Enttäuschung, Anfällen von Grausamkeit zu belasten beabsichtigen, aber nicht mit Kleinlichkeit und geistigem Zerfall, ohne ihn völlig zu „entadeln“. Warum sollte der Kaiser, wenn er nicht beschränkten Geistes ist, Vinea nicht verstehen? Vineas Gedanke ist ja höchst einfach und erfordert keinerlei außergewöhnliche Geisteskräfte. Und Friedrich besaß außergewöhnliche Geisteskräfte.

Auch hier dürfte Betsy wieder über die Absichten des Bruders hinausgegriffen haben: „Dann sprach er (Meyer) von der Charakterentwicklung des Kanzlers Petrus von dem Punkte an, da der Kaiser sich innerlich empört gegen die Zumutung, seine Macht zu beschränken, um sie zu stärken. Von dem Punkte an, da er den Italiener, um seines Rettungsplanes willen, zu hassen beginnt; da er den Abfall der italienischen Untertanen ahnt und Verrat wittert. C. F. Meyers Friedrich II überliefert sich seinem Schicksal, wo er im entscheidenden Augenblick kleinlich mißtraut. Hier beginnt er unaufhaltsam zu sinken. Von Argwohn gelähmt, hat er nicht mehr die Kraft, nach dem vor ihm schwebenden leuchtenden Gebilde der germanischen Kaiserkrone zu greifen. Er glaubt nicht daran, und es versinkt wieder in Jahrhunderte dauernde Nacht. Mit ihm versinkt das seinen Beruf verkennende Geschlecht der Hohenstaufen“ (a. a. O. 237). Dagegen (S. 242): „Aus diesem Kaiser Friedrich sollte eine Herrschergestalt von genialer Größe werden.“

Es darf füglich bezweifelt werden, daß diese Umbildung des geschichtlichen Friedrich und das von Betsy mitgeteilte Raisonnement vom Dichter selbst herrühre. Abgesehen davon, daß Friedrich zur Zeit des Lyoner Konzils den Abfall der italienischen Untertanen nicht erst ahnte, sondern längst erfahren und bekämpft hatte, wo ist in den Fragmenten, Planskizzen oder Briefen auch nur der geringste Anhalt dafür gegeben, daß im Angelpunkt der Vineatragödie der Plan Friedrichs hätte stehen sollen, das imperium romanum deutscher Nation gegen eine

germanische Kaiserkrone zu vertauschen, daß Mißtrauen und Schrecken über Vineas „Geheimnis“ zur Verlehnung dieser Aufgabe und zum Untergang des ganzen Hohenstaufengeschlechtes hätten führen sollen? Betsy hoffte offenbar, durch diesen dem Dichter zugeschriebenen Gedankengang die Einführung Konradins rechtfertigen und eine Verbindung der durch ihn angedeuteten historischen Perspektive mit dem Vinea-drama herstellen zu können, die es nicht gab und nicht geben konnte.

Aber wenn auch der Dichter den Kaiser endgültig kaum soweit herunterzudrücken gedachte, daß er der Größe und Genialität verlustig gegangen wäre, die ihm die Geschichte zugesteht und die allein dazu lockten, ihn, wie ursprünglich beabsichtigt, zur dominierenden Gestalt des Werkes zu machen, so ist doch nicht zu verkennen, daß das künstlerische Interesse Meyers mit der wachsenden Entwicklung seines Stoffes sich mehr und mehr dem Kanzler zuwandte und daß dieser vor den Kaiser trat. Von den aufrechten und eindeutigen Gestalten eines Hutten, eines Schadau, einer Gertrude, einer Gufte Leubelsing usw. ebte seine Künstlerneigung immer wieder zurück zu den problematischen, fragwürdigen, verdunkelten. So mag auch Vinea, wie Betsy versichert (S. 243), sein Liebling geworden sein. Allerdings nannte der Dichter vor Kögel auch Friedrich II einen Rätselmenschen; vielleicht aber meinte er das mehr im historischen als im psychologischen Sinne. Und die Fülle der geschichtlichen Tatsachen engten ihm die Ausgestaltung der Kaiserseele ein, wogegen die Dunkelheiten der Vineaüberlieferung der erfindenden Phantasie Anregung und freies Feld gewährten. Sein Teil an der Bevorzugung Vineas mag auch Dante haben, bei dem er vor allem auf das Moment aufopfernder Dienertreue traf:

fede portai al glorioso ufizio  
tanto ch'io ne perdei lo sonno e i polsi.

Unerörtert mag hier bleiben, ob sich in der eigenen psychischen Entwicklung Conrad Ferdinand Meyers, in den langsam reisenden Krankheitskeimen der auslaufenden achtziger Jahre, ein weiterer Grund seiner Vorliebe für anormale oder doch problematische Charaktere denken läßt.

c) Die Becherzene. Es ist selbstverständlich, daß die Ausgestaltung der Charaktere in derjenigen Szene ihre Vollendung erfuhr, in welcher, wenn auch kein eigentlich tragischer Abschluß, so doch das Ende Vineas erreicht wurde: in der Becherzene, die als V Akt zu dem

Frühern hinzugewonnen wurde und die dritte große Neuerverbung der spätern Vineaatragödie darstellt. Auch sie ist nicht ausschließlich Erfindung des Dichters, nicht völlig von der historischen Tradition losgelöst.

Nach einer Erzählung des Matthäus Paris berichtet Raumer (IV 224 ff): „Friedrich erkrankte, und Peters geschickter Arzt bereitete ihm Arznei. Da sagte der Kaiser, heimlich gewarnt: „Freunde, meine Seele vertraut auf euch. Ich bitte, nehmet euch in Acht, daß ihr mir nicht Gift statt Arznei geben möget“. Hierauf antwortete Peter: „o Herr, wie oft hat euch nicht mein Arzt heilsame Arznei gereicht! warum fürchtet ihr jetzt?“ Friedrich aber, finster blickend, sagte zum Arzte: „trink und gib mir die andere Hälfte!“ Dieser, des Frevels sich bewußt, tat, als stoße er mit dem Fuße an, fiel nieder und vergoß das Getränk. Nur ein Weniges blieb übrig, aber auch dies Wenige tötete noch Verbrecher, denen man davon zu trinken gab. Als dem Kaiser so der Verrat klar geworden, ergriff ihn ein unermesslicher untröstbarer Schmerz, und es war herzzerreißend, als er, auf Erden so hochgestellt, so hoch bejährt und sonst so unerschütterter, bitterlich weinte und die Hände ringend ausrief: „wehe mir! wenn die Nächsten so gegen mich wüten, wem darf ich noch vertrauen? Wie kann ich irgendwo sicher, wie kann ich jemals wieder froh sein?“ Peter aber, der ungeheuern Schuld sich bewußt oder verzweifelnd, daß es ihm an Mitteln fehle, seine Unschuld zu beweisen, rannte, als man ihn im Gefängnisse allein ließ, mit dem Kopf gegen die Mauer, daß er starb.“

Es ist auffallend, daß sich von der Becherzene in der Expositionsflizze noch keine Spur findet, obwohl der Dichter seinen Raumer schon sehr früh und ausgiebig benützt hat <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> „Der breite Schwäger Raumer (Hohenstauffen) ist mir sehr dienlich,“ schrieb er schon am 12 November 1881 an Rahm. Das belegen auch andere Jagdzüge seiner Muse bei Raumer. Daß er bei ihm das Motiv zu seinem „Nicola Pesce“ fand, wurde schon von anderer Seite festgestellt. (Dr. Elis. Speyer „Die deutschen Kaiser in der Dichtung C. F. Meyers“ im Archiv f. d. Studium der n. Sprachen und Lit. herausgegeben von Brandl u. Morf 133 S. 45 ff). Beinahe wörtlich nahm er das von Raumer geschilderte Kugelspiel der Sarazeneninnen herüber, das in Fragment M benutzt und ausführlicher in jenes frühe Fragment der „Richterin“ untergebracht wurde, das unter Friedrich II in Sizilien spielt und das auch sonst noch ganze Partien aus Raumer verwendet.

Übrigens zeigen der dritte und vierte Band des mir vorliegenden Exemplars des Raumer'schen Hohenstauffenwerkes aus der Zürcher Stadtbibliothek an all den für den Dichter in Betracht kommenden Stellen am Rande Tintenstift- und Bleistiftstriche, die wohl von seiner Hand herrühren könnten. Wenn auch dieses Exemplar der Stadtbiblio-

Nicht ohne Belang ist die Frage nach den Änderungen und Umgestaltungen, die er mit der Raumerschen Becherzene vornahm. Sie ist in keinem der Fragmente ausgeführt — begreiflich, da diese alle nur Anfänge des I oder II Aktes oder Kapitels sind. Bleiben also nur die Planskizzen Kögels und Freys <sup>1)</sup>.

Kögel: „Der Bruch trägt sich so zu. Der Kaiser ist unpäßlich. Vigne läßt ihm einen Trank geben, der ihn heilen soll. Aber Friedrich wagt nicht, den von Vigne kommenden Trank zu trinken. Da erhebt sich der Kanzler in Entrüstung: „Ich habe so lange Jahre für dich gewacht, gesorgt, gearbeitet und erhalte als Lohn diese Kränkung. Trinke den Trank!“ Aber Friedrich mißtraut, stößt den Becher von sich, so daß er umrollt und der Wein über den Tisch hin verschüttet wird. Dieser Trank war kein Gift. Die Entfremdung ist nun da, Vignes Untergang unvermeidlich. Er findet ihn auf würdige Weise. Der Kaiser ist wieder krank. Von der Äbtissin eines Klosters, die in päpstlichem Solde steht, kommt ihm ein Heiltrank. Friedrich will ihn trinken. Vigne steht in einer Nische, tritt hervor und sagt: „Trinke ihn nicht, Kaiser, es ist Gift!“ Friedrich, der verdüstert, grausam geworden ist, will einen gefangenen Lombarden, einen Rebellen, den Trank vorkosten lassen. Der sagt empört: „Töte mich, wenn Du willst, aber Dir vorzukosten, kannst Du mich nicht zwingen.“ Vigne beschwört den Kaiser, solche Grausamkeit nicht zu begehen. Der Kaiser gerät in Zorn, gibt Befehl, den Lombarden sofort hinzurichten. Da tritt Vigne dazwischen: „So sollst Du dich nicht selbst

theil erst 1886 oder 1887 geschenkt wurde, während der Dichter laut Mitteilung an seinen Vetter sich einen Raumer im Dezember 1879 und wieder im April 1882 von der Stadtbibliothek holen ließ, so steht nichts der Vermutung im Wege, daß er 1887 (vgl. Brief an Haessel) neuerdings und gerade, als er nach einer Neugestaltung der Dineatragödie rang, zu Raumer griff und sich jetzt alles Zweckdienliche anstrich.

<sup>1)</sup> Betsy Meyer versichert allerdings (a. a. O. S. 239): „Eine zusammenfassende Schlussszene, die damals (als ihr der Bruder die Fragmente vorlas, Sommer 1891) wohl auch im Manuskript vorhanden war, schwebt mir in kräftigen Zügen und Farben vor.“ Doch hat sich eine Schlussszene von des Dichters Hand bis jetzt nicht gefunden, und ich wiederhole meine Überzeugung, daß er beim Ausbruch seiner Krankheit keine noch brauchbaren Bruchstücke usw. seiner unvollendeten Arbeiten verbrannt hat, sondern lediglich Vorarbeiten oder Verworfenes. Die Erinnerungen der Greisin waren hinsichtlich des letzten Jahrzehntes vielfach unsicher geworden. Sie wagt daher auch nur zu sagen, die Schlussszene sei wohl im Manuskript vorhanden gewesen. Vermutlich schwebte ihr die mündliche Erzählung des Bruders oder eine (wenn nicht beide) der Planskizzen vor, als sie die betreff. Partie niederschrieb, die ohne die gedruckten Hilfen, soweit es sich um den Inhalt der Dineadichtung handelt, wahrscheinlich sehr dürftig ausgefallen wäre.

besudeln, ich werde den Becher für dich kosten". Es ist Opferung, denn er weiß, daß es Sift ist. Er trinkt und sinkt tot um."

Frey: V Akt. „Der Kaiser ist geschlagen und todmüde. Vinea bringt ihm einen nervenstärkenden Trank, aber der Kaiser mittert Sift und stößt ihn um. Vinea lodert zornig auf, daß er, der Jahrzehnte lang für den Kaiser gearbeitet, geforgt und gewacht hat, diese Kränkung erleben muß, und tritt empört auf die Seite. Ein Sarazene der kaiserlichen Leibwache erscheint mit einem Trank der Äbtissin eines Klosters, in welchem die Szene vor sich geht. Diese Äbtissin ist keine andere als die Schwiegertochter Friedrichs, die Witwe Heinrichs VII; sie haßt ihren Schwiegervater tödlich als den Verderber ihres Satten. Der Kaiser greift arglos nach dem Trunkte, aber Vinea eilt aus seiner Nische hervor und warnt: „Kaiser, es ist Sift!“ Friedrich, den Alter und Mißgeschick verdüstert und grausam gemacht haben, läßt einen gefangenen lombardischen Empörer hereinführen, damit er den Trank versuche. Der Lombarde will lieber den Tod erleiden, als von dem Trank genießen. Vinea beschwört den Kaiser, nicht auf seinem Befehl zu beharren; der ergrimimte Hohenstaufe befiehlt die sofortige Hinrichtung des störrischen Lombarden. Vinea, der als Stoiker schon lange Selbstmordgedanken getragen, will dem Kaiser ein Verbrechen ersparen. Er reißt den Becher an sich, von dem er weiß, daß er Sift enthält, leert ihn und stürzt zusammen."

Die beiden Skizzen zeigen untereinander und zu Raumer wohlüberlegte Differenzen und Abweichungen. Bei Kögel, der Raumer noch etwas näher steht, läßt Vinea dem Kaiser einen Trank geben; bei Frey bringt er ihn selbst. Die in päpstlichem Solde stehende Äbtissin Kögels wird bei Frey mit Margarita identifiziert. Bei Kögel ist der Kaiser einmal unpäplich, dann krank; bei Frey todmüde und geschlagen. Die doppelte Erkrankung des Kaisers gab der Dichter wohl auf, einmal um die Wiederholung zu vermeiden, sodann aber vielleicht, um die Katastrophe beim Kaiser lediglich auf psychische Momente zu gründen — die Entwicklung vom ersten Befremden bis zum äußersten Mißtrauen sollte ungebrochen durchgeführt werden. Überall sollte Vinea auf Kosten des Kaisers gehoben werden; daher bringt er den Heiltrank selbst, und das Mißtrauen des Kaisers trifft nur ihn allein. Auch die Einführung Margaritas an Stelle irgend einer vom Papst besoldeten Äbtissin war wohl berechnet: an Stelle der politischen Intrigue trat die private Rache; überdies gab die Wiedereinführung der Margaritatragedie in der Freyschen Skizze Anlaß genug, Margarita im letzten Akt wieder auftreten und

die Katastrophe, wenigstens äußerlich, herbeiführen zu lassen. Bei Kögel steht davon kein Wort.

Nicht minder bemerkenswert sind die Abweichungen beider Skizzen von Raumer. Ob der Arzt auch bei Kögel ausgeschaltet sein sollte, ist fraglich; bei Frey ist er es. Bei Raumer stößt er den Becher um; in den beiden Skizzen nicht Vinea, wie man erwarten sollte, sondern der Kaiser, obwohl ihm damit ein Zug kleinlicher List und Verstellung zugeteilt wird, der nicht zu seinem Charakter paßt. Bei Raumer wird der Rest des verdächtigen Trankes einfach Verbrechern gegeben, die denn auch daran sterben. Das ist nun nach den Sitten und Anschauungen des Mittelalters durchaus nichts Ungewöhnliches. In den beiden Planskizzen Meyers soll ein gefangener lombardischer Rebell vorkosten: wenn durch dieses Verfahren der Kaiser mit außergewöhnlicher Grausamkeit belastet, Vinea durch außergewöhnliche ethische Feinfühligkeit gehoben werden sollte, so würde das voraussetzen, daß in der Gesetzgebung Friedrichs II ein außergerichtliches Todesurteil des Kaisers sonst ausgeschlossen oder doch gemeine und politische Verbrecher verschieden beurteilt und bestraft worden wären. Eine ebenso moderne Auffassung wie die Geheimnistendenz Vineas! Vielleicht beabsichtigte aber auch der Dichter einen bloß angeklagten, noch nicht überwiesenen Rebellen einzuführen, so daß die Grausamkeit Friedrichs — und diesen Zug verlangte die künstlerische Anlage des fünften Aktes durchaus — noch gesteigert erschien.

Aus gleichem Grund und weil Vinea als dem unschuldig Schuldigen Mitleid und Sympathie des Hörers zugelenkt werden sollten, nicht dem Kaiser, hat Meyer von der erschütternden Erzählung bei Raumer keinen Gebrauch gemacht, daß Friedrich weinend unter der gehäuften Untreue seiner Nächsten und dem Gefühl seiner Vereinsamung zusammenbricht: wie menschlich und warm hätte dieser wahrhaft tragische Schluß angemutet! Aber er bedingte allerdings eine andere Auffassung Vineas und setzte als tragischen Helden diesen an die zweite, den Kaiser an erste Stelle.

Die auffallendste Abweichung von Raumer und überhaupt die merkwürdigste Erfindung der spätern Vineatragödie außer dem „Geheimnis“ ist die Verdoppelung und Umkehrung der Becherzene, die im Streben nach einer gewissen Symbolik und nach Verstärkung des Tragischen wurzeln mag.

Das Motiv einer Becherzene, ein altes Balladenmotiv, lag Meyer überhaupt nahe. Es findet sich in der dem Vinea vorausgegangenen

und mit ihm durch mancherlei Fäden verknüpften „Richterin“, findet sich unter den Kapitelüberschriften des „Dynasten“. Schon das Studium der Geschichte der Borgias mag es ihm entgegengebracht haben: zwei vertauschte Becher sind das Thema des vor 1870 entstandenen Gedichtes „Cäsar Borgia“ („Romanzen und Bilder“ S. 60): der Vater wie der Sohn erwischen die andern zugeordneten Siftbecher.

Ein eigentümlicher Sinn für imaginäre Vorgänge, welche die in der Wirklichkeit sich vorbereitenden oder geschehenden bedeuten, andeuten, künden sollen, läßt sich in Meyers Erfindungen verfolgen. Er war dem abnorm Veranlagten auch im Leben nicht fremd und steigerte sich beim Beginn seiner Krankheit in beängstigender Weise. Auch Betsy hatte davon ein reichliches Teil. Im „Descara“ und „Dynast“ spielt eine bildliche Darstellung diese Rolle, ein Amulett in der gleichnamigen Novelle, wo eine Umkehrung der Wirkung besteht; eine gespenstische Symbolik geht in der Euphemiaszene von der flackernden und erlöschenden Flamme aus, und etwas Ähnliches mag zur Verdoppelung der Becherzene getrieben haben: die Verwechslung des giftigen mit dem ungiftigen Becher war ein Symbol der berechtigten und unberechtigten, grundlos wechselnden, ein Verhängnis ahnenden und es dadurch herbeiführenden Stimmungen des Kaisers. Er und Vinea sollen als solche erscheinen, die ein unvermeidliches Geschick in das mörderische Netz treibt.

Ein vorzügliches Balladenmotiv! Der ganze fünfte Akt ist eine Ballade. Aber er ist eben darum kein dramatischer Schluß. Vineas Leiche ist eine Balladenleiche. Ist der Tod eines Schuldlosen — denn das sollte Vinea im fünften Akt sein — um des Mißtrauens eines Andern willen das tragische Ende einer Tragödie?

Doch wohl nur dann, wenn der Tote dieses Mißtrauen nicht bloß veranlaßt, sondern auch wirklich verschuldet hat, wenn er auch den Andern in ein wirkliches Verhängnis mithineinreißt.

Es ist kaum wahrscheinlich, daß die an und für sich schöne und ergreifende Erfindung: Vinea leert den Siftbecher, um den Kaiser vor Schmach zu bewahren, durch einen Zug Dantes hervorgerufen wurde. Die beiden vielleicht absichtlich dunkeln Zeilen

„credendo col morir fuggir disdegno,  
ingiusto fece me contra me giusto“

heißen im Sinn der vordantesken Tradition über Vinea gewiß nichts anderes als: Ich, der ich gegen Andere stets gerecht war, habe mich

Unschuldigen selbst getötet, um der Schmach der Verläumdung und Strafe zu entgehen, aber vergeblich. Bezieht man nun aber „disdegno“ auf den Kaiser, so hat man sozusagen das ganze Programm der Wendung, die Meyer dem Selbstmord Vinea gibt: „Ich, der stets Gerechte, hoffte der Schmach (des Kaisers) durch meinen Tod zu wehren, ungerecht gegen mich Schuldlosen.“ Sollte der Dichter durch Dantes Rätselwort den ersten Keim seiner Erfindung empfangen, sollte dieses Wort seine grüblerische Ethik so lange beschäftigt haben, bis sich ihm diejenige Wendung bot, welche ihm erlaubte, Dantes Zeilen zur Schlußformel seiner Vineaatragödie auszubilden?



## V. Teil.

### Die unüberwindlichen Schwierigkeiten des Stoffes.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß weder die gegen einander eingesetzten Charaktere und seelischen Hebel, noch die äußere Handlung und die ganze Architektur des Vineadramas, wie es durch die Frey'sche Planstizze vertreten ist, einen tragischen Schluß, von dem aus allein über die Qualitäten eines dramatischen Stoffes entschieden werden kann, organisch und naturnotwendig aus sich hervortreiben konnte. Ein nicht ausgleichbarer Bruch kauft

- a) zwischen den historischen und erfundenen Elementen der Charaktere Vinea und auch des Kaisers,
- b) zwischen den Charakteren dieser Hauptpersonen und ihrem Handeln.

Am schwerwiegendsten und verhängnisvollsten wurde die Mischung des historischen mit dem freierfundenen Vinea. Jener steht im ersten, dritten und vierten Akt als hochgradig Verdächtiger und direkt Schuldiger, dieser im zweiten und fünften als verkannter Unschuldiger da. Dort entwickelt sich die Handlung an seinem Verhalten, hier steht sie still infolge seiner Passivität. Derselbe Vinea, der zu so scharfen Maßregeln gegen den gefangenen Heinrich VII geschürt hat, daß dieser Selbstmord begeht; derselbe Vinea, der mit Anjou und dem Papst verräterisch



zettelt, brütet in II ehrlich gemeint an einem Resignations- und Weltfriedensplan; der Verräter an seinem Herrn ist von so empfindlichem Rechtsgefühl für diesen Herrn, daß er den Mord an dem Rebellen nicht erträgt, obwohl der Kaiser nicht einmal wissen kann, ob der Zwang vorzukosten, wirklich ein Mord ist, da er ja nicht weiß, ob der Becher wirklich Gift enthält. Er, der den Gehorsam verweigert, wenn es gilt, durch Übernahme der Lyoner Gesandtschaft (III) die Rettung des Kaisers zu wagen, der (IV) keine Hand mehr in dem großen Entscheidungskampf für den Kaiser rührt, tötet sich, damit Friedrich durch den Befehl an den Rebellen nicht sich „selbst befudle“. Und der Getreue, der jahrelang für seinen Herrn gearbeitet, gesorgt und gewacht hat, schweigt aus Feigheit, wenn er eine Rettung sieht? Hier führen keine Brücken von einem zum andern Ufer — der eine Vinea kann nicht zugleich der andere sein.

Die Geschichte weiß keine Antwort auf die Frage, ob Vinea ein Verräter an seinem Herrn war; der Dramatiker war verpflichtet, sie zu geben. Und diese Frage durfte nur ja oder nein lauten. Die Epik mag einen problematischen Charakter ertragen, über dessen Schuld oder Nichtschuld sich der Dichter nicht schlüssig machen oder doch nicht bestimmt äußern will; das Drama erträgt eine solche Gestalt nicht. Unschuldige Schuldige gibt es da nur, wo der Unschuldige durch ein außer seinem Willen stehendes unbekanntes Verhängnis schuldig wird: Oedipusgeschick. Ist Vinea dem Kaiser wirklich ehrlich ergeben und glaubt er an die Möglichkeit der Realisierung seines Vorschlages, so muß er ihm diesen auf jede Gefahr hin mitteilen. Seizwungen tut er dies schließlich. Und der Kaiser mißtraut ihm von Stund an völlig. Für den historischen Vinea des ersten, dritten und vierten Aktes, d. h. für den klugen, welt erfahrenen Staatsmann und Politiker der Geschichte, ist das Zögern nur möglich, wenn er sich der verräterischen Spitze des Geheimnisses bewußt ist. Er muß wissen: 1) eine Rettung des Kaisers ohne das Geheimnis ist nicht ausgeschlossen, wenn die bisherige aktive Politik bis zum Äußersten konsequent durchgeführt wird, vorausgesetzt, daß der Kaiser nicht selbst versagt; 2) der Kaiser würde sich dem Plan nicht versagen, wenn er realisierbar wäre; 3) der Plan ist nicht realisierbar; denn abgesehen davon, daß er dem Charakter und der bisherigen Politik Friedrichs widerstreitet, der Papst würde nie darauf eingehen, und die übrigen Mächte würden die Situation ausnützen. Also ist ein solcher Vorschlag Verrat: er würde nur gemacht, um den Kaiser zur Reali-

fierung zu bewegen, und diese Realisierung wäre sein Verderben. Der erfundene Dinea des II Aktes, des Geheimnisses, dagegen kalkuliert: ich müßte eine Rettung, aber ich wage sie nicht zu offenbaren; denn der Kaiser versteht sie nicht aus Kleinlichkeit und Egoismus. Dieser Dinea glaubt also an sein Geheimnis? er ist kein Verräter? Dann fehlt es ihm am Verstand, und sein ganzes Raisonnement bewegt sich in einem *circulus vitiosus*: wenn der Kaiser kein Verständnis für das Geheimnis hat, so wird er es für ein leeres Hirngespinnst ansehen, das keine Realität in sich schließt und also auch keine Gefahr; dann wird er kein Mißtrauen schöpfen, und der Grund des Verschweigens und der Angst fällt dahin. Ist aber die feige, sophistische Selbstbeschwichtigung („er würde mich doch nicht verstehen“) des Kanzlers falsch, dann muß er glauben, der Kaiser werde das Projekt für realisierbar halten. Dann muß er es, wenn er selbst daran glaubt, doch erst recht sagen. Freilich, der ganze Gang der Handlung ließe dahin, wenn der Kaiser den Plan für ein bloßes Hirngespinnst hielte. Er muß ihn also für eine wirkliche Gefahr ansehen — er wittert Gefahr, und der „schuldlose“ Dinea ist ein Verräter.

Diese Schwierigkeit ist unlösbar: es soll etwas kein Verrat sein, was unter allen Umständen ein Verrat ist. Wo man auch diese Frage ansagt und in ihre Konsequenzen verfolgt, man gelangt zu keinem Schluß. Vor allem zu keinem tragischen Schluß, ganz abgesehen von dem befremdenden Eindruck, daß der „schuldlose“ Dinea stirbt, der Kaiser aber, der ihn durch sein Mißtrauen in den Tod getrieben hat, sich nur „erschüttert abwendet“. Auch die stoische Lebensverachtung Dineas ändert daran nicht viel. Sie ist eine bloße Hilfe, die nur die Hilflosigkeit des Motivs zeigt.

Dazu kommt nun noch, daß der Verlauf der historischen Begebenheiten, die den dritten und vierten Akt füllen, außer allem Zusammenhang mit Dineas Plan zu stehen scheint. Solange er keinen Schritt tut, seinen Vorschlag in das rollende Rad der Geschichte zu werfen, macht er den Eindruck eines unglückseligen Ideologen, der im Begriff steht, die Grenze des Verrates zu überschreiten. Er würde sie überschreiten, wenn er Anjou oder dem Papst Mitteilung von seinem Plan des kaiserlichen Verzichtes machte. Wäre das der Sinn seiner Verhandlungen mit den Beiden, so wäre hier wohl eine Verknüpfung des historischen mit dem erfundenen Dinea möglich gewesen; aber es wäre ein Verratsversuch von so ungeheurerlicher Ungeschicklichkeit geworden,

daß der Dichter die historischen Möglichkeiten vorzog, wie sie im III und IV Akt angedeutet sind und mit dem Geheimnis wohl nichts zu tun haben. So blieb die Kluft zwischen Akt II, dem Geheimnis, und den nachfolgenden Akten wahrscheinlich bestehen. Das Geheimnis wurde eingesetzt, um das fressende, zur Tragik treibende Mißtrauen des Kaisers wachzurufen; dann fällt es ganz aus dem Stück heraus, und es fehlt von nun an, soweit das vorhandene Material einen Einblick gestattet, ein eigentliches Kampfobjekt, eine deutlich erkennbare Reibungsfläche zwischen Kanzler und Kaiser.

Ebenso wenig ließ sich ein Zusammenhang zwischen den beiden später erfundenen Akten, die den ursprünglichen, historischen, zugefügt waren, zwischen dem zweiten und fünften Akt, unter sich herstellen: das Geheimnis bedingt die Becherzene in keiner Weise. Auch wer vom Drama nicht verlangt, daß es ein mathematisches Exempel sei, wird doch auf einen Zusammenhang von Schuld und Sühne nicht ganz verzichten. Aber Vinea sollte ja kein Verräter, sollte nicht entadelt sein. Es sollte eine Probe auf seine Treue, nicht auf seinen Verrat gefunden werden. Und doch — „mein Stoff ist der Verrat des Pier delle Vigne“.

Die Erklärung des unlösbaren Widerspruches dieses Tragödienplanes ist nicht bei der versagenden Einsicht des Dichters zu suchen. Er hat ihn zweifellos erkannt und deshalb den schmerzlichen, vielleicht den schmerzlichsten Verzicht seines Lebens vollzogen, den Verzicht auf die Hohenstaufentragödie, die er seit Jahrzehnten im Herzen trug und die sein vollendetstes Werk werden sollte. Der Weg zur Erklärung führt zu den tiefsten seelischen Bedürfnissen des durch die herannahende Krankheit und die Greuel der Borgianovelle erschütterten Gemütes: den Dichter verlangte nach sympathischen, menschlichen, milden Charakteren. Deshalb sollte Vinea der Getreue, der Märtyrer seiner Treue, der Vornehme, der Idealist werden, der er nicht werden konnte; deshalb zog es den Dichter nach der Angela zum Komtur, der ihm menschliche Milde versprach. Zu diesen persönlichen Stimmungen kamen moderne soziologische Friedensideen, die Sehnsucht nach einem Reich der Gerechtigkeit auf Erden, die den alternden Dichter tief bewegten. Schon aus der dritten Auflage der Gedichte, 1887, also zur Zeit, wo er in dem Abrüstungsvorschlag Vineas die natürlichste Lösung des Verratsproblems gefunden zu haben glaubte, tröstet das verheißungsvolle

## Friede auf Erden.

Doch es ist ein ew'ger Glaube,  
 Daß der Schwache nicht zum Raube  
 Jeder frechen Mordgebärde  
 Werde fallen alle Zeit;  
 Etwas wie Serechtigkeit  
 Webt und wirkt in Mord und Grauen,  
 Und ein Reich will sich erbauen,  
 Das den Frieden sucht der Erde.

Ein ähnliches Gefühl, Sehnsucht nach versöhntem Geschick, scheint den Dichter auch über die Bedenken hinweggehoben zu haben, die sich gegen die Nachricht von der Geburt Konradins als letzten Ausklang der Vineastragödie bei ihm melden mochten: ihm war sicherlich bewußt, daß die Perspektive auf diesen Enkel mit dem Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler so wenig zu tun hatte als die Gefangennahme Enzios und anderes vorangegangenes Mißgeschick, ja noch weniger. Denn jene Schicksalsschläge konnten immerhin das Verhalten des Kanzlers bestimmen; doch Konradins Geburt macht weder den toten Kanzler wieder lebendig, noch hatte sie vorläufig für den Kaiser irgend eine andere Bedeutung als die einer Freude nach Leid. Aber: „Ich dachte mir“, vertraute mir der Dichter, „wie ein gleichsam verfahrenes und verpfushtes Leben durch die Fügung wieder eingereicht werden kann“.

Ein befriedigender tragischer Schluß war selbst dann nicht erreichbar, wenn Meyer den Kanzler auch ohne die Zutat des Geheimnisses so übernommen hätte, wie ihn die Geschichte bot. Er hätte dann freilich sich auf die Seite derjenigen Erzähler stellen müssen, die an seinen Verrat glauben; ihm wäre gestattet gewesen, seinen Friedrich II ohne Verminderung und Verkleinerung so schildern zu dürfen, wie er seiner frühen Begeisterung vorsehwebte — aber ein entlarvter und bestrafter Verräter ergab keine Tragödie.

Am Beginn der Vineastragödie steht der Tod, „vielleicht Selbstmord“, Heinrichs VII, im zweiten Akt der Tod Euphemias, im fünften der Selbstmord des Kanzlers. Doch kein Anzeichen deutet darauf hin, daß der Tod Heinrichs VII mit der spätern Handlung etwas zu tun hat: er ist ein die Stimmung des Kaisers gegen den Kanzler offenbarendes und steigendes Akzidens, dem keine Folge gegeben wird, woraus keine Handlung erwächst; nicht etwa ein langsames tragisches Anlichtziehen vergangener Untat, die, ein wucherndes Krebsgeschwür, den Täter ver-

dirbt, wie Ibsen in Rosmersholm oder die Antike im Ödipus einen tragischen Organismus schafft. Meyer hat Heinrich VII vielleicht auch deshalb eingeführt, um Margarita, die nach dem Tod Euphemias die einzige weibliche Rolle vertritt, nicht aufgeben und das Motiv der Heinrich-Margaritatragedie mit seinen dramatisch dankbaren Szenen nicht völlig fallen lassen zu müssen.

Da er, und auch das mag dem Streben, den Kanzler nicht zu entadeln, entsprungen sein, das Eifersuchtsmotiv ausschalten wollte, so blieb keine Veranlassung, Euphemia leben zu lassen. Die rührende Gestalt schwindet, nachdem sie die Neugier des Kaisers auf das Geheimnis erregt hat, ebenfalls aus Zusammenhang und Handlung des Stückes bzw. der Novelle; wenigstens zeigt sich weder in den Fragmenten noch in den beiden Planskizzen etwas von dem „fortwirkenden Einfluß“ Euphemias, wovon Betsy berichtet, und er ist auch durch keine Hypothese wahrscheinlich zu machen. Betsy (a. a. O. S. 235 und 244 ff) versichert: „Er (der Dichter) dachte sich die Erinnerung an die gestorbene Euphemia als einen bis zum Ende fortwirkenden Einfluß. Ich sehe in der Frau des Kanzlers das Bild jener Liebe, die immer selbstloser wird und zugleich immer scharfsichtiger für die Gefahren derer, die sie behüten möchte, einer Liebe, die noch unter der dunklen Pforte sich umwendet, um warnend zurückzuwinkeln. Euphemia als Erinnerung bleibt zwischen dem Kaiser und dem Kanzler stehen. Tröstlich diesem und zum Ausbarren mahnend, jenem aber widerwärtigen Andenkens. Der Kaiser wird auch die sterbende Euphemia jetzt beargwöhnen, ihr Bild wegschieben oder wegwerfen. Dies veränderte Verhältnis des Kaisers zu der Toten würde eine Verschärfung der seelischen Leiden des Kanzlers darstellen. Doch ich wage keine Vermutungen.“

Wenn Betsy nicht auch hier über das hinausgreift, was ihr der Bruder wirklich mitgeteilt hat — und ihre Schlußwendung weckt diesen Verdacht —, so kann es sich nur um Absichten für die epische Bearbeitung handeln. In den dramatischen Plänen lassen sie sich schlechterdings nicht unterbringen bzw. belegen.

Betsy erinnerte die Gestalt dieser „lieblichen Scheidenden“ an die Mutter. Auch daraus läßt sich für Außenstehende kein neuer Zug für Euphemia gewinnen <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Übrigens irrte Betsy, wenn sie das epische Euphemiafragment verloren glaubte (S. 234). Es ist vorhanden (M) und schon bei Langmesser (S. 510 ff) abgedruckt.

Zu den Klippen der Friedrich-Vineatragödie gehörte auch eine auffallende Parallele zum „Heiligen“. Vielleicht für Meyers Künstlerschaft nicht zu den unvermeidlichen. Hier wie dort das Thema des Verhältnisses zwischen Herr und Diener, hier wie dort ein Verrat, der den Kanzler auf die Seite der Kirche zieht; allerdings, die Tochter Vineas, die an Grace erinnern konnte, wird ausgeschaltet, die Charaktere der Herrscher Heinrich II und Friedrich II sind grundverschieden, außer daß sie den gemeinsamen Zug des jäh ausbrechenden Zornes teilen. Aber je mehr Vineas sich vom Herzblut des Dichters nährt, desto mehr erwächst er zum Zwilling Bruder des Thomas a Becket, von dem C. F. Meyer einmal sagt, er habe ihn aus dem Eigensten gebildet. Und hier wie dort warf eine zarte Geschiedene — soviel mag von Betsys soeben erwähntem Bericht festzuhalten sein — unverwundenen Schmerz in die Seele des Kanzlers. Vielleicht hat diese Parallele dahin geführt, daß der Dichter in der Zeichnung der Liebe Vineas zu der Sterbenden und Toten schwankte und ihm in einem der Fragmente eine beinahe verächtliche Kälte leiht.

Noch einmal: gab es keinen Weg, aus dem Friedrich-Vineamotiv eine Tragödie zu gestalten? Die Formel, wie Meyer sie faßte, hieß: ein Machthaber besitzt einen treu ergebenen, klugen und bewährten Diener, gegen den er mißtrauisch wird, weil er ihm rät, von berechtigten Ansprüchen zurückzutreten, um seinen Segner durch Großmut zu einem gleichen Verzicht zu zwingen und so der Welt den Frieden zu geben; der Diener tötet sich, weil er dieses Mißtrauen nicht erträgt; der Herr „wendet sich erschüttert ab“. Man braucht die Formel nur so nackt herauszustellen, um die Unmöglichkeit dieser Tragödie einzusehen. Wie aber, wenn von allem Historischen völlig abgesehen, wenn auf die realen Verhältnisse keine Rücksicht genommen, wenn die Charaktere völlig frei und nur im Hinblick auf das tragische Ziel umgestaltet wurden? Wenn die Formel hieße: der Getreue weiß, daß der Segner seines Herrn sich zum Verzicht zugunsten des Weltfriedens bereit fände und daß diese einzige Rettung möglich ist; aber das Mißtrauen des Herrn zwingt ihn zu geheimen Verhandlungen; diese werden entdeckt, der Herr hält ihn für einen Verräter; er tötet sich, indem er das Geheimnis seines Endziels und die bereits errungenen Garantien ins Grab nimmt, aus Verzweiflung; der sich verraten glaubende Herr bricht unverzüglich gegen seinen Segner auf, wird geschlagen; der Segner entdeckt ihm voll Hohn den nahe gewesenen Abschluß des nun zunichte gewordenen Friedens, und

der völlig Gebrochene erliegt dem Gefühl seiner Schuld und Demütigung und stirbt.

Mit diesem Schema gerät man ins Märchen. Unmöglich, es auf den Friedrich-Vineastoff anzuwenden. Es müßte einen solchen welt-historischen Ausschnitt unerträglich verkleinern, wenn völlig erfundene Charaktere einfach mit historischen Namen drapiert, Situationen, die außerhalb der wirklichen Welt liegen, einfach auf historische übertragen würden; es wäre unausstehlich, einen Innocenz IV zu einem Weltfriedensengel — denn bei ihm läge die Entscheidung, nicht bei Friedrich oder Vinea —, einen Friedrich II zum beschränkten Anselbständigen, den weltflugen Realpolitiker Vinea zum abenteuernden Diplomaten zu machen und die Weltmachtfragen der Zeit, die von ihrem eigenen Gewicht vorwärtsgetrieben wurden, einfach abzustellen. Eine Wendung ins Märchenhafte würde die menschlichen Elemente, die allein zu ergreifen und zu überzeugen vermögen, fraglos ausschließen oder doch verkümmern.



## VI. Teil.

### Der Weg zur Epik.

Der Dichter hatte, übrigens nicht hier allein, den eigentümlichen Gedanken, den Stoff dramatisch und episch nebeneinander zu bearbeiten. Das blieb wohl ein Traum. Er hätte sich die Arbeit durch die Nötigung, in zwei diametral entgegengesetzten Richtungen, in zwei verschiedenen Stilen und unter sich teilweise widersprechenden Gesetzen zu komponieren, allzu sehr erschwert. Etwas anderes war es, eine epische Komposition in einzelne in sich konzentrierte, dramatisch empfundene Abschnitte zu pressen, wie er das meisterlich verstand; etwas anderes, einen dramatischen Gesamtorganismus neben der epischen Erzählung aufzubauen. Es hat ganz den Anschein, als ob die dramatischen Versuche das Frühere gewesen seien und als ob fast die unüberwindlichen Schwierigkeiten der dramatischen Bearbeitung zur epischen Form getrieben hätten. Aber wenn die dramatischen und epischen Fragmente auch nicht neben einander entstanden, so folgten die letztern einem Teil

der erstern jedenfalls rasch nach. Ein Zeugnis dafür, daß Meyer den dramatischen Plan (nach Betsys Erinnerung, S. 232, ganz neu gestaltet) bis zuletzt festhielt, bildet die Planskizze Freys. Die epischen Fragmente dürften dann 3. T. zwischen den dramatischen Fragmenten und dem 1891 neugeformten, aber nicht mehr in Angriff genommenen dramatischen Plan liegen, zum andern Teil jener mit September 1891 einsetzenden Arbeit angehören, von der Meyer an Haessel schreibt und die sich sehr wahrscheinlich mit dem epischen Dinea befaßte.

Keine Frage allerdings, daß die dramatische Durcharbeitung der letztgültigen epischen Gestalt zugute gekommen, der Gliederung und dem Zusammenschluß förderlich gewesen wäre.

Keine Frage aber auch, daß die Epik dem Dichter ganz anders als die Dramatik die Entfaltung seiner eigensten Vorzüge gestattet hätte. Mit Recht weist Betsy auf den Unterschied in der dramatischen und epischen Ausarbeitung einer und derselben Szene (S. 235): „Hier (im Drama) trat mir nun weder die Individualität des Dichters noch die drei dargestellten Personen so charakteristisch und ergreifend entgegen, wie in dem ersten, in den Rahmen der Novelle gehörenden Bilde. Diese Szene (es handelte sich um die Euphemiaszene) tat mir insofern wohl, daß sie mich ernüchterte und mich wieder in Fassung brachte. Der vorherrschende Eindruck war die Überzeugung, voraussichtlich würde die dramatische Ausarbeitung weit hinter der unvergleichlichen Novelle zurückbleiben, die der Dichter als sein letztes, geliebtes Werk der „Versuchung des Pescara“ an die Seite zu stellen verlangte.“

Die Schwierigkeiten des Zusammenschlusses, die Folgerichtigkeit aller Geschehnisse aus einem Punkt heraus, die strenge Architektur, all das stellte sich in der Epik weniger unerbittlich entgegen als im Drama. Und Einzelschönheiten, die der dramatische Zwang ausschloß, konnten ihre Stätte finden und die Charakteristik vor allem sich reicher entfalten.

Schwankungen der Charakterzeichnung in den erhaltenen Fragmenten mögen durch das Schwanken zwischen Drama oder Novelle begründet sein. Sie ergriffen, wie schon berührt, vorwiegend das Charakterbild Dineas. Aber auch unter den wenigen Zügen im Bild des Kaisers treten Differenzen hervor, besonders am Lager Euphemias. Diese ist direkt und in der Schilderung und dem Verhalten der beiden Männer gegen sie sehr verschieden gezeichnet. Und Ähnliches läßt sich von Heinrich VII und Margarita sagen; diese, einmal „von ziemlich rohen Zügen“, ein andermal



„ein auffallend schönes Weib“, macht dem Satten bittere Szenen, aber „sie war im Grunde ein gutes Weib und liebte ihn herzlich“. Nur zwei Züge ihres Charakters sind konsequent festgehalten, der tödliche Haß gegen den Kaiser und die Liebe zu ihren Kindern.

Wie stark, vielleicht stärker als in irgend einem andern Werk, in dieser Schöpfung die sensible Seele des Dichters sich gespiegelt haben würde, wie sie vor allem den Kanzler aus verborgenen Quellen des eigenen Wesens durchtränkt hätte — deutlich vernehmbar klingt z. B. aus seiner stoischen Ergebung der schmerzliche Verzicht auf das krankhaft erschütterte und entschwindende Leben des Dichters wieder — wir können es nur vermuten.

Eine Fülle von Schönheiten, von eigenartigen Eingebungen, von stimmungsvoller Schilderung, von feinsten psychologischen Erweiterung, von ergreifender Situation liegt über dem ausgebreitet, was uns von Conrad Ferdinand Meyers Hohenstaufenarbeit geblieben ist: von den frühen Heinrich-Margaritaszenen mit ihrer dramatischen Färbung zu der reifsten Frucht dieser dramatischen Versuche, den verklärten Euphemiaszenen; von dem prachtvollen Aufstieg des Kanzlers auf die kalabrische Burg bis zum Opfertod.

Aber alle diese Einzelschönheiten — und wie viele wären noch dazu gekommen, wenn Meyer der Abschluß seines Werkes vergönnt gewesen wäre! — hätten die angeborenen Mängel des Motivs nicht zu beseitigen vermocht. Diese Mängel hätten die Vinea-Tragödie vermehrt. Ob sie eine auf der Höhe der einzelnen Schönheiten stehende Vollendung der Novelle gestattet hätten? Große Künstler haben einen herrlichen Torso dem vollendeten Werk, das das Höchste zu versagen drohte, vorgezogen. Conrad Ferdinand Meyer hat das Schicksal diese Entscheidung aus der Hand genommen.



## VII. Teil.

Einordnung der Fragmente und  
Planskizzen.

Es sind drei Gruppen Fragmente zu unterscheiden:

- 1) Sieben Heinrich-Margaritaszenen: B, C, D, E, F, G, H.
- 2) Fünf Euphemiaszenen: J, K, L, M, N.
- 3) Zwei Kaiser-Vinea-szenen: O, P.

Zu 1 nehme ich das große ausgeführte epische Fragment, den Aufstieg des Kanzlers zu der Kalabrischen Burg und seine Begegnung mit Margarita. Alle diese Szenen sind zweifellos Anfänge.

Handelt es sich bei den Vineafragmenten ausschließlich um Anfänge des ersten Aktes oder Kapitels oder auch um solche des zweiten oder dritten Aktes resp. Kapitels?

Es ist zwischen den dramatischen und epischen Anfängen zu unterscheiden, die sich in der Aufeinanderfolge nicht ohne weiteres decken.

Nur für die Heinrich-Margaritagruppe (1) und die Euphemiasgruppe (2) sind dramatische Anfänge vorhanden, und zwar für die erstere zwei, für die letztere drei. Die Kaiser-Vinea-gruppe (3) weist nur zwei epische Stücke auf.

Die sämtlichen Stücke, dramatische und epische, der Gruppe 1 sind von Meyers Hand mit I, die epischen und dramatischen der Gruppe 2 mit II überschrieben. Eine solche Bezeichnung für die Gruppe 3 fehlt.

Die Frage, an welche Stelle der Komposition diese zwei letzteren Fragmente (O und P) zu setzen sind, muß offen bleiben. Betsy (a. a. O. S. 236) zweifelt keinen Augenblick, daß diese epische Szene „dem Anfange des dritten Aktes der dramatischen Bearbeitung entspricht“. Das stimmt nun allerdings mit der Freyschen Planskizze überein, welche eine Szene zwischen dem schlummernden Kaiser und Vinea im Anfang des dritten Aktes aufweist. Aber der ganze Tenor der vorhandenen epischen Fragmente widerspricht einer so späten Einsetzung auch für die Novelle. Es liegt hier sehr wahrscheinlich nicht der Anfang des dritten Kapitels vor, sondern der Versuch eines Anfangs des ersten. Sieht doch die Expositionsskizze diesen Anfang vor! Es ist unwahrscheinlich, daß Kaiser und Kanzler erst im dritten Kapitel und in dieser Weise eingeführt werden sollten. Man macht hier ersichtlich die erste Bekanntschaft beider. Es

ist noch unwahrscheinlicher, daß der Dichter ein im zweiten, dem Euphemialkapitel, schon gebrauchtes Bild hier noch einmal brachte. Das Bild von den unruhig flackernden Kerzen, das im Euphemialkapitel so eindrucksam wirkt und im Kapitel mit dem schlummernden Kaiser die Stimmung verstärkt, zeugt gerade dafür, daß wir es in O und P nicht mit einem dritten Novellenkapitel, sondern mit einem ersten Novellenanfang zu tun haben, der noch vor die Erfindung der Euphemiaszenen mit dem Geheimnis fallen muß, also wohl auch vor den Brief an Haessel (1887); sehr wahrscheinlich wurde dann aus diesem Novellenanfang das Kerzenmotiv, verstärkt und poetisch ausgenützt, in die Euphemiaszene herübergenommen. Wir haben also vermutlich einen vor Gruppe 2 liegenden Anfang der Novelle vor uns.

Wie verhalten sich die dramatischen und epischen Fragmente 1, 2 und 3 zu den vorhandenen dramatischen Planskizzen? und wie stehen die einzelnen Stücke einer Gruppe zu einander?

#### Gruppe 1: Die Heinrich-Margaritaszenen.

1 entspricht weder der Expositions-skizze, noch der Freyschen Planskizze. Beide sehen keine Szenen zwischen Heinrich und Margarita vor, sondern beginnen das Heinrich-Margaritamotiv ganz anders: die Expositions-skizze hat erst unter I, 6 die Notierung: „Margarita, die zwei Kinder“, und unter I, 7 „Tod Heinrichs“. Die Freysche Skizze beginnt den I Akt mit: „Es kommt Nachricht, daß Heinrich VII . . . . in der Haft gestorben ist“, und bringt Margarita erst im V Akt. Die beiden dramatischen Szenen von 1 sind also Reste einer Heinrich-Margaritatragedie, die vielleicht schon vor die Expositions-skizze anzusetzen ist, und sind in der Freyschen Planskizze wahrscheinlich durch die neue Erfindung des Euphemiamotivs zurückgeschoben und überholt worden. Die epischen Fragmente von Gruppe 1 sind einfache und direkte Umschreibungen der dramatischen. Sie sind vom Dichter mit I bezeichnet; auch sie charakterisiert der Tenor der Darstellung als einen (wahrscheinlich sehr frühen, vor der Euphemiaerfindung liegenden) Anfang des ersten Novellenkapitels. Der Dichter hatte demnach als Novellenanfang sich vermutlich diese Heinrich-Margaritaszenen gedacht, ging dann, als die Euphemiaerfindung sie aufzugeben veranlaßte, zu dem schlummernden Kaiser über oder aber zu dem Aufstieg des Kanzlers: denn auch dies Fragment ist eine Erst-einführung Vinea's und setzt noch kein anderes voraus. Also drei Versuche des Novellenanfangs.

Von den zwei dramatischen Fragmenten der Gruppe 1 ist das voranzusetzende das kürzere B 1 und 2, von Meyer mit I bezeichnet. Ich gebe ihm, obgleich es fast keine Korrekturen zeigt, die erste Stelle, einmal, weil es die ausführlichere Szenenangabe hat, die später fallen gelassen oder vereinfacht wurde: „mit vier Fenstern nach den vier Himmelsgegenden“. Später heißt diese Angabe: „nach den vier Seiten“ oder (episch) „durch vier vergitterte Fenster nach den vier Himmelsgegenden“ mit den (späteren) Änderungen „durch vergitterte Fenster“, „aus schmalen Fenstern“. Im letzten Fragment ist die Fensterangabe ganz fortgefallen. In solchen und ähnlichen Differenzen, 3. T. ziemlich einschneidender Natur, zeigt sich das Vereinfachungsbestreben Meyers. Fragment B, das einzig die Auseinandersetzung Heinrichs mit der Vernunft hat, ist noch im Prosadialog angelegt, während das nächstfolgende dramatische C fünf Fußige Jamben<sup>1)</sup> bietet. Es ist neben dem Bruchstück aus Jürg Jenatsch<sup>2)</sup> und dem aus der Sanften Klostersaufhebung das einzige erhaltene dramatische Fragment Meyers in gebundener Rede. Denn die etwa anderthalbtausend Verse der dramatisierten Richterin hat er vernichtet. (Deutsche Rundschau a. a. O. S. 192 ff). Das Blatt, auf dem dieses versifizierte Fragment C 1 und 2 steht, trägt den gestrichenen Titel: „Petrus Vinea, Novelle“, vielleicht ein Beweis dafür, daß Meyer wirklich den Versuch wagen wollte, diese Partie episch und dramatisch nebeneinander in Angriff zu nehmen.

Sehr verschieden ist in den Fragmenten der Gruppe 1 Heinrich VII behandelt. Seine Neigung zum Trunk: in B will er trinken, aber Margarete schüttet den Becher aus; in C „den Becher leerend“; in D „den einen Becher Wein hinuntergestürzt hatte“; in E „den Becher vor sich“; in F „vor einem goldenen Becher und blickte in den Wein, ohne ihn zu kosten“; in G „starrte in den Wein, ohne ihn zu kosten“; in H „und dann huldigt der König dem Becher. Jetzt zum Beispiele liegt er trunken“. Oder sein Alter: C „ein Jüngling oder der es eben noch gewesen war“; F „ein bleicher junger Mann“; E „König Heinrich, so verträumst Du deine Zeit, und siehe, hier finde ich dein erstes graues Haar“; H „ein Jüngling oder der es eben noch war“. Ebenso zeigen die Varianten über die Befreiungsmöglichkeiten Heinrichs oder über das Interesse an

<sup>1)</sup> Langmesser, der die Verse nicht erkannte, druckt das Fragment als Prosa und läßt die Wendung Heinrichs: „Das läßt dir“ einfach weg, weil er sie nicht verstand (S. 507).

<sup>2)</sup> A. d. Frey Conrad Ferd. Meyer, 2. Auflage S. 191/192.

feinen Söhnen die ständig nachbessernde Hand des Dichters: F „Denkst du nie an deinen Knaben? „Oft, erwiderte er. Er ist besser daran als wir. Er spielt und ergötzt sich mit seinesgleichen auf der himmlischen Aue oder dann haust er bei den Schatten, die dem Unschuldigen auch nicht unfreundlich begegnen werden“. G: „Heinz, denkst du nie an deinen Knaben? Oft, antwortete er und gerne. Ihm ist wohl. Er spielt mit den Engeln auf der himmlischen Aue“ etc. Die Mischung christlicher und antiker Vorstellungen, die in der Kulturwelt Friedrichs II wohl begründet ist, scheint Meyer trotz ihrer dichterischen Schönheit wieder aufgegeben zu haben. In H heißt es: „Seine ihm genommenen Kinder vermißt er oft schmerzlich und jammert ihnen herzbrechend nach, bald vergißt er ihr Dasein“. (Hier sind also beide Knaben als noch lebend angenommen). Interessant ist auch, die Stimmung Heinrichs und die Steigerung der Tragik zu verfolgen: er ist bald völlig gelassen und gleichgültig (B, C „wenn du ein Mann, ja nur der Zehntel eines Mannes wärest“); bald erscheint er melancholisch (E) oder ganz zerrüttet und von einer Stimmung in die andere fallend, von maniakalischer Wut in schwere Melancholie (G, H). Die am stärksten gesteigerte, mit voller dichterischer Berechnung angelegte Situation zeigt das große epische Fragment H: Die Stimmung Heinrichs nuanciert sich in seinem Verhalten gegen Margarita von blöder Täuschung bis zu maniakalischer Mißhandlung. Die psychologische Vertiefung der meisterlich umrissenen Gestalt Heinrichs erweist, wie sehr die Heinrich-Margaritatragedie im Geist des Dichters Wurzel gefaßt hatte; vielleicht ist gerade an dieser Gestalt Shakespearescher Einfluß am stärksten zu spüren.

Dieses umfanglichste und schönste Fragment (H) der Gruppe 1 ist zugleich das einzige, das Vinea in Beziehung zu Margarita schildert. Nur hier will sie den Kanzler mit dem Kaiser verfeinden; in keiner der drei Planiszen findet sich eine Spur dieses Momentes, so wenig als in einem andern Fragment. Die eigenartige Szene läßt sich als Versuch auffassen, die Heinrich-Margaritatragedie mit dem Verrat Vineas zu verknüpfen. Dahin gehört auch, daß der Aufstand der Barone mit hereingezogen wird, was auf nahe Verwandtschaft mit dem dramatischen Fragment C hinweist. Beide Fragmente, auch H, dürften vor die Erfindung des Geheimnisses fallen, da sie die Verratfrage von der Seite der Heinrich-Margaritatragedie anstoßen.

Wie zwischen H und C, so ist ein Zusammenhang festzustellen zwischen dem dramatischen Fragment C und dem epischen D. Und während

D eine direkte epische Umschreibung von C ist, nicht weiter gediehen als dieses, erweisen sich E und F als Varianten, G als eine Erweiterung, die vor allem das Psychologische ausgiebiger zu bieten sucht.

Für die vorherrschende Bedeutung des Heinrich-Margaritamotivs in der ursprünglichen Konzeption mag auch die Anzahl der Stücke dieser Gruppe 1 berücksichtigt werden. Sie sind die zahlreichsten; und trotz der Kürze einiger, die weitere Vermutungen über die beabsichtigte Ausgestaltung verunmöglicht, fällt auf, daß keiner dieser Anfänge ohne irgend einen neuen Zug oder eine abweichende Anlage ist. Dieses vielfache Bemühen spricht unmißverständlich für ihren Wert.

### Gruppe 2: Die Euphemiaszenen.

Die Euphemiafragmente umfassen drei dramatische Stücke, J, K, L, und ein großes und ein kleines episches, M und N.

Das erste dramatische, J, trägt die Aufschrift: „Petrus Vinea. Ein Trauerspiel in 5 Akten“. Mit dieser Szene gedachte also der Dichter die Vineatragödie überhaupt zu beginnen, d. h. in einem bestimmten, wahrscheinlich dem letzten Stadium seiner dramatischen Versuche zu beginnen, nachdem er den Anfang durch die Heinrich-Margaritazene oder den schlummernden Kaiser aufgegeben hatte.

Ich setze J als erstes Fragment dieser Gruppe 2 und zwar wegen 1) der vollständigen Überschrift, 2) weil hier der Name Euphemia, der nachher überall der Herrin zugeteilt ist, noch der Dienerin zugehört (die Kanzlerin wird in J Myrrha genannt), 3) wegen einer später vermiedenen Unwahrscheinlichkeit in der Berechnung der Zeit, welche Kanzler und Kaiser abwesend sind: „Den 20<sup>ten</sup> waren sie in Brindisi“ heißt es; dann zählt die Kanzlerin „eins, zwei, drei“, was wohl nichts anderes heißen soll, als daß die Reisenden drei Tage unterwegs seien — trotzdem hat sie einen Brief des Kanzlers. Diese etwas gewagte Rechnung fehlt in den übrigen dramatischen Fragmenten. In dem epischen sind die Reisenden den siebenten Tag auf der Fahrt.

Das zweite Fragment, K, bietet die ausgeführtere Szene, enthält aber das „Scheimnis“ selbst noch nicht. Allerdings läßt der kurze Monolog vor dem Auftreten der beiden Männer darauf schließen, daß Euphemia ein besonderes Bekenntnis vorhat, das ihre Seele erschüttert und verzehrt: „es ist Verrat, aber aus Liebe, und dann ist so wunderbar, daß es zu beiden (?) weder zu tadeln noch zu loben ist. Und dann

weiß ich nicht, warum ich es tue, und muß es tun." Dieser Monolog, der die schwere, schwankende Seele der Sterbenden erschließt, fehlt in den andern Euphemiafragmenten, vermutlich, weil der Dichter die Gestalt leichter, unbedeutender halten wollte, um die Kälte des Kanzlers an der Leiche zu rechtfertigen. Das dritte Fragment, L, ist eine wenig veränderte Reinschrift der zwei ersten Seiten von K; es zeigt das Szenarium von J; K und L haben keinerlei Überschrift. In J und L sind Kanzler und Kaiser beide auf der See und werden erwartet. In K erscheinen sie zusammen vor Euphemia. Mit keinem dieser Fragmente stimmt die Planskizze Freys genau überein: von der Meerfahrt der Beiden ist hier nichts gesagt, die sterbende Kanzlerin läßt den Kaiser an ihr Lager rufen, um ihm Mitteilung vom Vorhandensein, nicht vom Inhalt des Geheimnisses zu machen. Der Kanzler, „später angekommen oder gerufen“ als der Kaiser, findet sie schon tot. Ob der Dichter, als er die Planskizze Frey mitteilte, im Interesse einer straffer geführten Handlung die schöne Szene zwischen Herrin und Dienerin ausschalten wollte? Ob sie noch gar nicht existierte? Oder ob er noch unschlüssig über Aufnahme oder Nichtaufnahme war? Jedenfalls beabsichtigte er nicht, das Drama damit zu beginnen.

Aber ebenso wenig entspricht das große epische Fragment M der Anordnung in der Freyschen Planskizze. Es ist vielmehr eine Ausführung von K mit Benützung der kleinen Stücke J und L und trägt die Überschrift II von Meyers Hand. Es ist also wohl als zweites Novellenkapitel gedacht, obgleich die entsprechende Szene in der Tragödie den ersten Akt beginnen sollte (zufolge J). Vielleicht aber, und das ist mindestens ebenso wahrscheinlich, bedeutete die Bezeichnung II eine zweite Fassung der epischen Euphemia-Szene, und diese sollte das erste Kapitel der Novelle werden. Für diese Annahme, daß wir in M eine zweite Version eines verlorenen oder vernichteten ersten Entwurfes vor uns haben, spricht die Seitennumerierung der einzelnen Blätter mit 1b bis 7b von Meyers Hand. Sie würde auf ein vorangegangenes Manuskript schließen lassen, dessen Blätter mit 1a bis 7a bezeichnet waren. Ferner sprechen für die Annahme, daß auch M als erstes Novellenkapitel angelegt ist, seine zahlreichen exponierenden Elemente. Sie tragen den Charakter einer ersten Orientierung über Kaiser und Kanzler. Vielleicht wollte der Dichter sich die Wahl eines ersten Kapitels zwischen drei Anfängen noch frei halten: sie wären durch die Fragmente H (Aufstieg des Kanzlers), M (Euphemia) und O (der

schlummernde Kaiser) gegeben. Sollte aber M wirklich als Kapitel II der Novelle aufzufassen sein, so fällt schwer, sich H oder O als erstes Kapitel dazu zu denken, auch wenn man, der Novellentechnik Meyers Rechnung tragend, auf die Forderung eines engen, fortlaufenden Zusammenhangs zwischen den einzelnen Kapiteln verzichtet und 3. B. vom ersten Kapitel den Hinweis auf die Seefahrt der beiden Männer und ihre Motivierung nicht verlangt und überdies in Betracht zieht, daß wir das jeweilige Ende der drei großen epischen Fragmente H, M, O nicht kennen und verknüpfende Beziehungen von einem zum andern noch immer möglich waren. Aber was wir haben, läßt sich nicht als Anfänge von drei aufeinanderfolgenden Kapiteln denken.

In M ist die Dienerin Myrrha genannt wie früher, in J, die Herrin. Auch hier ist — bei der Griechin Euphemia naheliegend — die antike Vorstellung vom Jenseits eingeschaltet: „wenn wir nackte Seelen (zu denken ist: in Charons Nachen) uns frierend zusammendrängen und ich so mitschlüpfe“.

Das letzte kleine Fragment N ist nur die Abschrift der bis zur Unleserlichkeit korrigierten letzten Seite von M, allerdings auch mit kleinen Änderungen und Zusätzen, ohne die Meyer kaum einmal die Feder neu ansetzte.

### Gruppe 3: Die Kaiser-Vineaszenen.

Sie besteht aus den zwei epischen Fragmenten O und P. Das letztere ist lediglich eine etwas geänderte Abschrift von O 1 und 2. O 3, auf anderm Papier und mit anderer Tinte geschrieben, setzt O 2 fort, wobei zwischen den beiden Nummern noch eine Verbindung fehlt, die wahrscheinlich nur wenige Worte ausmachte. Betsy ergänzte das Fehlende mit „der Menschen“<sup>1)</sup>. Über die Bedeutung dieser Ergänzung ist schon gesprochen worden. Sie ist der einzige Rückblick in den vorhandenen Fragmenten, außer jenem im Euphemiafragment, M, wo Kaiser und Kanzler der ersten Begegnung mit Euphemia gedenken, wie denn überhaupt Meyers ausgebildete Novellentechnik rückblickende Partien vermied. Vielleicht verstärkt dieser Umstand die Vermutung der frühen Entstehung auch dieses Anfangs der Vineanovelle.

Die Expositionsflizze. Die Planskizzen Kögels und Freys.

Die Entstehungszeit der Expositionsflizze ist nicht genau anzusetzen. Jedenfalls fällt sie vor 1887, da sie das „Geheimnis“ und die

<sup>1)</sup> S. oben.



sterbende Kanzlerin noch nicht zeigt; auch ist wahrscheinlich, daß sie erst entstand, als Meyer die sizilische Richterin, in der Friedrich II und Vinea eine so bedeutende Rolle spielen sollten, daß ihre Verwendung in einer andern poetischen Schöpfung ausgeschlossen gewesen wäre, zugunsten der graubündnerischen aufgegeben hatte. Das geschah (10 Dezember an die Schwester) Ende 1883.

Von den beiden Planskizzen Kögel und Frey ist die letztere die zuletzt entstandene und die vollständigere. Kögel war am 1 Oktober 1890 in Kilchberg und fixierte das Gehörte bald nachher; meine Aufzeichnung fällt in das Jahr 1891, kurz vor oder nach der Vollendung der Angela Borgia, die im August 1891 in Steinegg abgeschlossen wurde.

Betsy erhielt Kenntnis von den vorhandenen Fragmenten, nie aber vom ganzen Plan, nach der Rückkehr von Steinegg. Genau ist die Zeit nach ihren schwankenden Angaben nicht festzustellen. „Schon im August, kurz nach dem Aufenthalt in Steinegg, schreibt er mir, die Schönheit seines Entwurfs habe ihn so frappiert, daß er nun ganz entschieden die Vollendung seines „Friedrich II“ beabsichtige“ (S. 215). „Ich sehe jetzt, daß der Dichter im Jahre, bevor er mir davon sprach, am 1 Oktober 1890, dem ihn in Kilchberg besuchenden Herrn Dr. Fritz Kögel seinen „Hohenstaufenplan“ mittelste“ (S. 216). „Es ist ein heißer goldener Sommerabend und die Stimmung einer Scheidestunde, mit denen in meiner Erinnerung die Petrus Vinea-Fragmente zusammenfließen.“ Man wird also Ende August oder Anfang September als den Zeitpunkt annehmen dürfen, in welchem C. F. Meyer der Schwester umgearbeitete oder neu entstandene Fragmente vorlas, wobei er die Kenntnis früherer Fassungen voraussetzte: „Du wirst sehen, ich habe ihn ganz neu gestaltet“. War Betsys Gedächtnis getreu, so erfuhr sie die allgemeinen Umrisse genau so, wie sie Kögel mitgeteilt waren (S. 216), nicht aber den detaillierten Plan, den ich aufschrieb. Die Szenen, die sie kennen lernte, waren: der novellistische und der dramatische Euphemiaanfang, der novellistische schlummernde Kaiser, der Aufstieg des Kanzlers zur Burg, den sie als Novellenanfang bezeichnet („Höre nun, wie ich den Kanzler zu Anfang der Novelle einführe“, S. 237).

Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß an dem vollständigen Plan, den der Dichter mir mitteilte, zwischen der Beendigung der Angela und seinem Entschluß, sich dem Dynasten und dem Komtur zuzuwenden, nichts mehr geändert und also überhaupt nicht mehr darüber hinausgegangen wurde.



## VIII. Teil.

Die Vorläufer und Verwandten des  
Friedrichstoffes.

In zwei Gedichten<sup>1)</sup> hat der Friedrichstoff frühe und tief-schneidende Seileise hinterlassen: in „Das Kaiserliche Schreiben“ und „Kaiser Friedrich II“ (Gedichte. 5. Auflage, S. 279 und 282). Das zweite, Friedrichs Ende behandelnd, steht außerhalb des Rahmens der Dineafrage. Das andere ist ein Niederschlag oder Vorläufer der Heinrich-Margaritatragedie: die Klage des Kaisers um den durch Selbstmord geschiedenen Heinrich VII. Auch hier war offenbar Raumer (IV 547, 4) die Hauptquelle; auch hier ist der sensible, leidenschaftlich empfindende Kaiser dem kühlen, nur auf die „Purpurfalten“ seiner Rhetorik bedachten Kanzler gegenübergestellt. Auch hier folgt der in Friedrichs Temperament begründete jähe Rückschlag von leidenschaftlicher Klage in die gefasste Herrschergeste: „Ende mit dem kurzgefassten Reichsbefehl: Wir ordnen Trauer an für diesen Frühverblähten“.

Als Vorläuferin der Friedrich-Dineatragedie ist die in Sizilien spielende erste Richterin<sup>2)</sup> zu verstehen, die dem Dichter für einmal verwehrt oder die große Schwierigkeit abnahm, den Stausen in einem besondern Werke zu gestalten. Schon am 31. November 1881 schreibt er an Rodenberg (Langmesser S. 125): „Die Dichtung, eine leidenschaftliche Fabel, ein Vierpiel (der Staufe Friedrich II und eine gewaltige Normannin, daneben zwei junge Leute in Liebe und Haß sich belegend), ist durchaus dramatisch gedacht. Ich werde sie gleichzeitig novellistisch und dramatisch ausführen“. Er wälzte den Stoff 1882 und 1883, abwechselnd mit dem geplanten Heinrich V. 1883 wurden die zwei Stausenkapitel der Richterin oder Magna peccatrix entworfen. Der Torso dieses Anfangs hat C. F. Meyer bis ans Ende seine Dineapläne, 1892, begleitet und ist in seiner Dineatragedie, wenn auch nicht völlig aufgesogen, so doch reichlich verwertet. Die Schilderung der Persönlichkeit Friedrichs, seiner Gesetzgebung (Statuta Sizziliana), des Milieus, so seines Tierparks, seiner Falkenzucht u. a. m., ferner die Einzelheiten über Stel-

<sup>1)</sup> Constanze Elisabeth Speyer (a. a. O. S. 47, 49 ff).

<sup>2)</sup> C. E. Speyer (a. a. O., ausgegeben Juni 1912, Bd. 128, Heft 3/4, S. 273 ff).

lung und Charakter Vineas schöpft er aus Raumer <sup>1)</sup>. Friedrich II erscheint in den Richterinf fragmenten wesentlich so, wie wir ihn für die Vinea tragödie voraussetzen haben: großzügig und großmütig; er lehnt es 3. B. ab, alle Einzelhandlungen des Verrates der sizilischen Barone kennen zu lernen; von überlegener Art der Menschenbehandlung; wie er die Verschwörer nimmt, wie er eine ganz andere Tonart Stemma gegenüber anschlägt; ein Phantasiemensch und dennoch von meisterlicher politischer Berechnung. Sein Temperament ist noch elastisch: der Dichter spricht vom „glücklichen Leichtsinne seiner freudigen Natur“; aber auch ein anderer Zug kündigt sich schon hier: der Kaiser lodert in jähem Zorn auf und empfindet die ersten Vorboten der Altersstimmung: „Ich will und darf mich nicht vergrämen, jetzt, da das Alter schon meine Stirne zeichnet . . . . . Soll ich ein Finsterer und Argwöhnischer werden?“ In den Vineafragmenten ist Friedrich geworden, was er hier befürchtet; er erscheint älter, schärfer, mißtrauischer — ein direktes Herauswachsen aus den Richterinf fragmenten. Von Vinea läßt sich ein Gleiches sagen: er ist hier, in den Richterinf fragmenten, „die Ruhe selbst“, der über die Strenge seines Herrn weit hinausgreifende, unerbittliche Richter, vor dessen Härte selbst Friedrich erschrickt; den Spruch Vineas, „den Aufgestifteten die Mordbulle des heiligen Vaters an die Stirn zu nageln, wie die Sentenz lautete, das hob ich auf, denn ich bin nicht unmenschlich“. Er ist sehr vorsichtig; aber sein schrankenloses Selbstgefühl läßt ihn nur zögernd gehorchen. Er hat, wie später in den Vineafragmenten, sein vielsagendes, verschlossenes und feiges Lächeln; er ist ein Schnüffler, der Spione befördert, und von einer zwischen falscher Bescheidenheit und unaufrichtiger Zurückhaltung schwankenden („Ich blieb unaufgefordert“) Hinterhältigkeit. Vorzüglich seine Selbstcharakteristik: „Kann man sich wirklich so sehr an das Untersuchen und Richten gewöhnen? fragte er (Friedrich) seinen Großrichter scherzend“ . . . „Jawohl“, erwiderte Petrus, „man erscheint sich als ein Überlegener und Unbetrogener, und wie der Arzt unter den blühenden Farben den Tod, entdeckt man unter dem Schein des Guten das Böse“.

Aus den Richterinf fragmenten ist Einzelnes in den Vinea unverändert oder wenig verändert übergegangen; so das Spiel mit den Elfen beinlegen, so in der Charakteristik des Kaisers die Wendung, die später in Vineas Monolog vor dem schlummernden Friedrich ausgeführt

<sup>1)</sup> C. E. Speyer a. a. O. S. 277.

erscheint: „er fühlte sich einsam und verlassen auf seinem Eilande, abgerissen vom Körper der Zeit“. Das Turngemach des kaiserlichen Palastes zu Palermo ist hier schon der Schauplatz, auf welchem der Kaiser die Rolle des päpstlichen Hirtenbriefes prüft, über der er im Vineafragment O entschlummert liegt; und wenn im Richterinf fragment die Szene mit der päpstlichen Bulle lebendige Gegenwart ist, so scheint im Fragment P der Vineaatragödie die Erinnerung des Kanzlers und Kaisers gerade auf diese Szene zurückzublicken: „Aber“ (so schildert das Richterinf fragment) „mit seinem elastischen Geist die Sorge Morgen überlassend, diesen Stein zu wälzen, wendete er (Friedrich) den Blick auf die Vergleichen und Bilder des Heiligen Vaters, sich im voraus daran be- lustigend, mit welchem apokalyptischen Tiere er seinerseits den Heiligen Vater vergleichen wolle“<sup>1)</sup>).

Auch über die Hochzeit des Mönchs führen Brücken aus dem Magazin des Staufentoffes in den „Vinea“. So die seltene Wendung „Boten laufen“ in der Hochzeit des Mönchs: „von wo nach Padua und zurück die Boten nicht zu laufen aufhören“ nach Fragment H („wie die Engel . . . . fortwährend Boten laufen“). Dann die Schilderung der Hofhaltung Friedrichs, die im Rückblick des Kaisers und Kanzlers auf die erste Bekanntschaft mit Euphemia aufleuchtet: „Dort (in Palermo) lernst du neben dem vollkommensten Ritter und vorurteilslosesten Menschen — ich meine unsern zweiten Friedrich — auch die Weiber kennen“ . . . . „Palermo, wo sich unter dem menschlichsten aller Herrscher Spiel und Ernst, Tugend und Lust, Treue und Unbestand, guter Glaube und kluges Mißtrauen in den richtigen Verhältnissen mischen, bietet das wahrere (Weltbild)“. Oder Anklänge der Charakteristik: „Der gütige Kaiser“; und — das Urteil des Sermano — „Mir hat der Capuaner (Vinea) nie gefallen: er hat einen verhüllten Blick“.

Während Vinea in den Richterinf fragmenten ebenfalls als eine hinterhältige, versteckte Natur erscheint, die an der Schwelle des Verrates steht, aber sie nicht überschritten hat, wird die Frage seines Verrates in der „Hochzeit des Mönchs“ zwischen Ezzelin und Ascanio ernstlich erwogen: Ezzelin traut ihm den Verrat jenes ominösen Dreizeilers zu, der nebst andern bösen Beschuldigungen dem Papst den Vorwand gab, Friedrich des Atheismus zu zeihen: „Friedrich habe geredet: drei Saufler, Moses, Mohammed und — er stockte — (Jesus)

<sup>1)</sup> Raumer IV S. 30, 32 ff.

hätten die Welt betrogen . . . . . Der Spruch gräbt sich ein und wiegt für den unter der Tiara ein Heer und eine Flotte" . . . „Nun kam eine wunderliche Mär an die Reihe: Friedrich hätte, durch ein wogendes Kornfeld reitend, mit seinem Gefolge gescherzt und in lästerlicher Anspielung auf die heilige Speise den Dreireim zum besten gegeben:

So viele Ähren, so viele Götter sind,  
Sie schießen empor in der Sonne geschwind  
Und wiegen die goldenen Häupter im Wind" <sup>1)</sup>

Ezzelin befann sich. „Seltsam!“ flüsterte er. „Mein Gedächtnis hat dieses Verschen aufbewahrt. Es ist durchaus authentisch . . . Ich bin es nicht, der diesen heitern Scherz dem Pontifex mitgeteilt hat . . . Wer tat es? . . . Wir ritten zu Dreien, und der dritte (Hörer der Verse) war Petrus Vinea, der Unzertrennlliche des Kaisers. Hätte der fromme Kanzler für seine Seele gebangt und sein Gewissen durch einen Brief nach Rom erleichtert?“ . . . „Das Verschen in der Bulle (schreibt Ezzelin dem Kaiser) haben nur vier Ohren gehört, die meinigen und die Eures Petrus. Kein Hahn kräht danach, wenn nicht der im Evangelium, welcher den Verrat des Petrus bekräftigte. Wenn Ihr mich und Euch liebet, Herr, so versucht Euren Kanzler mit einer scharfen Frage“. „Blutiges Wortspiel! Das schreibe ich nicht! Die Hand zittert mir!“ rief der erblaffende Ascanio. „Ich bringe den Kanzler nicht auf die Folter!“

Und nun, nachdem sich das schwankende Urteil der Geschichte über Vineas Charakter und Verrat in Ezzelin und Ascanio gespiegelt, das Verhör des überlegenen Cangrande mit Dante, das auch den großen Florentiner von der Zweideutigkeit der Zeit angesteckt erscheinen läßt: in dubio schlägt er sich einfach auf die Seite des Italieners Vinea gegen den Nichtitaliener Friedrich II:

„Traust Du (fragt Cangrande) dem unsterblichen Kaiser jenes Wort von den großen Säuflern zu?“

„Non liquet.“

„Ich meine: in deinem innersten Gefühle?“

Dante verneinte mit einer deutlichen Bewegung des Hauptes.

„Und doch hast du ihn als einen Gottlosen in den sechsten Kreis deiner Hölle verbannt. Wie durftest du das? Rechtfertige dich!“

<sup>1)</sup> Vgl. Raumer IV 35, dem Meyer folgt.

„Herrlichkeit“, antwortete der Florentiner, „Die (göttliche) Komödie spricht zu meinem Zeitalter. Dieses aber lieft die fürchterlichste der Lästerungen mit Recht oder Unrecht auf jener erhabenen Stirn. Ich vermag nichts gegen die fromme Meinung. Anders vielleicht urteilen die Künftigen.“

„Mein Dante“, fragte Cangrande zum andern Mal, „glaubst Du Petrus de Vinea unschuldig des Verrates an Kaiser und Reich?“

„Non liquet.“

„Ich meine: in deinem innersten Gefühle?“

Dante verneinte mit derselben Seberde.

„Und du lässest den Verräter in deiner Komödie seine Unschuld beteuern?“

„Herr“, rechtfertigte sich der Florentiner, „werde ich, wo klare Beweise fehlen, einen Sohn der Halbinsel mehr des Verrates bezichtigen, da schon so viele Arglistige und Zweideutige unter uns sind?“ „Dante, mein Dante“, sagte der Fürst, „Du glaubst nicht an die Schuld, und du verdammt! Du glaubst an die Schuld, und du sprichst frei!“ —

So macht Conrad Ferdinand Meyer das unsichere und parteiische Gewissen des italienischen Volkes für das schwankende Bild der beiden großen Männer verantwortlich, die seine eigene Seele mit auf- und absteigenden Gewichten jahrzehntelang erschüttert haben. Wie ein Zwiegespräch zwischen dem Dichter und dem Ethiker Conrad Ferdinand Meyer mutet diese bedeutame Szene an: sie erklärt sein langes, sein schweres Ringen mit dem Friedrich-Vineastoff.

Sie verdiente als Motto vor den tragisch unvollendeten, aber herrlichen Fragmenten zu stehen.

Der beinahe sechzigjährige Dichter brach in die Klage aus, sein Leben zerrinne über dem Suchen nach einem großen Stoff. Diesen großen Stoff fand er nicht mehr. Er fand nur eine große Gestalt. Es wurde ihm und seiner Arbeit zum Verhängnis, daß er nicht zugleich mit der mächtigen Figur eine entsprechend starke und tragische Fabel fand, innerhalb der gegebenen historischen Schranken auch nicht finden konnte.



## Planſkizzen Kögel und Frey

### Planſkizze Kögel<sup>1)</sup>

„Friedrich iſt auch einer jener Rätſhelnmenſchen. Er vereinigt in ſich, wie in ſeiner Politik, drei verſchiedene Nationen, die er zu einem Weltreich zuſammenschweißen will: germaniſche, italieniſche Natur, arabiſche Einflüſſe. Seine Freigeiſterei iſt ganz modern. Dies zu malen iſt eine ſehr lohnende Aufgabe.

Mein Stoff iſt der Verrath des Pier delle Vigne, ſeines Kanzlers. Auch der iſt dunkel, unaufgeklärt. Ich ſtelle dar die Entfremdung und den Bruch aus früherer innigſter Freundschaft und Vertrautheit. Dies Problem, eins der Grundprobleme der Dichtung, iſt um ſo dankbarer, weil hier kein großer Schatten überhängt: Shakeſpeare hat es nicht behandelt. Der Bruch geht hervor und kann nur hervorgehen aus politiſchen Meinungsverſchiedenheiten und verſchiedener Anſicht über Lebensfragen des politiſchen Handelns. Ein vorher verdeckter grundsätzlicher Gegenſatz ihrer Naturen kommt zum Ausbruch und trennt ſie.

Pier delle Vigne iſt Italiener, Friedrich will Italien und Deutschland vereinigen, muß daher auf Deutschland Rückſicht nehmen. Dies Intereſſe theilt Vigne nicht, dem nur Italien am Herzen liegt. Es iſt die gefährliche Zeit, wo Papſt Innocenz, ein Ungeheuer, den Kaiſer zur Verantwortung vor das Concil von Lyon ruft, wo der Kampf, der Friedrich ans Leben geht, aufs Heftigſte entbrannt iſt, wo es ſonſt in ſeinen Kämpfen ſchlecht für ihn ſteht, alſo jeder Schritt die ſchwerſten Folgen haben kann und ſeine Lage faſt verzweifelt iſt. — Vigne hat nun ein Weib, das der Kaiſer liebt. Von dieſer Liebe finden ſich in den Chroniken Andeutungen. Der Kaiſer war klug genug, das ſeinem Kanzler zu ſagen. Dieſe Frau läßt, ehe ſie ſtirbt, beide an ihr Lager rufen und ſagt ihnen: „Ich habe Euch beide geliebt und kann nicht ſterben, Kaiſer, ohne Dir zu ſagen: Dieſer mein Mann weiß ein Mittel, Dich in Deiner gefährlichen Lage zu retten. Er ſpricht im Schlaf, und ich habe ihn Nachts das oft ſagen hören. Er weiß eins und will es Dir nicht ſagen.“ Hiermit ſtirbt ſie, dem Kaiſer den Stachel des Zweifels in die Seele ſenkend und den Kanzler zwingend,

<sup>1)</sup> „Die Rheinlande“ I, Heft 1 (1900).

schließlich sein Geheimnis zu sagen. Dies ist: „Der Kaiser solle von all' seinen gegen den Papst behaupteten Ansprüchen und Rechten zurücktreten, um durch den Eindruck davon den Papst zu zwingen, das Gleiche zu thun. Hiermit sei der Streit zu Ende, und er siege der Welt gegenüber ob.“ Das ist nun ein gefährliches Mittel, das zu dem Charakter und den politischen Plänen des Kaisers nicht paßt. Und der ist mißtrauisch, ob dieser Rath aufrichtig oder hinterlistig sei. Er mißtraut, ob Jener ihn verderben wolle als Italiener aus Eifersucht. Hierin liegt der Keim zur Zerstörung ihrer Vertraulichkeit. Entfremdung tritt ein und frißt weiter. — Der Bruch trägt sich so zu. Der Kaiser ist unpäßlich. Vigne läßt ihm einen Trank geben, der ihn heilen soll. Aber Friedrich wagt nicht, den von Vigne kommenden Trank zu trinken. Da erhebt sich der Kanzler in Entrüstung: „Ich habe so lange Jahre für Dich gewacht, gesorgt, gearbeitet und erhalte als Lohn diese Kränkung. Trinke den Trank!“ Aber Friedrich mißtraut, stößt den Becher von sich, so daß er umrollt und der Wein über den Tisch hin verschüttet wird. Dieser Trank war kein Sift. — Die Entfremdung ist nun da, Vignes Untergang unvermeidlich. Er findet ihn auf würdige Weise. Der Kaiser ist wieder krank. Von der Aebtissin eines Klosters, die in päpstlichem Solde steht, kommt ihm ein Heiltrank. Friedrich will ihn trinken. Vigne steht in einer Nische, tritt hervor und sagt: „Trinke ihn nicht, Kaiser, es ist Sift!“ Friedrich, der verdüstert, grausam geworden ist, will einen gefangenen Lombarden, einen Rebellen, den Trank vorkosten lassen. Der sagt empört: „Töte mich, wenn Du willst, aber Dir vorzukosten, kannst Du mich nicht zwingen.“ Vigne beschwört den Kaiser, solche Grausamkeiten nicht zu begehen. Der Kaiser gerät in Zorn, gibt den Befehl, den Lombarden sofort hinzurichten. Da tritt Vigne dazwischen: „So sollst Du Dich nicht selbst besudeln, ich werde den Becher für Dich kosten.“ Es ist Opferung, denn er weiß, daß es Sift ist. Er trinkt und sinkt tot um. In diesem Augenblick Trompetenschall: Botschaft einer von Manfred gewonnenen Schlacht, Botschaft, daß dem Kaiser ein Enkel geboren ist. Friedrich voll Rührung: „An der Leiche dieses Treuen grüß' ich Dich, Enkel! Mögest Du glücklicher sein als er. Ich grüße Dich mit dem Namen: Konradin!“



## Planfizzi Frey.

## I. Act.

Es kommt Nachricht, daß Heinrich (VII.), Friedrichs rebellischer Sohn, in der Haft gestorben ist, vielleicht in Folge von Selbstmord. Der Kaiser, erschüttert und betrübt, lehrt gegen Vinea den Vorwurf, er habe den Unglücklichen eigentlich dadurch getötet, daß er zu scharfen Maßregeln gegen ihn riet.

## II. Act.

## Erste Scene.

Vineas Frau, eine Auge, seine Stiechlin, fühlt den Tod herannahen. Sie läßt den Kaiser, den sie liebt, an ihr Lager rufen und eröffnet ihm, ihr Mann wälze sich Nachts schlaflos auf seinem Lager; sie glaube aus seinen Schlafreden erraten zu müssen, daß er ein Geheimnis hege, welches von größter Tragweite und für das Schicksal des Herrschers ausschlaggebend sei. Friedrich entfernt sich, Mißtrauen in der Seele. Vinea später angekommen oder gerufen als der Kaiser, hält an der Leiche seiner Gattin einen Monolog, dessen Grundton ist: stoische Abwendung vom Leben.

## Zweite Scene.

In dieser düstern Stimmung sitzt Vinea auf dem von Sternen überglühten Altan seines Hauses oder des Kaiserpalastes. Als Astrolog, der er ist, vermag er die Geschichte aus den Gestirnen zu lesen; er erklärt jedoch seine Kunst als eine nichtige, da er das Kommende doch nicht sagen darf, weil sein Herr nicht daran glaubt. Da erscheint Friedrich, von Neugier und Argwohn getrieben, und verlangt das Geheimnis. Vinea offenbart es: „Der Kaiser soll auf seine Ansprüche gegenüber dem Papste verzichten und gewisse unzweifelhafte Rechte fahren lassen. Der Eindruck dieser Handlungsweise wird vor der Welt ein solcher sein, daß dem Papst nichts Anderes übrig bleibt, als ein Gleiches zu tun. Dadurch ist der Kampf zwischen beiden geschlichtet, und der Kaiser erscheint als der eigentliche Sieger, weil er den ersten Schritt getan hat, der diesen Friedensschluß herbeiführte. Ein solches Vorgehen ist das einzige Mittel, aus dem verderblichen Streite mit der päpstlichen Gewalt heraus zu kommen.“ Dieser Rat, der bisherigen Politik und dem Charakter des Kaisers völlig zuwiderlaufend, schürt das Mißtrauen gegen den Kanzler, und in Friedrich steigt der Gedanke auf, ob Vinea, vielleicht im verräterischen

Einverständnis mit den Segnern, es mit diesem Vorschlag nicht darauf abgesehen habe, ihn zu verderben.

### III. Act.

Von Sorgen und Staatsgeschäften ermüdet, ist der Kaiser entschlummert. Ein Bote von Ludwig dem Frommen, dem König von Frankreich, tritt auf und meldet, daß sein Herr die von Friedrich erbetene Hülfe nicht leisten könne. Er zieht den gleichfalls anwesenden Vinea auf die Seite und macht ihm Vorschläge, im Interesse Frankreichs und gegen seinen alten Herrn zu handeln. Da erwacht Friedrich und fährt auf Vinea, den er bei dem Gesandten stehen sieht, mit dem Rufe los: „Mörder!“ Jetzt wird auch die Nachricht gebracht, der Papst werde nächstens auf dem Conzil zu Lyon die Absetzung Friedrichs aussprechen. Vinea soll als Gesandter das Conzil besuchen und dort des Kaisers Sache verfechten nach den Gesichtspunkten, die dieser sofort entwickelt. Vinea weigert sich, den Auftrag zu übernehmen, weil er mit der Haltung des Kaisers nicht einverstanden ist, vor Allem aber, weil er fühlt, daß er das Vertrauen seines Herrn nicht mehr besitzt. Es wird denn auch, was historisch ist, ein Anderer hingeschickt. Jetzt bricht der Kaiser auf gegen die rebellischen Lombarden.

### IV. Act.

Friedrich steht mit seinem Heer in Norditalien. Seine Schwiegertochter, die Wittve seines verstorbenen Sohnes Heinrich VII., erhält von ihm die Erlaubnis, den Schleier zu nehmen. Unterdessen hat der Papst zu Lyon die Absetzung des Kaisers ausgesprochen; die unheilvollen Folgen dieses Vorgehens machen sich allenthalben fühlbar und steigern auch die Entfremdung zwischen Friedrich und Vinea, der nicht mehr raten will, weil er sieht: es ist zu spät. Friedrichs Abgesandter kehrt vom Conzil zurück und verstärkt mit seinen Berichten den Eindruck der verschlimmerten Lage. Nun kommt die niederwerfende Kunde, daß des Kaisers Sohn Enzio von den Bolognesen gefangen worden ist. Der Kaiser bricht zur Schlacht auf.

### V. Act.

Der Kaiser ist geschlagen und todmüde. Vinea bringt ihm einen nervenstärkenden Tranke, aber der Kaiser wittert Gift und stößt den Becher um. Vinea lodert zornig auf, daß er, der Jahrzehnte lang für den Kaiser gearbeitet, gesorgt und gewacht hat, diese Kränkung erleben muß, und tritt empört auf die Seite. Eine Saracene der Kaiserlichen

Leibwache erscheint mit einem Trank der Aebtissin des Klosters, in welchem die Scene vor sich geht. Diese Aebtissin ist aber keine Andere, als die Schwiegertochter Friedrichs, die Wittwe Heinrichs VII; sie haßt ihren Schwiegervater tödtlich als den Verderber ihres Satten. Der Kaiser greift arglos nach dem Trunke, aber Vinea eilt aus seiner Nische hervor und warnt: „Kaiser, es ist Gift!“ Friedrich, den Alter und Mißgeschick verdüstert und grausam gemacht haben, läßt einen gefangenen lombardischen Empörer hereinführen, damit er den Trank versuche. Der Lombarde will lieber den Tod erleiden, als von dem Trank genießen. Vinea beschwört den Kaiser, nicht auf seinem Befehl zu beharren; der ergrimmete Hohenstaufe befiehlt die sofortige Hinrichtung des störrischen Lombarden. Vinea, der als Stoiker schon lange Selbstmordgedanken getragen, will dem Kaiser ein Verbrechen ersparen. Er reißt den Becher an sich, von dem er weiß, daß er Gift enthält, leert ihn und stürzt zusammen. Erschüttert kniet der Kaiser bei dem Entseelten nieder. Da ertönen Harfenklänge und Freudenrufe: dem Kaiser ist ein Enkel geboren, Conradin!



## Die Fragmente.

### A Die Expositionsflizze.

- I. 1 Der schlummernde Kaiser, Vinea, Monol.
2. Dial. Astrol. Episode. Schicksal. Bischöfe
3. Die Söhne, Rosse. — Vineas Tochter sterbend
4. Anjou Vinea Entrinnen des Papsts.
- × 5 Die Vorigen der Kaiser
6. Margarita die 2 Kinder
7. Tod Heinrichs.
- × 8 Nachricht —
- II. Tod der Tochter. —
- Vinea [Marc Aurel.] Kaiser. Dialog.
- [Eröffng.] Mißtrauen.
- Tod der Heinrichskinder. Du hast sie ermordet
- Margarita Fluch.
- Vereinigung.

## III. Große Szene. Büste des M. Aurel

Nachricht vom Concil. —

Schlimme Zustände

Rede vor dem Concil

Suessa

ich [R] (r)eise nicht.

## IV Szene. = Erwartg vom Concil

Nachricht Vinea gleichg

Abfall der Lombarden Monolog von Vinea

Szene mit den Kronen Uneinigkeit der Friedrichsöhne

Streit zwischen Suessa und Vinea

Kampf gegen die Lombarden

## B

## Petrus Vinea.

## I.

Zimmer in einem calabrischen Castell, [mit] den ganzen Thurmraum einnehmend, mit vier Fenstern nach den vier Himmelsgegenden, in einer Ecke mündet eine Wendeltreppe. Niedriges Gewölbe. In der Mitte ein Tisch mit einer paar ungefügten Stühlen [,]

König Heinrich, Margaretha, sein Weib. Er küßt sie

Margarete: Laß mich. Sie springt auf.

Dr. den Becher ergreifend: Du willst nicht. So ist hier mein Trost.

M. faßt den Becher und verschüttet den Wein. Schämst du dich nicht, deine [betäuben] Vernunft zu [begraben] ([verjagen])?

Dr. Ich entlasse sie ihres Dienstes, sie mag sich einen andern Herrn suchen, ich jage sie weg, es ist eine lästige Magd. Sie zeigt mir mein Unglück und weiß mir doch keinen Rat. Sie sagt: da ist das Fenster und unten gährt die See. Dort führt die Treppe, doch unten steht die Wache. Gut, sage ich, so laß mich ruhig. Doch sie fährt fort: Aber auch wenn du Flügel hättest, wohin wolltest du. Überall herrscht der Vater

P. Da liegt sie, deine Vernunft. Der Kaiser herrscht nicht überall, weder im St. Peter noch in Frankreich noch in England.

## C

[Petrus Vinea.]

[I] [Novelle.]

H. M.

Ein [B] Thurmgemach. Fenster nach den vier Seiten. In einer Ecke mündet eine Wendeltreppe.

Heinrich. Margaret.

H. (den Becher leerend) der Morgentrunf und nun der Morgenfuß!

M. Laß [mich]! [Du] sein

H. Ei seht! du bist [m] ein ehlich Weib!

Und thuest spröde, meine Königin.

Ich bin nicht eine Königin. Ich war's

Und würd' es wieder sein, wenn du ein Mann,

Ja nur der Zehntel eines Mannes wärest.

[Und mehr als K]

Das Gretchen will das Krönchen wieder, seht!

Aufs [ihre] blonde Haar? Das läßt dir! Mir gefallt

Du ohne dieß. (tändelt mit einer Locke)

Laß sein! ich will es nicht

für mich! ich bin ein Weib und meine Kinder

Will ich zurück, die mir der Kaiser raubte

Dein Vater der dich haßt. Er haßt mich nicht

Ich will den Fritz und Hans. Und darum will ich,

Daß du dem Kaiser [deine] (teck die) Zähne weissest.

Und geht's im Guten nicht, so geht's im Schlimmen

Als die napolitanische Barone

[Sich verschworen] sich gegen ihnen verschworen, Flug und heimlich,

Und dich [in ihrem Namen] auf ihr Geheiß der Bruder Crespo

Beschlich, [um] und dir Anträge machte, stießest

[Du ihn] Unfluger, du ihn weg.

## D

[II] I.

In den Turmgemach eine [s] (r) calabresischen Burg, das durch vier vergitterte Fenster nach den vier Himmelsgegenden blickte und zu dem eine in [einem] (dem) Mauerwinkel mündende Wendeltreppe [hin] (her) aufführte, saß ein noch junges Weib [mit] von schönen, aber etwas

rohen Zügen mit einem Manne zusammen, der einen Becher Wein hinunter gestürzt [e] (hatte) und sie [dann] (nun) mit beiden Armen an seine Brust ziehen wollte.

Laß mich, [Heinrich], sagte sie un[geduldig] (wirsch) und entzog sich ihm

So sprode! [meine] Königin, ([Gretchen]) lachte er und sie entgegnete heftig: ich bin keine Königin, ich war es u. würde es wieder sein, wenn du ein Mann wärest, Heinrich.

Er besänftigte sie Gretchen will das Krönchen wieder [in sein b in], um ([sich]) [sein] ([den]) [blonden Scheitel zu krönen sang er] trällerte er. Es gefällt mir (auch) ohne! Und er tändelte mit [einer der] (der) blondem Locke des Weibes, die er um seine Finger wickelte.

## E

## Petrus Vinea.

## Novelle.

In einem Thurmgemach, das durch vergitterte Fenster auf die kalabrische Küste und [das weite ruhige (die weite) Meerbläue blickte, saß ein Jüngling, oder der es eben noch gewesen war, den Becher vor sich und ein schönes Weib auf den Knien schaukelnd. Er küßte es [,], aber es entzog sich ihm [u. sagte] und sagte zornig u. kummer [lich] voll: König Heinrich, [wie?] so verträumst du deine Zeit und siehe, hier finde ich dein erstes graues Haar. Sie zog es ihm aus den braunen Locken.

Er lächelte. Wäre es das letzte braune! sagte er und [meine] [Stunde] (Zeit) da! Das Leben dauert mir entsetzlich lange und noch mehr, wenn die ewige Bläue [herrscht] (gleißt), als wenn die Winde tosen u. das Meer brandet (Es ist mehr Abwechslung in den Stimmen des Sturmes). Mich wundert, daß du noch jung bist, nachdem wir schon eine ganze Ewigkeit (zusammen) auf diesem Felsen sitzen. Aber du blühest [, wie] zeitlos und er küßte sie wiederum

## F

## p. v.

## I.

In einem Thurmgemach, das aus [seinen] schmalen Fenstern auf die calabrische Küste und das Meer [hinausblickte] (schaute), saß ein [verhärterter] bleicher junger Mann vor einem goldenen Becher und blickte

in den Wein, ohne ihn zu kosten, während sein verhärmtes Weib neben ihm stand und zu ihm reden wollte [,]. Er zog sie in seine Arme und küßte sie. Sie entzog sich ihm vorwurfsvoll und sagte: Denkst du nie an deinen Knaben?

Oft, erwiderte er. Er ist besser daran als wir. Er spielt und ergötzt sich mit Seinesgleichen auf der himmlischen Aue oder dann haust er bei den Schatten, die dem Unschuldigen auch nicht unfreundlich beggnet werden.

## G

## Petrus Vinea.

## I.

In dem Thurmgemach einer kalabrischen Burg, die aus schmalen Fenstern auf das Meer hinauschaute, saß ein Gefangener und starrte in seinen goldenen Becher, ohne den Wein zu kosten, während sein Weib neben ihm stand und mit ihm reden wollte. Er nahm sie in die Arme und (ver)schloß ihr mit einem Kusse den Mund. Sie aber entzog sich ihm und redete Heinz, denkst du nie an deinen Knaben?

[Oft Gar] Oft! antwortete er, und gerne. Ihm ist wohl. Er spielt mit den Engeln auf der himmlischen Aue.

— Ich meine den andern! Den, der lebt.

— Den hat der Kaiser an sich genommen und erzieht ihn. Er ist gut aufgehoben.

Da empörte sich das Weib über diese Gleichgültigkeit des Vaters gegen sein Kind und erging sich, (wohl nicht zum ersten Male), in zornigen Vorwürfen „König Heinz“ sagte sie, daß du dich fallen lässest und in dich selbst versinkest, das ist deine Sache, obwohl nicht eines Mannes Werk, dem eine Krone genommen wurde, auch hielte ich solches nicht für möglich, wenn ich es nicht mit meinen Augen sehen würde. Lange habe ich dich Schlastrunkenen gerüttelt, aber jetzt [bin ich] werde ich es müde. Es ist vergeblich Werk und bringt mich noch um den Rest deiner Liebe. Weigerst du dich doch jeder Hülfe und Rettung, die mein Kopf für dich ersinnen könnte! Der Flucht, der fußfälligen Bitte oder der Verschwörung. [Das sei!] So völlig gibst du dich auf! Das sei! Aber daß du deinen Knaben aufgibst, dein Fleisch und Blut in fremden Händen lässest, dein Kind nicht wieder erringest, wäre es auch mit

Freveln, das vergebe dir Gott, ich kann es dir nicht verzeihen, König Heinrich.

Der Gefangene [König] hatte Königin Margrit gelassen angehört und erwiderte ungekränkt: Es ist heute ein himmlischer Tag — er blickte auf das Meer hinaus und labte die Augen an der frischen Bläue — aber du bleibst mir lieb, wenn du mich auch plagst und beschimpfst — da [es] (das Meer) heute so schön [ist] und auch meine Seele hell und klar ist, will ich dir auf alles, was du mir vorwirfst, gründlich antworten, und, verständig wie du bist, wirst du einsehen, daß ich Recht habe, [als der welcher ich bin] (nach meiner Natur) denn anders [freilich] kann ich mich (einmal) nicht ([einmal]) machen. Ofter freilich bin ich wild und verdüstert und erhebe fluchend die Hand gegen mein verfehltes Leben und dein unsinniges Beispringen und Helfenwollen. Heute aber [bin ich gut] (rinnt mein Blut leicht). Willst du mich anhören?

Königin Margrit bejahte, setzte sich neben ihn [,] und legte die Hand auf seine Schulter, denn sie war im Grund ein gutes Weib und liebte ihn herzlich König Heinrich aber begann:

## H

## Petrus Vinea

## Novelle.

## I

Der Abend dämmerte an der calabrischen Küste u. auf einem Vorgebirg läutete ein Kloster das Ave. An dem [gegenüber] scharfen Umriß des gegenüberstehenden, das schroff in das Meer abfiel, wand sich ein Reisezug empor, dessen vorderste Gruppe schon Einlaß begehrte vor dem Thor des [Kerkerähnlichen] (des) Thurmes, der diese Klippe krönte. Andere ließen ihre Thiere auf halber Höhe verschmausen und der Letzte, in weiße[r] in [Kapuze] (Mantel), und auf weißem Rosse hielt noch am Fuße des mächtigen Zaßens, [der] (dunkel) auf einem (dem) zornigen Gewitterhimmel stand.] und (betrachtete die Kerkerähnliche Burg, die er trug u. die auf einem zornigen Gewitterhimmel stand). [die schwarze Burg] Dann stieg er ab und führte, den Dienst eines Begleiters zurückweisend sein [sein] feines Roß das von edelster Art schien aber vor dem Wetterleuchten scheute, [am Zügel] am Zaume mit unendlicher Sorgfalt



die Krümmungen des Burgwegs empor, oft von einem Blig überschimmert, der ihn in liebevollem Kampfe mit dem sich bäumenden Thiere zeigte.

Als er (es) endlich [es] begütigend, durch den niedrigen (aber fackelhellen) Thorbogen [ritt] (brachte), wurde er in dem engen u. hohen Hofe [von dem Castellan] [mit] (von den Fackeln der Insassen) u. (von) seinem eigenen mit zahlreichen Lastthieren vorangekommenen Gesinde auf ehrerbietigste empfangen u. erfuhr (übrigens ohne Verdruß,) von dem Castellan, König Heinrich, nach welchem er sich erkundigte und der der Befangene dieser Burg sein mochte, habe heute (Abend) schon frühe sein Lager und die Ruhe gesucht. Dann gebot der Reisende seinen Leuten, ihm eine lustige Kammer und ein einfaches Mahl von den mitgebrachten Vorräthen zu bereiten, was den Zorn des (verschmähten) calabresischen Burgklochs erregte, der, die blanken Zähne knirschend [ihm] (dem Gaste) den Rücken wandte. Zuletzt [ersuchte] (fragte) er den Castellan in höflicher Art, ob ihn die Königin noch empfangen könne. Dieser ging ihn zu melden und brachte den Bescheid, Königin Margaretha bitte den Erlauchten [,], sie im Saale zu erwarten

Er wurde in ein spärlich er [leuchtetes] (helltes) ((das von)) (durch) Segenstände [n] der Andacht, Bildwerk und Betstuhl, verengerte [n] (s) Gemach mit einem lastenden Gewölbe geführt. Hier stellte er den Castellan zur Rede, der ihm [ein] heftige Seberden, aber ein ruhiges Gesicht entgegenhielt. Wie befindet sich der König, fragte der Besuch [er].

Sehr ungleich, Erlauchtester — [,] wie sich eben ein Jüngling oder der es eben noch war, befinden kann, wenn man ihn der Freiheit [beraubt] (nimmt). Abwechselnd verbringt er seine Tage [n] mit wilden Ritten und Hegen, wo ihm seine Wache kaum folgen kann [und] (oder) im wichtigsten Müßiggang und der vollständigsten Faulheit und Unthätigkeit. Nie berührt er eine Feder oder ein Buch (wie der Herr Kanzler wohl auch weiß er meinte damit offenbar den ihm Gegenüberstehenden). Mit seinem Weibe (fuhr er fort) ist [er bald] (der König) äußerst zärtlich und erdrückt sie mit Liebkosungen, morgen zankt und streitet er (sich) mit ihr (herum), [ja] er verwünscht, ja er mißhandelt und schlägt sie. Seine (ihm genommenen) Kinder, [die ich die Majestät der Kaiser ((nach?)) genommen hat] vermißt er oft schmerzlich und jammert ihnen herzbrechend nach, bald vergißt er ihr Dasein. [Mit] Seinen Vater dem Kaiser macht er sich viel zu schaffen, redet mit ihm im Selbstgespräch, des Tages,

wenn er sich allein glaubt und mehr noch nächtlicher Weile (viel und) heftig [aber] sich anklagend und entschuldigend aber immer [mit] (großer Ehrfurcht) und Ehrerbietung. Der Castellan machte eine Pause und schloß: Und [dem Becher] dann huldigt [er] (der König) dem Becher. Jetzt, zum Beispiel, liegt er trunken).

Der Kanzler, wie in der Castellan genannt, hatte [,] den Bericht, der ihm nichts oder wenig neues sagen mochte, ruhig angehört, dann fragte er: Wie war es hier während des Aufstandes der Barone.

Erlauchter glaubt gerne, daß wir Tag und Nacht wachsam waren (und jeder auf seinem Platze stunden) auch drängte (oder schlich) [keine] sich weder öffentl. Kunde noch geheime Botschaft ein. Doch durften wir die Königin nicht verhindern, drüben bei den Frauen — er wies in der Richtung des Kloster — Messe zu hören und Erlauchtester weiß (besser als ich), wie alle Klöster des Reiches zusammenhangen unter sich und mit Rom und wie die Engel (und Mönche) — er lächelte — zwischen ihnen fortwährend boten laufen. So ist (es) nicht erstaunlich, wenn die Königin dem Könige die Anträge der Auführer zutrug und ins Ohr flüsterete. Da gab es aber Auftritte. Der König [schrie] (rief) — und je mehr die Königin (ihn) bat, leise zu sprechen — desto lauter [rief] (schrie) er (und) aus, [er] nie werde er sich gegen den Kaiser verschwören, der ihm sonst genug zu vergeben habe. Er verfluchte sein Weib als eine Eva und Verführerin [ung] und schleifte sie an den Haaren — während dieser [Reden] (er immer gedämpfter [teren] redete) hatte der Castellan (allmä) halb (hielt) gegen die Thür gewendet durch welche er die Königin erwartete, [die jetzt] und jetzt ein auffallend schönes Weib. Sie schritt auf den Besuch zu und stellte sich ihm mit [stolzer] (feindlicher), ja fast mit einer [feindlicher] (herausfordernder) Seberde und mit [herausfordernden] (drohenden) Augen gegenüber. [Ihr] Du hier, Petrus Vinea, sagte sie. Was willst du gegen uns? Das Wort des heiligen Vaters [an dem König] wahr machen?

Ich weiß nicht, welches Wort des heiligen Vaters meine Herrin meint (wo steht es) erwiederte Petrus [bescheidenem] ([sanftmütigen]) (Tone), aber auch seine Augen loderten (begannen zu), denn er fühlte den Haß des Weibes

Hier! Sie [zeig hob] ([zeigte]) (wies ihm) ([in]) eine Rolle, die sie in der Hand hielt: in diesem neuesten Rundschreiben des heiligen Vaters an [alle] (seinem ganzen) Cleriker Nicht mit einem boshaften Lächeln oder einem höh[n] [ischen] (enden) Worte, sondern mit dem Jubel

eines offenen Hasses [in] bot sie dem Kanzler das (aufgerollte) Blatt tödtlich, frohlockte sie

Der Kanzler ließ das Blatt (sich) wieder zurollen und schob es (ungelesen) ([gelesen]) in den Busen.

Was führt euch her, Petrus, fragte die Königin. Der Kaiser, antwortete dieser, trug mir auf, da mich einmal seine Angelegenheiten herübergeführt hätten, [auch] nach deren Beilegg euch . . . . zu besuchen und mich nach Euren und des Königs [Angelegenheiten] (Wünschen) zu erkundigen

Da wurde das junge Weib traurig und antwortete: Der König Heinrich hat keine Wünsche mehr außer vielleicht, in seinen vernünftigen Stunden, das Ende und das Grab. [Der Kerker] Ihr habet ihn mir durch eure Schrecken und Kerker mehr als zur Hälfte zerstört. Meine Wünsche aber sind einfach — und der Zorn [be] (über) wältigte sie wieder: ich wünsche von Herzen und weiß, daß es sich erfüllt: Kaiser Friedrich und sein ganzes Geschlecht möge böse zu Grunde gehen, wie mein (lieber) König Heinrich, nach einer [Fülle] (unerforschlicher Menge) von (gegenseitigem) Verrath und Greuel[n]. Und auch du (Petrus Vinea) mögest deinen Kaiser schlimm verraten, der dich ja zuvor [hintergangen] ([betrogen]) und zum Hahnrei gemacht [hat] wie der heilige Vater jetzt haßvoll der (g. Ch. geoffenbart hat). Sie sprach das gemeine Wort ohne Spott, [aber aus] und Bosheit aus, auf des Kanzlers Brust deutend wo das Blatt und wohin auch er mit der Hand fuhr tödtlich erblassend, obgleich es eine alte und völlig unwahre Geschichte war. Die Grausame weidete sich an [dem] ([diesem]) er [bleichen] an der (die) Verwundg und dem Erbleichen.

[Ihr] Der (inzwischen leise eingetretene) Sarazene des Kanzlers machte eine Bewegg, seinem Herrn beizustehen, berichtete dann aber in seinem gebrochenen Italienisch, das Lager des Sebieters sei, Kühle halber, da sich das Gewitter verzogen habe und die Sterne stralen [unter] auf der hohen Burgzinne gebreitet und das [Ab] Mal bereit, [worauf] (wozu) die Königin [sagte] ([frei her]): bemerkte [der] er thue wohl, die Schloßküche zu vermeiden denn, so sagte sie frei heraus, ich hätte euch vergiften lassen, soviel an mir liegt. Dann wünschte sie (die schöne Rasende) dem Kanzler gute Nacht und verließ ihn.

## J

Petrus Vinea.

## Ein Trauerspiel in 5 Akten

Ein Semach im (Kanzler-) Palaste [des Kanzlers] Eine flackernde Kerze. Windesbrausen. Myrrha. Euphemia.

M. Wehr' dich, Flämmchen! Verliß nicht, Seelchen! (Nur) Bis sie da sind. Hüpf' und winde dich, aber laß dich nicht aushauchen! Eins, zwei, drei. Drei Tage schon unterwegs. [von] Den 20 waren sie in Brindisi, schrieb der Kanzler. Wie der Wind wüthet! Man muß für sie beten.

E. Es ist heute Freitag.

M. Heilige Mutter Gottes, Stern des Meeres, wandle über den Wellen und besänftige sie [mit] (unter) deinen [hei] benedeiten Sohlen. (Sei Ihnen gnädig) [Mutter Gottes] (Barmherzige!) Ist der Umberto am Port?

E. Schon seit drei Tagen und drei Nächten. Ihr werden Botschaft haben, sobald [ein] Segel in Sicht ist

E. Soll ich nicht Kerzen anzünden? Es ist so graulich hier.

M. Nein, ich ertrage das Licht nicht und muß mich (jetzt) doch ans Dunkel gewöhnen. Wehr dich, Flämmchen! Nur bis sie kommen!

E. Ihr werdet genesen, Herrin! Doch, ein Bedenken Herrin! Wenn es nur wäre, wenn es nun sein sollte.

M. Was? Daß ich sterben muß?

E. Ein großes Bedenken, Herrin!

M. [Was] Ein Bedenken?

E. Vergebt Ihr, was ich rede? (Myrrha nickt). Ihr könnt sie kaum erwarten, den Kanzler und (den) Kaiser? Den Kanzler, ja. Es ist christlich, in den Armen des Satten zu sterben. Aber der Kaiser? Wird sein Angesicht nicht eure Stunde stören, jetzt da Ihr gebeichtet habet? Und die Zehrung empfangen. Jetzt da ihr rein seid vom Wirbel zur Sohle. Denn sie sagen, daß ihr die Majestät geliebet habet und ist glaublich, da es ein so herrlicher Herr ist.

## K

## Alma.

Wie ist dir, Herrin? Schließe ich das Fenster? Die Nachtluft weht kühl. Aber

(Nein, laß es offen, es ist so schwül). Aber blick nach dem Port. Läuft kein Segel ein

Euph. ich fühle mich schwach [wie] und mein Leben flattert, wie dort das Flämmchen der Kerze ich [kann im Dunkel nicht] Das Meer hohl geht. (nur daß kein Stern)

Schon [seit einer] den dritten Tag. Haft du den Flaminio in den Port gesendet

Er [ist den ganzen Tag] (steht sich) dort schon von Morgengrauen an Wache. Sei ruhig Herrin. Er bringt dir Semal, sobald der Kanzler das Land betritt. Er ist treu und liebt dich, wie wir alle.

Den Kanzler und den Kaiser

Serwiß beide, wenn sie zusammen reisen

Euph. Ich fühle mich schwach und [der Res] mein Leben flattert, wie dort das Flämmchen an der Kerze Der Wind [löscht] bläuft es aus.

Jesus Maria.

Siehst du wohl? Doch das erschreckt mich nicht. [Ein armes Weib wird] Ich bin nicht die erste, die stirbt und ich bin versehen und [vor] bereitet

Aber, Herrin,

Was meinst du

Pater [Eusebio hat euch durch die leg] Ihr habet euch durch [(eben)] (heute) die Beichte [gereinigt] (gewaschen), nun seid ihr rein vom Wirbel zur Zehe, hütet euch, in [der leg nun] vor jedem Flecken

Meine Liebe zu euch heißt mir reden.

Was denkst du dir?

ich meine — [wenn Ihr erlaubet] mit (Huld und) Erlaubnis. er thätet besser, den Kaiser nicht mehr sehen zu wollen. Euern Semal, ja. (Das) Es ist christlich! Aber den Kaiser [ent] (Liebe Herrin) Besser (ich meine in meiner Einfalt) entschlüget ihr aller weltlichen Gedanken. [Der Böse] ist mächtig und es wäre [euch] eurer Seele nicht heilsam, mit [dem Kai] einem fremden Mann im Herzen die dunkle Schwelle zu betreten (wenn — es einmal sein muß).

Thörin! Glaube mir (doch) nicht an das alberne Märchen!

Ich glaube (auch) nicht daran. Aber wir Weiber sind schwach und es wäre schade, wenn Eure Seele den geringsten Schaden erlitte, und dann, der Kaiser ist, wie wir alle wissen, ein Ungläubiger und ich möchte, um nichts auf der Welt, an meinem letzten (Pfühl, wenn ihr denn meint daß er euch bereitet ist) einen Ungläubigen stehen haben. Euer [Todes en] Engel könnte davor schaudern

Plaudre nicht länger. [Sieh] ich höre Schritte, Sehe entgegen und öffne!

Allein (erhebt sich). Eben noch so schwach und jetzt mein Herz, Klopft du zum Zerspringen. Ruhig, mein Herz. ich [kann keine] (es ist keine) Schuld finden an dem, was ich thun will. Es ist Verrat, aber aus ([der ver?]) Liebe und dann ist so wunderbar, daß es (zu beiden) weder (zu) [ge] tadeln noch zu loben ist (Und dann weiß ich nicht, warum ich es thue und muß es thun [.] sie wanlt Und [dann] (thäte ich es) könnte ich die Erde nicht ruhig verlassen und müßte zurückkehren, um meine [todten] Lippen zu öffnen. Lieber noch die sterbenden.

Kaiser Vinea

Vinea (fängt sie in den Armen auf) mein liebes Weib (er küßt sie) und führt sie auf das Ruhebett

Ruhebett

K Edle Herrin!

[K]. P. (Mein) Liebstes, dein Brief wurde mir vom dem Schiffe (das uns holte) nach Calabrien. Du riefest so dringlich und ich verzweifelte fast, als der Sturm uns verschlug und glaubte dich durch [die] (im Ansturz) Wellen rufen zu hören. Hier bin ich und der, den du mit mir herriefest.

K. Edle Frau, nicht minder, als Petrus war [ich] zürnte ich mit dem Winde, der uns von euch wegriß, aber da sind wir und [hoffen,] und da wir euch noch lebend finden, [warum] so hoffen wir, daß Ihr noch eine Weile bei uns bleibet und uns nicht verlaßt.

E. Setzet euch Beide an mein Lager [und] gebt mir die Hände! Bleibet unzertrennlich in meinem Andenken. Mein ganzes Leben seid ihr, (beiden) edle Männer. Nehmet meinen Dank, daß ihr mich vor mir selbst erettet habt. Du Petrus, mit deinem Großmut, — und [deine] du, mein Kaiser, mit deiner Selbstüberwindg. Ich war ein sündiges Weib, aber ihr beide hieltet mich vom Abgrund zurück. [Aber] Seit der Stunde da ihr mich mir selbst zurückgabet, habe ich nur [einen] (den) einzigen Gedanken gehabt, euch zusammenzuhalten und jeden Schatten zwischen

euch fernzuhalten Sagt mir es noch einmal, daß ihr euch liebet und nichts zwischen euch liegt, daß ihr miteinander siegt oder untergehet, Vergieb, erhabner Herr, dein Stern kann ja nicht untergehen, und wenn sich [die] die Welt gegen dich erhöbe, aber ich ängstige mich, ich sehe dich bedroht

## L

Euphemia, Alma.

Ein Zimmer im Palaſt des Kanzlers.

A. Schließe ich das Fenster, Herrin? Es weht feucht und kühl.

E. Nein! mir iſt ſo bang. Aber ſchau hinüber auf den Port, ob kein [Segel] Schiff einläuft. Was ſiehſt du?

A. Nichts als Finſterniß und den Stern des Leuchtthurms. doch ich höre [das M] die See branden, ſie geht hohl.

E. Schon den dritten Tag. Haſt du den Flaminio in den Port geſendet.

A. Er ging hin mit dem Morgengrauen. Beruhige dich, Herrin. Er bringt dir den Gemahl, ſobald dieſer das Land betritt. Er iſt dienſteifrig und lieb dich, wie wir alle

E. Den Kanzler und Kaiſer, beide?

A. Gewiß beide, wenn ſie zuſammen reiſen.

E. Ich fühle mich ſchwach. Siehe, das Flämmchen dort auf der Kerze, wie es flattert. Das iſt mein Leben.

A. Ich zünde die andern Kerzen an

E. Nein, ich ertrage das Licht nicht und dann: ich ſehe es gern, wie ſich das Flämmchen [dreht] (ſich drückt) und windet. (Wehre dich) [Ein Windstoß bläſt es aus]

A. Jeſus Maria

E. Siehſt du wohl? Das erſchreckt mich gar nicht. Ich bin nicht die erſte die ſtirbt und, [ſchlüpfe mit dort] (dünn genug, um mitdurchzuſchlüpfen). Ich bin verſehen und vorbereitet

A. ſeufzt.

E. was meiniſt du?

A. ich meine nur ſo — mit (Euerer) Huld und Erlaubniß: ihr ſeid jetzt durch (die) Beichte [und] gewaſchen vom Wirbel zur Zehe, es wäre Schade, euch wieder — Ihr ſolltet den Kaiſer nicht mehr ſehen, Herrin.

E. Was denkiſt du dir.

Nichts. Aber glaubet mir, Herrin, ihr thätet beſſer, in den Armen eures Gemahls, des Herrn Kanzler aus der Welt zu gehen,

## M

## II.

In einem von dem Licht einer hangenden Ampel [schwach] (kaum) angedeuteten Raume der Kanzlerwohnung in Palermo lag eine erschöpfte Frau, die kleine unruhige Helle anstarrend und schwache Worte murmelnd, welche die neben ihr knieende Dienerin mit Mühe verstehen konnte, denn es fuhr ein wüthender Sturm um die Ecken des nahe am Port erbauten Palastes und wann er schwieg, dröhnte die Brandung.

„Laß dich nicht ausblasen! flüsterte die Kanzlerin, und es [war] (blieb) ungewiß, ob die kleine [schwa] tanzende Flamme oder das erlöschende Leben gemeint war. „Wehr dich, Flämmchen! Nur so lange, bis er da ist. Wie lang ist er jetzt unterwegs, Myrrha? Mein Gedächtniß verläßt mich.

„Nach dem letzten Schreiben des Kanzlers zu rechnen, [müssen] antwortete die dienende Sicilianerin, [wer] werden sie an Himmelfahrt in Tropea angelangt und [dann] (dort) gleich in das Schiff ge [stiegen] (treten) sein. So sind die Beiden heute den siebenten Tag auf der Flut. Ein Windstoß erschütterte das Haus und sie schrie: „Mutter Gottes, hilf ihnen, auch wenn sie dich nicht anrufen! Um so brünstiger thun es dafür wir Frauen.“ Und die Herrin sprach ihr nach: „Mutter Gottes, wandle vor ihm her und beschwichtige das Meer unter deinen benedeiten Sohlen. Halt dich wacker, Flämmchen!“ Dieses aber [erlosch mit] zischte und erlosch.

Ein Frost schüttelte sie in der Finsterniß und sie wimmerte: Huh! Wie wird es sein, wenn wir nackte Seelen uns frierend zusammen drängen und ich so mitschlüpfe. Da umschlang die Sicilianerin ihre Herrin mit den jungen Armen, um sie zu erwärmen und diese fragte: „Ist Faustin im Port?“

„Er und alles Gesinde. Hundert Füße laufen [,] beim Anblick einer Schiffslaterne und du weißt es im Augenblick. Aber, Herrin, wisperte sie von Mund zu Mund, durch [die] (das) Dunkel ermutigt [,]: Ihr erwartet den Semal, den Kanzler [,] —

Wo stürbe ein Weib besser, sagte Frau Phemia, als in den ehelich ihr vermälten Armen?

— Doch noch [bei?] ungeduldiger erwartet Ihr den Kaiser....

— Beide —



— Wird [er] sein Antlitz nicht Eueren Frieden stören, jetzt, da Ihr gebeichtet und gespeist seid . . . denn sie sagen, ihr habet die Majestät geliebt und das ist glaublich

Thorheit der Welt, seufzte die Kanzlerin. Doch habe ich nicht gesündigt, Myrrha, außer in Gedanken.

— Darauf stirbe ich, Herrin; werden aber nicht auch Gedanken gerichtet?

— Unmöglich, Myrrha. Es [Das] sind ja nur flüchtige verftohlene Zeichnungen, einer [I] hinter den andern sich verftedend die selbst Sott nicht entwirren kann

Das ist tröstlich. Aber, [fuhr] (blieb) die Magd hartnäckig [fort] (auf ihrem Gedanken), doch glaube, es wäre Euch [besser] (heilfamer), jetzt, da Ihr begnadigt sein das Angesicht des Kaisers nicht [wiederzusehen] (mehr zu erblicken)

„Nein, schrie Frau Phemia verzweifelnd: ich [muß] (will) ihn sehen, ehe ich gehe, sonst müßte ich zurückkehren, um es ihm zu sagen und das wäre schmerzlich, müde wie die Todten sind, und [es würde] ihn [erschrecken] dann möchte ich ihn auch nicht (als mein Gespenst) [erschre] erschrecken.

— Habet Ihr ihm denn noch etwas [Wichtiges] (Neues [und]) zu sagen, [?] Herrin?

— Ja, ein (wichtiges) [großes] Geheimniß. Petrus, die Kranke [sprach] (rief) es mit lauter Stimme, verräth ihn.

„Da seien alle Engel und Heiligen davor!“ entsetzte sich Myrrha. Der Kanzler verriete den Kaiser? Das ist unmöglich. Herrin, Ihr redet im Fieber.

„Er wird verraten von Petrus, sage ich dir und das soll er wissen!

— Und [Ihr] (das) werdet (Ihr) es dem Kaiser vor den Ohren des Kanzlers sagen?

— Ja gewiß. Es ist nicht so schlimm, wie du denkst. und wenn du mich fragen würdest: wie ist es so würde ich dir sagen: Sieh, es ist, wie wenn du tödtlich erkranktest, an einer Seuche oder dem Stich einer giftigen Schlange und ich hätte das Heilmittel und verschloße es in den Schrank und verftedte den Schlüssel, doch horch, Geräusch — das sind seine raschen Schritte [,!] Sie erhob sich leicht, (und freudig) [wie von neuem Blut durchströmt] als durchströmte sie plötzlich ein neues Blut und trat jung und schlank, (die Anmuth selbst), das [lieblichste] (feinste) Weib von [feinster] (edelster) Sriedchenart, in die flam-

mende Helle der [Fackeln], die [Kaiser Friedrich] den eintretenden Kaiser umgab, dem der langsamere Kanzler nachfolgte.

„Erschreckt nicht, liebe Frau, [sprach] begrüßte sie Friedrich und nahm ihre Hand [da] (hier) sind wir. Da die See hoch ging, hielten wir auf den nächsten (Port) und ritten dann von Messina [durch die Insel] in tiefenden Kappen und Mänteln durch die Insel. Aber, Herrin, Ihr seid ja wohl oder doch viel besser, als Euer Schreiben sagte, das wie eine wunde Möwe durch den Sturm der Meerenge schrie

Ich grüße dich, mein liebes Weib, sprach nun auch [Petrus] (der Kanzler) bescheiden und ergriff die andere Hand der Kanzlerin. Willkommen, mein guter Petrus! sagte sie; und führte die Beiden an das Ruhebett, auf das sie [sich] plötzlich erschlaffend nieder [sanft] glitt, [den] den Kaiser und den Kanzler zur Rechten und zur Linken haltend (und mit schwacher Anstrengung neben sich niederziehend) Dann [löste] (machte) sie [die] (ihre) Hände, [die sich auf ihrem Schooße falteten] [und ließ sie gefaltet in den Schooß sinken] (um sich zu halten). (Mich) [Es] hat [mich] herzlich verlangt, Euch Beide noch einmal zusammen [!] zu haben, sagte sie, denn meine (letzte) Stunde ist ganz (nahe), ja ich glaube, sie ist da, nur Ungeduld und Freude haben mich Sterbende noch einmal besetzt. Ich aber habe noch mit euch zu reden. Wirklich, das feine Gesicht war voller Blässe und Tod, die (bleichen) Lippen bebten und der Busen leuchte.

Zuerst, flehte sie dann, bitte ich dich [noch einmal] um Vergebung, mein guter Petrus, daß ich dich nicht habe lieben können, wie du es verdienstest —

Laß die Rede, sagte dieser sanft, das gebietet sich nicht und ich habe dir nichts zu vergeben, mein liebes Weib, da du mir die Treue gehalten hast. (Laß das ruhen!)

Und Kaiser Friedrich fügte hinzu [,]: Edle Frau, es war ein Traum —

Wie ich (morgen) selbst einer sein werde, [Friedrich, flüsternd] (lächelte) sie, aber, du hast recht, (Petrus) das ruhe, wie ich Ruhe zu finden hoffe, doch das kann ich nicht, bevor ich (dich) nicht beim Kaiser verklagt habe, mein guter Petrus.

Da bin ich doch begierig, [mein Kind], sagte der Kanzler (leicht erstaunt). Aber [thue das] (verklage) nur, mein Kind. Er glaubte es mit einer Einbildung, mit dem Wahn einer Sterbenden zu thun zu haben.

So höret mich an, sagte sie, und unterbrechet mich nicht, denn mein Athem geht zu Ende.

Ihr wißet, ich bin keine politische Frau, aber so viel habe ich doch verstanden, daß deine Herrschaft mein Kaiser, gefährdet ist, nach so viel Arbeit und so viel Ruhm. Du hast, [ich] (du Glücklicher) sie versuchte einen Scherz, [das vierte Weib und den vierten Papst] Unglück in (Ehe) [Weibern] frauen und Päpsten, [und und] und dieser letzte Papst, der Senuesse bringt die Welt gegen dich in Aufruhr. Er flammt wie ein Blitz gegen dich und will dich vernichten — weißt du noch, wie neulich (vor uns) eine deiner sarazen[ischen Tā]inen auf den zwei goldenen Kugeln tanzte, [d] eine wegstoßend und auf der andern sie wiederreichend du [aber] scherztest: so [tanze] (springe) ich [auf] (von) Deutschland auf Italien und wieder rückwärts — das arme Kind aber stürzte und so unglücklich, daß man sie mit gebrochener Hüfte wegtrug — nun wisse mein Kaiser, auch dieser hier, dein Freund Petrus glaubt dich und dein Haus tödtlich bedroht [aber er weiß] (doch kennt er) zugleich (ein Heil) eine Rettung, die will er dir aber, [der Böse, sie dro] nicht sagen, der Böse, und sie drohte Petrus mit dem Finger Nun weißt du es aber und kannst ihn, wenn [das] (dein) Anheil wachsen sollte, dazu zwingen. Und glaube nicht, daß ich lasse, [weil] nicht einmal, hundert Male habe ich so reden hören, im Lager aufgerichtet sprach er so in der Stille der Nacht, während ich mich schlafend stellte, oder [in seiner Bibliothek] (unter seinen Büchern und Schriften), in [seinen] (den) Sessel gestreckt. wenn ich den Vorhang hinter ihm gehoben und auf leisen Sohlen, um ihn in seiner Seiftenarbeit nicht zu hören, eingetreten war, oder bei einer andern jener Gelegenheiten, wo sich ein Mann dem Weibe [blossgibt] (verrät), aber immer, ohne mein lauschendes Ohr zu vermuten und seltsam, obwohl es seine Gewohnheit ist, laut mit sich selbst zu sprechen, ohne sein Geheimnis preiszugeben, — doch du wirfst es schon aus ihm herausbringen — [sonders so etwa] (er aber) sprach [er] (etwa so) Der Kaiser ist verloren, [etwas] (eine Stunde) früher, [etwas], (eine Stunde) später, die Stausen gehen unter — Vergangen [heit] und vergessen — und ich wüßte das Mittel, sie zu verjüngen [,] wie Adler, ihre Herrschaft zu erneuern und über die Erde auszubreiten, aber ich werde mich hüten, es (dem Kaiser) preiszugeben, das Weltgeheimnis [,]. Zwar ich liebe ihn, wider Willen, er ist ein einziger Mensch, weit voran seiner Zeit, die er mit seiner [Glanz] (Macht) erfüllt, und er würde mich doch nicht verstehen, denn er nicht groß

genug, sich der Zukunft zu opfern, er ist unermesslich selbstüchtig. Nein, er würde mich nicht begreifen, er ist nicht groß genug (er hat einen kleinen Zug) dazu und [wenn] (weil) er mich nicht begreifen (könnte), würde er einen Haß auf mich werfen [,] — jetzt da ihn [das] Mißgeschick und Alter argwöhnisch zu machen beginnen. Und dann wer bin ich, um in das (Welt)Geschick einzugreifen? Darf das ein Sterblicher? Nein, ich hüte mein Geheimniß Komme, was da kommen muß! So sprache (du), [dieser] mein guter Petrus, und das ist [war] (deine) Sünde. Jetzt aber weiß es der Kaiser und kann dich [zwingen] (nötigen), [du] ihm dein (Weisheit) Geheimniß zu offen(baren), das du ihm (vor) aus Übelwollen verstedten [wolltest] (willst, du Mißgünstiger). [Die] Ihr[e Wangen brannten] und (und) [ihr Busen flog] (sie warf ihm ein feindliche Blick zu).

[Während] dieser [seltsamen] (irren) Rede [war Kaiser Friedrich aus] Sterbenden hatte Kaiser zuerst mit [teilnehmender Seberde & fast] mitleidig gelauscht, dann aber (immer?) [bald] mit Aufmerksamkeit (er), dann [mit] (ge) Spann(g)t, der Kanzler aber zuerst mit Mißmut, dann mit Empörung, zuletzt (aber) mit (einer seltsamen) Ergebenheit. Du hast mich [lebend] (da du lebtest) verraten, [Weib], sagte er [ruhig], und jetzt verräthst du mich (noch) sterbend, du [verderbliches Weib].

Sie [wollte] (hätte) etwas Haßvolles erwidert, da trat sie der Todesengel an und drückte ihr das Herz zusammen. Sie erlebte und verschied mit einem lauten Schrei.

[Der Kanzler] [Die zwei Andern blieben eine gute Weile lautlos. Dann drückte der Kanzler dem Weibe die Augen zu. Ihre Züge hatten sich] beruhigt und sie lag wie ein (unschuldiges) Kind im tiefsten Schlummer, [schon durch eine tiefe Kluft von] (zwischen) von den Beiden (in dem selben Raum und doch) schon weit geschieden. Da [Der] (sie) ungeliebte Kanzler [sie so weltfern] schenkte ihr eine Thräne und (dann betrachtete er sie aufmerksam) [und hielt ihr [,] dann] (ohne) (als hielt er ihr) eine Todtenrede (in seinem Innern) als ein gerechter und milder Richter.

Weißt du (noch) Friedrich, zu jener Zeit, da du mich zum zweiten Male [aus] den Geschäften und (wie das erste Mal meinen) Studien entrieffest, [den in] und um mich, wie du sagtest zu verjüngen und mich [an] in deinen Lustkreis zogest, da brachtest du mich zu diesem [schönen] (vollkommenen) ([unvergleichlichen]) Geschöpfe, aus dem Hofftaut [der]

deiner Frau, der Jerusalemita, wie ich erstaunte und bewunderte, denn ich, [obschon] wie allen Ideen, auch der schönen Form (und ihren) [zugänglich Tauschungen] zugänglich —

Du hast für diese das [die Form des] Sonettes erfunden sagte der Kaiser völlig zerstreut, denn seine Gedanken waren [an] bei dem Geheimniß des Kanzlers.

Nun, lächelte der Kanzler, so wird sie doch, [in] als eine Dichtungsart fortleben, denn in anderer Weise wird sie es kaum, nachdem die leichte Flamme erloschen ist. Denn sie war nichts, wieder

## N

Die zwei Andern blieben eine gute Weile lautlos die Tode zwischen sich, die schon weit von ihnen entfernt war. Dann drückte der Kanzler dem Weibe die Augen zu, deren Züge sich beruhigt hatten und die, wie ein Kind, im tiefsten Schlummer lag. Der ungeliebte Kanzler schenkte ihr eine menschliche Thräne und dann betrachtete er sie aufmerksam als hielt er ihr innerlich eine Todtenrede als ein gerechter aber milder Richter.

Wie ich [be] erstaunte und bewunderte, sagte er dann, als ich, [diese] die schöne Täuschung, [das vollkommene Geschöpf] (die hier erloschen liegt) zum ersten Mal erblickte. Weißt du noch, Friedrich, es war, [als] (da) du mich zum zweiten Male — das erste Mal entrieffst du den lockigen Jüngling seinen Studien und seiner Tugend — als einen schon Kahlköpfigen, um ihn zu verjüngen, in deinen Luftkreis zogest, in den Hofftaut und die (blühende) Mädchenumgeb

## O

## Petrus Vinea.

[In] Unter der (lustigen) Kuppel eines (hochgelegenen) Sommerfales im Castell von Palermo ([ent]) schlummerte der Kaiser in [der Morgenfrühe] ([einer K]) (kühlen) Athem des Meeres, [das du] dessen Bläue die maurischen [Bogenfensterbögen] die untere Hälfte der Fensterbögen füllte, die obere dem reinsten Himmel überlassend. Herabgebrannte Kerzen, deren ([blasse]) (bleiche) Flämmchen im Morgenwinde (wie ein endendes Leben) flatterten und ein den Händen (gelösten Fingern) des Entschlafenen ent [fallene] (glittene) (Pergament) Rolle bewiesen eine [sch] durchwachte Nacht und die [tiefen] die gefurchte, vom

Schlummer ungeglättete Stirn eine schwere Staatsorgie und eine [(völlig)] (geschwundene) [beendigte] Jugend. Und diese mochte lange, weit in männlichen Jahre hinein, gedauert haben, denn der Körper, der hier ruhte, war von [wunderbarem] von geschmeidigem Wuchse und [das Antlitz von] und seltener Wohlgestalt. Aber die Seele war unruhig (auf dem wohlgebildeten) wie die (zuckende) flatternden Flämmchen im Morgenwind und über die Stirne zogen [die] Wolken, die dem (reinen) Himmel fehlten.

Jetzt [sic] kam etwas [geschlichen] (leise, aber ruhig gegangen (wie ein) [Vertrauter] Bekannter des Hauses) und eine mit (auf) unhörbaren Sohlen [trat] näherte eine große Gestalt, die vor dem Schlummernden stille hielt und ihn langsam betrachtete. Ein gebräunter ernster Kopf mit antiken Zügen und gekraustem (kräftig) leichtergrauten Haupthaar und Barte neigte sich [immer] (näher) näher über das schlummernde Haupt mit einem [sel] (seltsam) gemischten Ausdruck von Liebe, Mit [leid], [Bewunderung] und Abscheu. Die mochten sich kennen, die Beiden [, und]. in [In] der That: der [Schlummernde] Lauscher war Petrus Vinea, der Vertraute des Kaiser, und das Selbstgespräch, [das] er mit [sest] ge (ver)schlossenem Munde führte, lautete also

Da (s) liegt das Ungeheuer! [,] das [Wunder] (Auszug) der [Welt] und (Widerspruch) der Zeit! Ihr Kind [und sie weit übe] und [der] (die Züge der) Mutter verleugnend, ihr vorausgeeilt, und (zugleich) hinter ihr zurückgeblieben, der Gründer des Staates und der Verächter

In diesem Augenblicke sprang dieser auf, zwei strahlendblaue Augen [und jetzt] erschreckte Augen öffnend und schrie, [die] (den) Arm [e] [vorstreckend]: Mörder! sagte sich dann aber gleich und lächelte. Du bist es, Petrus! Vergib. Das da: [d] er berührte die Rolle mit dem Fuße, hat mir böse Träume gemacht

Wirklich, lächelte der andere zurück. Ich erinnere mich der Zeit, wo uns diese Lektüre ergögte, wenn wir sie zusammen lasen (genossen) und beantworteten Doch freilich, sagte er, der Schriftsteller ist ein anderer und sein Stift schärfer und auch wir Lesenden (sind ernster geworden) und — mit uns die Welt [sind andere geworden].

Ich weiß nicht, versetzte der Kaiser, ob es das beginnende Alter ist, aber mein viertes Weib und mein vierter Papst machen mit zu schaffen. die Engländerin und dieser Senuesse Er legt es darauf an

## P

## Petrus Vinea.

Unter der lustigen Kuppel eines hochgelegenen Sommerales im Castell von Palermo schlummerte der Kaiser in dem kühlen Athem des Meeres, dessen tiefe Bläue die untere Hälfte der [Fenster] maurischen Fenster füllte, die obere dem reinsten Morgenhimmel überlassend. Herabgebrannte Kerzen, deren sterbende Flämmchen im Morgenwinde flackerten und (am Boden) eine (aus) den gelösten Fingern des Entschlafenen geglittene Pergamentrolle bewiesen eine durchwachte Nacht und die gefurchte Stirn, die es dem (Morgen) Schlafe nicht zu glätten gelungen, eine schwere [S] Reichsorge und eine geschwundene Jugend. Diese mochte lange, weit in die männlichen Jahre hinein gedauert haben, denn der Körper, der hier ruhte, war, auch vom Schlummer aufgelöst, von seltener Geschmeidigkeit und Wohlgestalt. Aber die Seele suchte unruhig auf dem wohlgeformten Munde wie die im Winde flatternden Flämmchen und [auf der] (über die) Stirn [lagen] zogen die Wolken, die heute dem Himmel fehlten

Jetzt hob sich der Vorhang an der Pforte und leise, aber ruhig, als ein Bekannter des Hauses schlich auf unhörbaren Sohlen eine große Gestalt, Schritt um Schritt sich nähernd und ein gebräunter Kopf von antiken Zügen

## Die sanfte Klosteraufhebung

Das Frauenkloster spielt im fertigen und im fragmentarischen *Oeuvre* Conrad Ferdinand Meyers eine Rolle: Plautus im Nonnenkloster, die sanfte Klosteraufhebung, der Schrei um Mitternacht.

Über den letztern sind wir völlig im Dunkeln. Den Plautus hat der Dichter von A bis Z erfunden, wie er ausdrücklich betonte. Die sanfte Klosteraufhebung hat er gefunden. Aber wo?

Es scheint mir nicht undenkbar, daß ihm der Freund und Kunsthistoriker J. R. Rahn das unterhaltfame Hiftörchen zutrug. Er war ein genauer Kenner des Klosters Königsfelden, hat auch über die prachtvollen Glascheiben daselbst geschrieben.

C. Elis. Speyer <sup>1)</sup> legt den Finger auf eine Stelle im sechsten Bande der Müllerschen Schweizergeschichte, wo S. 392 eine Anmerkung einige wenige Textzeilen belebt und färbt: „... die Nonnen, auf die evangelische Freiheit sich stützend, beharrten auf Öffnung des Klosters, widrigenfalls sie diese selbst aussprechen würden. Wie viel oder wenig Anteil an dem Benehmen der Nonnen das Verlangen nach einem irdischen Bräutigam haben mochte, ... zuverlässig kam dasselbe mit ins Spiel; denn unmittelbar nach Öffnung des Klosters ... heiratete die Seckelmeisterin deselben, Katharina von Bonstetten, Wilhelmen von Dießbach und später Agnes von Mülinen den von der Regierung freilich nicht zu diesem Zwecke dahin abgeordneten Guardian der Barfüßer, Heinrich Sinner, sowie denn auch die Äbtissin selbst und zwei von Wattenwil sich vermählten.“

Diese Anmerkung stammt aus der „Helvetischen Kirchengeschichte“ des Ludwig Wirz. Es ist möglich, daß Meyer sie erst durch J. v. Müller kennen lernte; doch ebenso möglich und sogar sehr wahrscheinlich, daß er direkt darauf geriet, als er, von seinen Ratgebern Georg und Friedrich von Wyß und Meyer von Knonau auf die Fährte gewiesen, bei Wirz die Unterlagen und Hintergründe für seinen Komtur suchte.

Das steht dahin, so gut wie die Mutmaßung Elis. Speyers, daß der Anstoß bei Müller zu suchen sei. Aber eines ist keinem Zweifel

---

<sup>1)</sup> Archivio f. d. Studium d. n. Sprachen und Lit. CXXXIII S. 38 ff.



unterworfen: C. F. Meyer hat die „Geschichte des Klosters Königsfelden“ von Theodor von Liebenau (Luzern 1868) benutzt. Da ist, altentworfend belegt, Blüte, Zerfall und, wie der eifrige Katholik Liebenau trauernd bemerkt, unedle Selbstauflösung des Klosters geschildert. Meyer hat überall das irgendwie Brauchbare an sich gezogen. So z. B. die Verbindung der Nonnen mit Bullinger, dem Freund und Gesinnungsgenossen Zwingli; die sagenhaften Berichte vom Bruder Berchtold Strobel; die Anhandnahme der Klosterleinodien durch die Beauftragten der Berner Regierung; die Notiz über Helena Rindsmaul, die mit einem Salzburger Domherrn verheiratet war, der sie nach kurzer Ehe ins Kloster stieß<sup>1)</sup>.

Auf der vorletzten Seite bei Liebenau stehn im Verzeichnis der Königsfelder Klosterfrauen bei einander: Waldburg, Truchseß von Waldburg, Margarita Linsin, Helena Rindsmaul 1504—1524, Beatrix von Landenberg. Meyer behielt Vor- und Geschlechtsnamen der Helena Rindsmaul; der Linsin gab er einen andern Vornamen, Waldburg und Beatrix andere Familiennamen.

Die Namen in der sanften Klostersaufhebung sind überhaupt ein Kapitelchen für sich. Den Faust Erlach des Personenverzeichnisses ersetzte Meyer durch einen Lombach, d. h. den Vertreter eines noch blühenden Geschlechtes durch den eines erloschenen. Der Einspruch eines Leubelfing<sup>2)</sup> gegen die Erfindung in Gustav Adolfs Pagen mochte den vorsichtigen und immer vorsichtiger werdenden Dichter behutsam machen. Er überträgt freilich das Hofmeisteramt in Königsfelden einem Gliede der heute noch florierenden Bondeli; aber dieses Amt und der Mann sind ansprechend; und ein wenig biegt er doch aus, indem er in Bundeli ändert. Die einzige vornehme Berner Nonne nimmt er aus dem seit Jahrhunderten ausgestorbenen Geschlechte der Scharnachtal, wobei er wohl die Notiz bei Liebenau verwendet, daß die um 1437 in Königsfelden lebende Agnes von Mülinen die Tochter des Hans Friedrich und der Barbara von Scharnachtal war.

Aus einem andern Grunde mag er für eine der Nonnen den Namen Wirtz gewählt und dann mit Linsin(n) vertauscht haben. Er macht mit Linsin ein Wortspiel, hatte aber das Nämliche jedenfalls

<sup>1)</sup> Das Schriftchen von Melchior Schuler, Beschreibung der Schicksale und Umwandlungen des Klosters Königsfelden 1819, und Carl Brunner, Königsfeldens Schicksale, konnten ihm neben Liebenau kaum etwas bieten.

<sup>2)</sup> Briefe I, 348.

auch mit Witz beabsichtigt, um schon durch die Namengebung anzudeuten, daß Heloise ein einfältiges Geschöpf, ein Kohlkopf sei: denn Witz ist Wirsing, Savoyer Kohl. Er mag dann darauf verzichtet haben, weil Gottfried Kellers John Kabys-Häuptle nicht einzuholen war.

Heloisens knickeriger Bräutigam heißt bezeichnenderweise Sparenberg. So erfunden der Name aussieht, der Dichter holte ihn wahrscheinlich doch von dem stattlichen Landgut Sparenberg, das, jedem echten Zürcher bekannt, etwa zwei Stunden von der Stadt entfernt über dem rechten Limmatufer an der Straße gegen Baden liegt.

Einen Familiennamen Bibereck, den eine der Nonnen führt, gab und gibt es wahrscheinlich in der Schweiz nicht, wohl aber einen schweizerischen Weiler Biberegg, von dem das alte Geschlecht der Reding von Biberegg her stammt.

Wie Witz und Linsi sind Biber, Knopfli und Mötteli noch im Zürcher Adressbuch von heute zu finden. Ein Konstanzer Mötteli war um 1500 durch seinen Reichtum unter den Schweizern berühmt.

Das Kloster Königsfelden und die Königin Agnes blicken uns schon aus den „Zwanzig Balladen“ an:

Ein tiefer Klosterhof, ein Sittertor,  
Mit Eppich ist sein Bogen übersponnen,  
Im Hintergrund der Kirche schmaler Chor,  
Sintönig plätschert ein verborgner Bronnen.

Ungefähr zur Zeit, wo Meyer die etwas breitspurigen Verse einschmolz und für die „Gedichte“ umgoß, mag er die Grundlinien der sanften Klosteraufhebung gezogen haben. Er arbeitete, wie ein Brief an Friedrich von Wyß<sup>1)</sup> meldet, im Sommer 1882 an dem Thema; dann wieder im folgenden Frühling, wo er Louise von François mitteilt, er müsse eine lustige und eine ernste Novelle beendigen (4 Mai), und vier Tage später Rodenberg für die Deutsche Rundschau zwischen beiden die Wahl läßt: „Die sanfte Klosteraufhebung. Reformationszeit. Ein Berner Landvogt hebt ein Kloster auf, aber langsam und unrevolutionär, die Nonnen nach und nach verheiratend. Drei Jahre lang hat er aufgehoben: vier und die Äbtissin sind noch hartnäckig, welche er dann an einem Maitage an den Mann bringt. Charakter der fünf Nonnen und fünf Bräutigame“ (Langmesser S. 129). Am 22 August 1887 bekundet

<sup>1)</sup> Briefe I, 89. Der Brief ist 1883 und damit sicher falsch datiert. Denn der Schwiegervater, Oberst Ziegler, der als Lebender erwähnt wird, starb August 1882.

er Haessel die Absicht, an den Gegenstand zu gehen, am 11 September, daß er daran sitzt.

Zwei Blätter vermerken bestimmte Arbeitstage: den 8 und den 15 Mai 1886 diktierte er seinem Vetter Sekretär einen Anfang; am 10 März 1891 fing er die Niederschrift des letzten Fragments an.

Er begann die Arbeit am Sujet 1882 als Erzähler; 1887 trat er der Dramatisierung nahe, allerdings nicht, ohne zwischen ihr und der epischen Form zu schwanken: am 22 August schrieb er Haessel, er gehe jetzt an sein Lustspielchen, drei Wochen später: „ich bin jetzt an meinem Novellchen (oder Lustspielchen, je nachdem)“. Schließlich beruhigte er sich bei der Novelle.

Unter allen Fragmenten ist die sanfte Klostersaufhebung am weitesten gediehen. Allerdings wäre sie vermutlich die an Umfang geringste Novelle geblieben.

Erhalten ist folgendes:

1) Drittes Kapitel. Eigenhändiger Anfang. Nach der Schrift etwa 1883.

2) Die sanfte Klostersaufhebung. Novelle. Diktat von der Hand Fritz Meyers, begonnen den 8 Mai, fortgesetzt den 15 Mai 1886. Drei doppelseitig beschriebene Blätter. In den ersten und letzten Absatz des Diktates setzte Meyer eigenhändige Korrekturen ein, in die übrigen ließ er sie durch den Vetter einfügen, d. h. über die Zeilen schreiben, wie die an den betreffenden Stellen vom Löschen blässere Tinte zeigt.

3) Das Ende eines Klosters. Ebenfalls von Fritz Meyer geschriebenes Diktat von  $4\frac{1}{2}$  Seiten mit Korrekturen von des Dichters Hand auf der letzten.

4) Die sanfte Klostersaufhebung. Novelle. Zwei Blätter. Meyers Hand.

5 und 6) Zwei versifizierte Anfänge des Lustspiels. Eigenhändig. Zwei und ein Blatt.

7) Die sanfte Klostersaufhebung. Ein Blatt. Personenverzeichnis. Meyers Hand.

8) Die sanfte Klostersaufhebung. Datiert 10 März 1891. Dreizehn doppelseitig beschriebene Blätter. Meyers Hand; von ihm paginiert.

Die Schriftzüge weisen 4 und 5 in die nämliche Zeit, wahrscheinlich 1887, das Personenverzeichnis dagegen mehrere Jahre später, 1890

oder 1891. Demnach hätte der Dichter damals die Dramatisierung in abermalige Erwägung gezogen oder die dramatische gleichzeitig mit der erzählenden Fassung beabsichtigt, wie er ja den Gedanken äußerte, Dinea in dramatischer und epischer Form neben einander zu schreiben. Möglicherweise wollte er, nachdem er da und dort geschwankt oder das Eindrucksamste, Bezeichnendste noch nicht gewonnen, auf dem Blatte auch nur die Namen endgiltig festlegen, um während des Erzählens mit dieser Frage nicht weiter behelligt zu sein: Gottfried Keller teilte mir mit, er habe, als er am Martin Salander zu schreiben begonnen, nichts Schriftliches fixiert gehabt als auf einem Blättchen die Namen der Hauptpersonen, sodaß er nicht durch Vertauschen habe irrtgehen können.

Plautus im Nonnenkloster und Sanfte Klostersaufhebung wandeln das Thema der Klosterflucht im Gegensinne ab. Dort Gertrude, die vor der Zelle schaudert, in die man sie hineinstoßen will, hier ein Haufe, der aus den Zellen ausbricht, in denen man sie zurückhalten möchte; dort eine von marterndem Schmerz erfüllte Einzelstimme, hier ein lärmender Chor; dort ein unerschütterliches Gewissen, hier ein erschüttertes; dort der heiligste Ernst, hier ein lässiges Lachen; dort die Verzweiflung, die dem Leben und seinen Süßigkeiten entsagen soll, hier die erwachte Weltlust, die die irdischen Freuden erst zu ergreifen gedenkt.

Wenn auch der Dichter die den Weltfreuden zudrängenden Klarissen als durchschnittliche und ziemlich gewöhnliche Geschöpfe dachte, so sollten doch nach seinem Sinne auch sie einhergehen in dem großartigen „Triumphzug der Menschheit“<sup>1)</sup>, den er im Komtur zu schildern beabsichtigte. Er hat die Reformation immer geliebt, die zürcherische besonders. Hutten legte Tage, der Komtur, die Klosteröffnung stehen in der nämlichen Zeit nebeneinander. Hutten erlischt an der Ostgrenze des Kantons; in der Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebung wirkt und wandelt der Küssnacher Johanniter; das Kloster öffnet sich nahe der Zürcher Westgrenze im Aargau. Im Roman überstattet alle die mächtige Gestalt Zwinglis; in den Hutten ragt er hinein, und sein Geist dringt in die Zellen Königsfeldens. Hatte doch am 14 März 1523 die Klosterfrau Margareta von Wattenwil dem Reformator geschrieben, das Kloster insgesamt freue sich des von ihm begonnenen Reformationswerkes und bitte Gott inbrünstig um Kraft und Stärke für ihn (Liebenau S. 113).

<sup>1)</sup> Briefe II, 234.

Das Personenverzeichnis verrät, daß der Dichter seine Leinwand kräftig zu füllen und dem Überlieferten allerhand zuzuschießen vorhatte. Eine Anmerkung bei Liebenau S. 118 brachte ihn auf den Gedanken, Murner hereinziehen, der sich gegen die von der Berner Regierung den Königsfelder Nonnen gewährte Heiratserlaubnis aussprach: „ir habt den von Wattenwil, den probst, lassen wiben und andere mer, desglichen den nunnen ze Künigsfelden erlaubt zu mannen und welt erst darvon lassen disputiren, ob es recht und chrißtlich siße oder nicht“. Der eifertige Reimer, der freche Pamphletär, der streitsüchtige Hezkaplan war 1525 in die Schweiz geflüchtet und hatte seine giftige Feder in die Religionshändel der Eidgenossen getragen.

Auch einen Reliquienhändler hatte Meyer in Aussicht genommen. Man denkt an Niklaus Mannels „Ablafshändler“, wo genialer Übermut das Treiben dieser Händler in handgreiflicher Situation ausmodelliert hat. Daß schließlich vor den Mauern des geöffneten Klosters ein Reisläufer auftaucht, kann nicht verwundern für eine Zeit, wo der zweite Schweizer in fremder Herren Dienste lief.

Der Franziskaner Thomas Murner, der Reliquienhändler und der Reisläufer sollten sicherlich nicht lediglich Figuren im Zeitbild, sie sollten vielmehr in die Handlung verflochten sein. Vermutlich als Heiratskandidaten der weltlüsternen Nonnen. Auch Murner. Der Dichter hat Kühneres erfunden als diesen Zug. Übrigens war Murner auf Schweizerboden in Laienkleidung angetrückt, und die Zeitgenossen trauten ihm allerlei zu.

\*

Es gibt zu denken, daß, während Meyer den Schuß von der Kanzel und die übrigen Kleinern Schöpfungen ziemlich rasch beiseite brachte, die im Laufe eines Jahrzehnts verschiedentlich unternommenen Anläufe die sanfte Klostersaufhebung nicht zum Ziel führten, trotzdem das Ende nicht, wie z. B. bei Vinea und wohl auch bei Duno Duni, kontrovers, sondern völlig gesichert war. Er hat es mir eines Tages erzählt, das einzige Mal, soweit ich mich erinnere, daß er über das Werkchen sprach: „dem bernischen Landvogt gelingt es, auftragsgemäß die Nonnen zum Austritt aus dem Kloster zu bewegen, indem er sie unter die Haube bringt. Nur eine will nicht aus ihrer Zelle weichen. Da heiratet er sie selbst.“

Als Rodenberg um Pfingsten 1883 auf Grund der den Inhalt stützenden Zeilen (Langmesser S. 129) gegen das Leiden eines Knaben und für die gleichzeitig auf dem Webstuhl liegende Klostersaufhebung entschied,

erhielt er die Antwort: „Ihre momentane Wahl hat mir ein Lächeln abgenötigt. Wenn Sie fehlgegriffen hätten? Das will ich einmal mit Liebe dichten.“ Das bedeutet doch wohl, wenn man seine zarten, zurückhaltenden Striche etwas verstärkt: „Sie haben natürlich fehlgegriffen. Für die Bewältigung gerade dieses Gegenstandes darf und will ich mir absolut keinen bestimmten Termin setzen oder setzen lassen. Dazu brauche ich ganz besondere Stimmungen und Verhältnisse, die herbeizuführen außer meiner Macht liegt.“

Die Frage aufwerfen, ob die sanfte Klosteraufhebung hinter Meyers anderer Humoreske, hinter dem Schuß von der Kanzel, zurückgeblieben wäre, heißt sie bejahen, heißt seine im Brief an Rodenberg durchschimmernden Bedenken oder doch Vorbehalte nachfühlen. Der Stoff, seine einzige Lustspielabsicht, besitzt eine gewisse originelle Lustigkeit, die das Dichterauge bestach und berückte. Allein er ist trotz seiner lachenden Hülle wurmstichig, weil er keine rechte Innenentwicklung, kein durchgehendes, geschlossenes seelisches Motiv, keine kräftige Anteilnahme, keine Liebe und kaum eine Vertiefung erlaubt, weil ihm der Charakter einer vorwiegend äußerlichen Geschichte, einer Anekdote nicht völlig abzustreifen ist. Sodann mangelt ihm der eigentlich dramatische Nerv; die Vorgänge sind etwas dünn und monoton. Und schließlich lag eine Hemmung in der Disproportion zwischen der Natur des Stoffes und der des Dichters. Es braucht, um alle Werte aus dem Gegenstand herauszuholen, ein bis zur Verbtheit vollsaftiges Niederländern, ingründige Weltfreude, breitspurig behagen und robustes Lachen. Conrad Ferdinand Meyer brachte nur das feine Lächeln des überlegenen Ironikers mit.

Allein das Kontrastbedürfnis, das künstlerische wie das menschliche, lenkte ihn immer wieder den harmlosen Ergötzlichkeiten unter dem offenen Klostertor zu. Es war eine Art Ausruhen von den dunkeln, schweren Aufgaben der hohen Kunst. Sollte es lediglich Zufall sein, daß er, als er die Hand an das Leiden eines Knaben legte, worin er einen Jugendschmerz belebte und verschloß, gleichzeitig die vergnügliche Klostergeschichte zurechtrückte? Daß er sie im Frühling 1891 endlich zu zwingen suchte, zu einer Zeit, wo er, strapaziert von der Arbeitsmühe und den Sträueln des Stoffes, dem Abschluß der Angela Borgia entgegenarbeitete und entgegenarbeitete, den er dann auch unter Aufbietung der letzten Kräfte im Sommer erzählte?

Er mochte in den Brautabenteuern der Nonnen den Anreiz eines für ihn neuen Kunstproblems verspüren, nämlich: eine ganze Galerie von

Frauenbildern zu zeichnen. Bis anhin waren seine Schöpfungen im Grunde Einfrauengeschichten gewesen. Selbst im Jürg Jenatsch verschwindet alles Weibliche neben Lucretia beinahe gänzlich; in der Hochzeit des Mönchs bedeutet Diana nur den notwendigen Kontrast zu Antiope, aber nichts für das Innenleben des Helden. Jetzt forderte das Thema unweigerlich ein Grüppchen von Nonnen, die nicht bloß mit ein paar Strichen umrissen, sondern sorgfältig modelliert sein wollten. Dazu lieferten übrigens die Quellen schon etliche Handhaben: welch ein Gegensatz zwischen Helena Rindsmaul, die, von ihrem Mann ins Kloster abgeschaufelt, sofort und als die erste Gebrauch macht von der Erlaubnis des Austritts (Liebenau S. 117), und jener Margareta von Wattenwil, die sich in einem Brief an Zwingli als Anhängerin seines reformatorischen Tuns bekennt!

Sewiß wirkte noch, mehr oder minder bewußt, der Wunsch des Wettbewerbs mit Gottfried Keller. Meyers Auge hing bewundernd am Kranz der wunderbaren Frauen in den Züricher Novellen und im Sinngedicht.

Doch in den Motiven lag, ganz abgesehen von den anders garteten und darum anders gerichteten Schöpfergaben der beiden Dichter, ein tiefgreifender Unterschied. Keller krönte im Landvogt von Greifensee eine Reihe von Liebeserlebnissen seines Helden mit golden wehmütiger Entfugung, im Sinngedicht mit glückverheißender Brautwahl. Die Klostersaufhebung verlangte ein halbes Duzend Verlobungen, die einander wenig oder nichts angehn, und beeinträchtigte von vornherein die Nuancierung der angehenden Bräute dadurch, daß sie alle Klosterflüchtlinge sind. Keller bildet in beiden Werken das Motiv durch als eine Art Entwicklungsgang seines Helden; gerade die Einheit des Helden hält die Erlebnisse zusammen und spiegelt das eine in den andern. Meyer formt eine Kette freier, selbständiger Variationen über sein Thema. Er mag es schmerzlich empfunden haben, daß der Stoff einen andern Weg nicht gestattete.

Sollte es ausgeschlossen sein, daß die Art des Motivs, die zur Auflösung in Parallelhandlungen nötigte und damit Meyers kompositorische Meisterschaft zum großen Teil lahm legte, auf die Angela Borgia abfärbte, die ja auch nicht aus einer, sondern aus zwei Handlungen nebeneinander besteht? An ihr und an der sanften Klostersaufhebung hat er gleichzeitig gearbeitet.

## Drittes Kapitel.

Jetzt, da Königsfelden leer [war] (stand) und der unwürdige Heiratsmarkt ein Ende genommen hatte, war es, als ob sich der [edle] ([hohe]) Chor, schmal und schwarz, höher höbe in [den] (das) himmlischen [Tag] (Licht). und die Linden dufteten, vom dem (gemeinen) Staube (des Tages) [der Wirklichkeit] (Gemein und dem Gezänke) gereinigt. Waldpurg freute sich des Alleinseins und lauschte dem Gemurmel des Brunnens, mit verschränkten Armen auf der Steinbank Königin Agnesens sitzend, doch ohne [die] (den) ([leeren]) (weiten Raume) Stille zu bevölkern (großen) mit dem (toten) Schemen der Vergangenheit (Jahrhunderte). Sie [vergaß ließ sie unbe] (berührte) rührt, so gut als sie die nichtigen [Geschwätz] Geschichten und Geschwätze der entlaufenen Nonnen vergaß. [Sie ließ sich einfach leben] (Sie athmete tief), ([sich]) und freute sich ihrer (Stille und) Freiheit, wie eines kühlen (und keuschen) Bades.

Da geschah es, daß zwei Herren von Bern einritten von reißigen Knechten und umfänglichen Wagen begleitet. Waldpurg, die ihren Auftrag erriet, [führte sie] empfing sie gehorsam und führte sie in die [enge] (enge) Sacristei, wo unendliche Schätze, (und) [die] Spenden der (gläubiger Jahr) gehäuft lagen. Der eine der Herren zählte [sie] und übergab sie Stück um Stück den (vereideten) Knechten, während der andre (sie) mit einem Stifte in ein [rotge]bundenes (pergament gebundenes) Büchlein verzeichnete. Da [wurden bewundert] (Kamen zum Vorschein) Kronen und Scepter und Reichsapfel, silberne (und Hände) Häupter, (Schälchen von Jaspis) Tafeln mit elfenbeinen Bildern Ampeln, Rauchfässer, Leuchter, Stolen, Humerale, Alben von Goldbrokat mit dem Reichswappen und dem von Ungarn





Hand Fritz Meyers

8 Mai 1886

## Die sanfte Klosteraufhebung.

Novelle.

[Ein Reigen] Leichte [r] Lenzwölkchen schwebten [mit Grazie] in einem hellen Äther über dem hohen Chor des Klosters Königsfelden, während ringsum in dem schönen Aargau die Weiden dufteten, Laub und Knospe aus allen Bäumen sprang und [ein] Jubel war im Himmel und auf der Erde. Das Thor in der Klostermauer stand weit offen, als [bitte] (ersuche Korrektur C. F. Meyers) es die Welt einzutreten, und in der Mitte des lindenbepflanzten Hofes nahm an diesem [glorreichen] (leuchtenden Korrektur C. F. Meyers) Lenztage Schwester Heloise Witz gerührten Abschied von den vier letzten Frauen des Edelstiftes.

Das ältliche Mädchen stand in grasgrünen Sammet gekleidet vor der beleibten Äbtissin, welche zu ihrer Linken eine derbe Brünette hielt, zur Rechten eine tannenschlanke Blonde, beide noch in der Kutte, aber mit freien Häuptern und unklösterlich sich ringelnden Haaren.

„Heloise,“ begann die Äbtissin gutmütig grollend, „ich traue meinen Augen nicht. Du, [die Pflichttreue,] in weltlichem Gewande? Grün wie eine Wiese? In die falsche [Welt] (Zeit) zurückstrebend? Du, die Verständige, [un] lässest dich von dem Leidigen bestricken und unterliegt, nach einem seligen Zusammenleben, den (Sätzen und) Irrtümern des Jahrhunderts, nicht anders als die losen Vögel, unsere weiland Schwestern, die eine nach der andern ihren Flug genommen haben? Steh Rede! Ich bin neugierig, wie du dich rechtfertigst.“

Heloise öffnete sanft den Mund, der sich dann aber plötzlich verzog, denn sie hatte eine Stimme, wenn auch keine himmlische, vernommen. „Das liebe Fleisch!“ kicherte es hinter dem breiten Rücken der Äbtissin, wo eine abstoßende Alte im Verstecke lag und sich die Kleinen weißen Händchen rieb. Heloise Witz, die nichts als Haut und Knochen war, fühlte sich aufs tiefste [empört] (beleidigt).

„Ehrwürdige Mutter“, sagte sie und hob die spitzige Nase „mit der Bösen hinter dir, die eine überwiefene von der eigenen Sippe ins Kloster gestoßene Sünderin ist, verliere ich kein Wort, aber ich bin es deiner Liebe und Güte schuldig und auch den Schwestern“ — sie warf der Brünette einen freundlich erwiderten Blick zu und dann einen

fragenden nach der großen Blonden. Diese (aber) stieß von [den] (hochfahrenden) Lippen: „Rede oder schweige. Du bist mir wie Luft.“

„Wie Luft?“ rief Schwester Heloise [wütend] (empört).

„Was wirst du [uns] auch sagen?“ fuhr Beatrice gleichgültig fort.

„Was wir langeher wissen, daß du ein ganz gewöhnliches Geschöpf bist“.

„Gewöhnlich“, antwortete Heloise, „bin ich geboren, und auf einer gewöhnlichen Bahre werden sie mich wegtragen. O über die hochmütige Kreatur, die sich wundert, daß unsereines ganz wie sie fünf Finger an der Hand hat“ —

„Friede, lieben Kinder,“ unterbrach die Äbtissin, „sanft euch nicht (noch) zum Abschiede! Sage uns deine Gründe, Heloise. Und [tristig oder nicht, du] (ist nur etwas Gutes daran) [wirfst] ([darfst]) (wirfst du) nicht ohne meinen Segen in die Welt zurücktreten.“

„Du sollst sie wissen, Mutter, und du wirst sie begreifen, denn sie sind nicht von gestern her, sondern die Frucht fünf besonnener Jahre.

Als ich ein kleines Mädchen war, pflegte meine Mutter, die kluge Frau, mir die Hände auf das Haupt zu legen sprechend: „Ob du geistlich oder weltlich werdest, mein Kind, dafür habe ich keinen Wunsch, [ich habe] (und) nur ein Gebet für dich: daß du werdest wie die andern. Wie die andern! mehr verlange ich nicht.“ O du weiser Spruch, wie habe ich dich erfahren! Ich wuchs und war von stiller Art mit einer Anmutung zum Kloster, denn ich schrieb und betete gerne und fürchtete mich vor den Männern

15 Mai

Da kam einmal eine hiesige Nonne zu einer Hochzeit in Frauenfeld, wo auch ich geladen war. Das war damals ein ehrlicher, was sage ich, ein hoher Stand. Man zog ihr den Hut, setzte sie obenan und sparte ihr die besten Bissen. Die freundliche Frau hielt mich neben ihr und liebte mir die Wangen. [Die ihrigen] Sie selbst hatte Farben wie Milch und Blut und ihr friedliches, unbestürzbares Gesicht atmete ein so deutliches Glück, daß ich ihr [schamhaft] (verschämt) ins Ohr wisperte, sie möge mich mitnehmen. Mein weises Mütterlein war damals schon in der Seligkeit und der jüngern Geschwister so viele, daß mich der Vater nicht ungerne abgab. Stammbaum und Aussteuer reichten und ich wurde eingekleidet. Gottes Heilige wissen, daß ich seine zufriedenste Braut war und nie über die Mauer wegdachte. Da kam der neue Glaube, nicht plötzlich, aber doch rasch genug. Zuerst schlug man die

Hände über dem Kopf zusammen [„Juncker Hans fastet nicht mehr,“ „Meister Ott beicht nicht länger“, „der Pfaff in Weinsfelden hat sich beweibt“, „die Welt geht unter“, „der jüngste Tag bricht an!“] Aber man gebe dem Menschen [Zeit] ([eine]) (Zeit und Frist) und er gewöhnt sich an alles. Es ging nicht (allzu) lange, so lautete es: „Der Weinsfelder Pfaffe wäscht [und kämmt] sich allsonntäglich, Juncker Hans trägt keine zerschnittenen Hosens mehr, Meister Ott säuft nicht länger und beide [gehen in die Kinderlehre] (lernen den Katechismus). An ihren Früchten sollet ihr sie erkennen! Und das rutschte und rutschte. Unsere jungen Schwestern stellten sich vor das Thor, voller Lebensneugierde und der vorbeireitende Adel warf ihnen Kugelhände zu. In Ehren und Züchten. [Die] (Unsere) gnädigen Herren von Bern hielten sich in aller Weisheit und Freigebigkeit, statteten aus, was heiraten wollte und wachten über Anstand und Sitte, ohne die Gewissen zu [zwin]gen (nöti). Da geschah es, daß ich wiederum nach Frauenfeld, dieses mal zu einer Taufe gebeten wurde. Ich vertritt auf dem Klostersesel, aber o! wie fanden wir die Welt verändert! Die Buben liefen uns nach und zerrten den Benjamin am Schwanz. In Frauenfeld band ich dem Täufling ein köstliches Pasternofter an, das riß mir der Vater, der eine Münze erwartet haben mochte, aus der Hand und warf es weg, mir aber ließ er unter die Kinder tischen und gab mir, da das Naschwerk verteilt wurde, ein zuckernes Wickelkindchen. Diesem den Kopf abbeißend, habe ich mit erstickten Thränen unter den Unmündigen gefressen, als eine Schwache und Alberne, als ein zurückgebliebenes und fabelhaft gewordenes Sechöpff“.

„Das wäre mir gerade recht gewesen, unter den Kindern zu sitzen“, unterbrach die Braune lustig.

„Doch blieb ich nicht allein“, fuhr Heloise mit einem süßen Lächeln fort, „es setzte sich zu mir in seiner Barmherzigkeit Juncker Abraham zum Sparenberg, beklagte die Rohheit der Zeiten, und führte mit mir ein erbauliches Gespräch. Persönlich sei er den Heiligen nicht abhold, sie hätten ihm immer redlich geholfen, aber es gebe da einen wichtigen Punkt: die Zeiten seien teuer, und der neue Glaube der wohlfeilere.“

Da ich Nachts auf dem harten Pfühle, der mir gegeben wurde, nicht einschlummern konnte, [sann und brütete ich] (quälte und peinigte ich mich). Heloise, sagte ich mir, was kannst du dafür, daß der alte Glaube eingestürzt ist und deinen Stand begraben hat? Ohne Stand keine Achtung und ohne Achtung, wie ertrüge ich das Leben? Wer giebt mir einen Stand? Ichrie ich und [rang die Hände] (jammerte) [ich]

verzweiflungsvoll wie eine Seele, die ihren Leib sucht). Da fiel mir der Spruch der Mutter ein, und ich mußte weinen, wie große Weisheit darin lag. Nicht die Erste, nicht die Letzte, eine [behutsame] (Auge) Hüterin der Sitte, stets wie die Andern und nur wie die Andern. So faßte ich meinen Entschluß“.

„Dir blieb der Märtyrerstand“, sagte die Große ernsthaft.

Heloise zog ein schiefes Maul. „O du verstiegene Beatrix!“ spottete sie. „Weißt du nicht, daß zum Märtertum außer der Engelmuschel Zweie gehören, die Leidende und der Henker? Wo aber ist hier Fackel und Pfahl, Beil und Block, Rad und Rost? Wo ist hier im Aargau der Nero und Dollian? Etwa unser Hofmeister, der Vogt Bundel[y]? Der jeder von uns jedesmal da er uns heimsucht, einen [Birnen] (Butter Korr. C. F. Meyers) weck mitbringt? Ich bin so eigensinnig wie Eine, doch müßten wir zum wenigsten gezerrt, geschlagen, [g] bespieen werden, wie neulich in Nürnberg geschehen ist. Aber hier erscheint jeden Mittwoch regelmäßig wie die Natur das Vollmonds Gesicht des Bundeli. „Gott willkommen, Frau Äbtissin! Wie steht's mit Leib und Leben? Und ihr Andern? Habet ihr euch besonnen? Nicht? So ist's recht! Nur nichts überstürzt, Kinder! Nur nicht gestürmt!“ Über solcher Langmut könnte man des Teufels werden, daß ich so reden muß. Und darum will ich heute heiraten.

[Von der Hand C. F. Meyers: habet ihr euch entschlossen, Jungfern? Oder stehet ihr noch, wie die steinernen]



Hand Fritz Meyer

## Das Ende eines Klosters.

Novelle.

Leichte Frühlingswölkchen [wehten] (schwebten) in einem hellen Regen über dem [steinernen] (steilen) Chor eines Klosters, dessen Hof von Lindenblüten duftete, während seine Pforte weit offen stand gegen den Lenz und den schönen Aargau.

In einer verschatteten Hofecke saßen drei Männer beim Becher, zu denen scharfe Weiberstimmen Streit und Gelächter herübertrugen aus den schmalen Fenstern des Refektoriums, hinter deren Sitterwerke sich bald eine Nonne im Habit, bald eine andere mit freiem Haupte

und unklösterlich sich ringelnden Haaren zeigte, und endlich eine ganz weltlich gekleidete Figur erschien.

So ernsthafte Leute die Dreie waren, nach ihrem Äußeren zu urteilen, ließen sie sich doch von dieser Unordnung und Auflösung nicht anfechten. Es schien, daß sie in einer Zeit lebten, wo der Vorgang eines geöffneten Klosters, wenigstens in milder und erträglicher Form, nichts Ungewöhnliches und kein Ärgernis war. Sie steckten die Köpfe zusammen und [der jüngste] (einer) von ihnen, welchen sie den Schulmeister [von Kappel] hießen, und trotz seiner [kaum zwanzig Jahre] (Jugend) mit Auszeichnung behandelten, hub an:

„Herr Vogt, ich bewundere die Langmut, mit welcher Ihr dieses Kloster aufhebet, ohne jede Übereilung und Gewaltthat“.

„Schulmeister“, erwiderte der Angeredete, ein beliebter Herr mit einem ruhigen, unbestürzbaren Bernergesichte, „ich werde dem Himmel danken, wenn ich damit zu Ende gekommen bin, [Meine] meinen Herren von Bern zu bleibendem Ruhme. Wißet, Bullinger, diese Aufhebung ist eine heiße Sache und [Königsfelden] (dieses Kloster) kein gewöhnliches Nonnenest, sondern königlichen Ursprungs und seit Menschengedenken die Versorgung unsers und des umliegenden Adels besten Weiberblutes. Nicht wie gemeine Mieterinnen durften diesen edeln und nicht wohlfeil eingekauften Frauen ihre Zellen ihre Zellen gekündet werden. Und dann noch eines, Schulmeister, was ihr begreifen werdet, der ihr die alten Geschichten liebt: in dieser Luft stäubt die Asche der Königin Agnes, welche diese Stätte gebaut hat mit dem Gute der hingerichteten Mörder ihres Vaters und bevölkert mit dem Blute derselben, d. h. mit ihren Kindern. (Selbst der Schatten) dieser weiland großen Herrscherin will geachtet sein nach dem Wunsche meiner gnädigen Herren und ihre Stiftung darf kein gemeines Ende nehmen. Nun aber, Bullinger, fühlt sich der böse Geist in dieser Zeit der Glaubensmischung besonders angeregt. Ihr habt vernommen, wie er sich persönlich bei der letzten Urner Landsgemeinde beteiligt hat, und mir ist bange, er möchte auch meine Klostersaufhebung, die mein Stolz ist, schließlich mit irgend einem Affensprung und Purzelbaum verunreinigen und in eine lächerliche Posse verwandeln.“ Der Vogt wendete sich mit einem Seufzer gegen den dritten am Tische Sitzenden, einen [kurzen] (kleinen) untergesetzten Prädikanten mit einem gescheiten und lustigen Gesichte. „[Dies den] (Knopfle, den) Zettel“, sagte er, und der Kurze öffnete eine (lange) Rolle, auf welcher viele Namen verzeichnet standen. „Heute erledigt“, las [er] [er] Knopfle

mit einer komischen Miene, „die Selfingerin, die Lutschlerin, die Einsin und die Wächterin.

„[Bleiben:] („Bleiben?) Die Helena Rindsmaul, die Bibereckerin, die Waldburg und die gnädige Frau die Äbtissin“.

„Wie fassst du die Äbtissin auf, Knopfle?“ fragte der Vogt mit einer Heftigkeit, die nicht in seinem Wesen lag.

„Ich nehme sie,“ entgegnete der Kleine, für eine Frau von Umfang, Amt und Würde, für eine regierende Frau. Ihr müßte Ähnliches geboten werden.“

„So fasse ich sie auch auf,“ sagte der Vogt ruhig.

„Helena Rindsmaul,“ dehnte Bullinger, „ist dieses Weib nicht eine landskundige Sünderin? Mir ist: sie hat eine erbärmliche Vorgeschichte.“

„Diese Helena“, erwiderte der Vogt, „ist der Stein des Anstoßes in Königsfelden. Die erste hat sie nach Freiheit gewiebert. Sie wollte weiland ihren Mann vergiften, einen Vornehmen in Salzburg, welchem die Herren von Bern verpflichtet waren und der sie dann hier um tausend Gulden eingekauft hat. Nun ist er tot und seine Witwe obgleich eine Altgläubige, verlangt in die Welt zurück. Wir aber können sie nur in feste Hände geben aus Gründen der öffentlichen Sicherheit, und wer wird sie holen?“

„Der Teufel“, lachte der Prädikant, „wenn die Sage sich erwahrt, die im Volke geht, er laure auf die letzten Nonnen.“

[„Das ist ein dummes Serede,“ tadelte der [Schulmeister von Kappel] (Vogt), aber ein anderes, das ebenfalls im Volke geht, gefällt mir. Das von der Haselstaude des Bruder Strobel.“

„Was ist das?“ fragte Bullinger.

„Nun,“ antwortete der Prädikant, „es giebt eine alte Prophezeiung, daß die Pracht von Königsfelden verdorre mit der Haselstaude an der Zelle Strobels. Der aber war ein Einsiedel aus der Zeit der Gründung. O dieser Bruder Strobel! Den habe ich aber verwendet in meinen Predigten!“

„Hm,“ machte der Schulmeister, „verwendet, [sagt Ihr] sagt ihr?“

„Ja freilich“, sagte Knopfle vergnügt, „ich gab ihm Gestalt und ließ ihn aus dem Dunkel der Zeiten auftauchen. „Frau Königin, es ist Gott wunderbarlich gedient mit Raubgut! Er hat mehr Gefallen an Barmherzigkeit als an Opfer!“ Knopfle hob einen warnenden Finger, als spräche er zu [der gewaltigen] Königin Agnes und glich [mit seiner runzligen? Stirne] ([gefalteten]) (seiner gefalteten Stirne seinen Falten C. F. Meyer)

(stirnrunzelnd C. F. Meyer) auf ein Haar dem Bruder Strobel, wie man sich einen Einsiedler vorstellt.

„Biblisch,“ sagte der Vogt gerührt, Bullinger aber fragte bedenklich: „Woher habet ihr das, Prädikant? Aus welcher Quelle?“

„Aus dieser unerforschlichen,“ antwortete Knopfle und Klopste mit dem Finger an die Wölbung seiner [Stirne] (Schädels C. F. Meyer). „Wenn man zehn Jahre Franziskaner gewesen ist! Und warum sollte Bruder Strobel nicht so geredet haben? Beweist mir das, Schulmeister!“



## Die sanfte Klostersaufhebung.

Novelle.

Ein mutwilliges Lenzwölkchen schwebte in einem hellen Äther über dem steilen Chor des Klosters Königsfelden, während ringsum in dem schönen Aargau Laub und Knospe aus allen Bäumen sprang. Das Klosterthor stand weit offen und in der Mitte des lindenduftigen Hofes nahm Schwester Heloise Abschied von den letzten vier Frauen des Edelstiftes.

Das hagere ältsche Mädchen stand in grasgrünen Sammt gekleidet vor der beleibten Äbtissin, welche zu ihrer Linken eine derbe Brünnette hielt, zur Rechten eine tannenschlanke Blonde, beide noch in der Kutte, aber mit freien Häuptern und unklösterlich sich ringelnden Haaren.

Heloischen, [f] grollte die Äbtissin gutmütig, [fo] auch du willst uns verlassen, [?] verführt von den falschen Sagen des Jahrhunderts, und strebst, du Verständige, in die Täuschungen der Welt zurück? Nicht anders als unsere weiland Schwestern die jungen losen Vögel, [den] (die längst ihren über die Mauer) Flug genommen haben. Du hast weltlich Gewand angezogen und siehst wie eine Wiese, auf der man gleich spazieren [gehen] möchte.

Das liebe Fleisch! Kicherte es hinter dem breiten Rücken der Äbtissin und eine (bekuttete) widerliche Alte guckte hervor, [f] die sich die weißen Händchen rieb.

[Heloise, die den Mund] Der Mund Heloisons, der sich sanft geöffnet hatte, verzog sich. Das Fleisch, [wiederhovert] rief sie [empört] (aufgebracht)! Ich heiße die Einsin und ziehe ein ([sauberes]) ([appetitliches])

Linsengericht allen Fleischtöpfen Ägyptens vor. Und auch Junfer Abraham Sparenberg, mein Gespons, [ist] ist kein (Fleisch-) Fresser sondern ein gar sparsamer und mäßiger [Christ] (Haushalter). Aber was verliere ich ein Wort an [diese] ([landkundige]) [Sünderin] diese Böse, die eine landkundige Sünderin ist: [aber] (und, wenn ich mich rechtfertige, ist es) von Euch Frau Äbtissin, und den Schwestern. Das blies die schlanke Blonde hochfahrend von den Lippen: Rede oder schweige! Du bist mir, wie Luft.

Wie Luft! [sch] rief Heloise empört.

Nicht sich erzürnen! begütigte die Brünette freundlich. Erzähle uns (nur), Heloischen, (mit allen Umständen), wie du den Sparenberger bekommen hast. Das ist unterhaltsam und erbaulich.

[Du] gewöhnliches Geschöpf! schalt die Hohe. Die Braune aber lachte sie aus: (Jamol.) Gewöhnlich, [Beatrix,] bin ich geboren und auf einer gewöhnl. Bahre werden sie mich einst [hin] wegtragen. O du verstiegene Beatrix, die sich wundert, daß sich unsereine [erlaubt] (herausnimmt) ganz wie du, fünf Finger an der Hand zu haben.

Friede, lieben Kinder, unterbrach die Äbtissin freßt und beißt Euch nicht untereinander, Sage uns ruhig deine Gründe, Heloise, warum du zurücktrittst in die Welt aus unserm seligen Zusammenleben.

Heloise räusperte sich, während Waldburg halb abgewendet stand, die Arme über der Brust kreuzend, und Helene Kindsmaul — so hieß die wunderliche Alte — bald rechts, bald links von der Äbtissin zum Vorschein kam mit einer höhnischen Seberde.

Als ich ein kleines Mädchen war begann Heloise,



## I

Beliebte Schwestern, liebe gnäd'ge Frau  
 Die Heloise stellt sich vor euch dar  
 Und fleht um günstige Erledigung.  
 Zehn Jahre sind es und ein Jährchen mehr,  
 daß ich [in diesen Klostermauern hier]  
 (den Faden meines Lebens spinne)  
 [den Faden meines Menschenlebens spinne,]



in diesen Mauern, wo (drin) kein Winkelchen  
 Mir unbekannt, heut [aber] zieh' e ich aus, [davon] (weg)  
 wie jenes Wölkchen [dort] ([das am]) im (dort am) Morgenhimmel  
 [schwebt]

das [uns zu Haupten das segnend schwebt,]. [So zieh ich] ([ohne]) [Groll,]  
 So grollt auch ihr mir nicht, der Scheidenden.  
 Gebt Urlaub! Zwischen uns sei Minne (sie weint) nur!  
 Mein Herz ist tief ergriffen!

Armes Schäf[chen]!

[Du] Aus sicherer Hürde springst du in den Rachen  
 Des Wolfs.

Nicht Wolf, Frau Mutter, [sond] Fridolin  
 [Fridolin] der Junker Fri[e]dolin zu Sparenberg.  
 und (ich) bin nicht ein Schaf, im Gegentheil  
 So nennt sich unser Klostersel auch  
 Es heimelte der Fridolin dich an.  
 Schweig, Böse! [Du gewöhnliche Person] Liebes Kind, du bist noch jung  
 und unerfahren! [Überleg es noch dir!] Jugend überlegt nicht.  
 ich hab es reif erwogen und erdauert.  
 und breit' es, [li] gnädige Mutter, vor dir aus.  
 Als ich ein Kind war, kam zu uns zu Gast  
 Mitunter eine Frau von [König] Kaisersfelden  
 und ward empfangen, wie [Herzogin] Fürstenweib,  
 Was Küch' und [Keller nur vermochte, ward]  
 (die Pfannen brodelten mit Wohlgeruch.)  
 [Spendirt]. ich hielt mich zu der ([blühnd]) Frau, die [blühend] war,  
 [War wie Mai], mit einem schönen Frieden im Gesicht.  
 Sie fand an mir ein Wohlgefallen; Kind,  
 [Komm mit], so sagte sie und streichelt' [e] mir die Wange  
 Kom mit, ich geb dir einen Stand! und ich,  
 die gerne betete und überdief  
 Vor Männern eine Angst empfand, ging mit  
 Und hab es nie bereut, bis daß ins Land  
 Der neue Glaube kam [und Alles], die Klöster öffnend,  
 Und meinen Stand vernichtete — damals ward  
 an (an) eine Hochzeit ich gebeten, [und] ([und]) ([und]) ich ritt (freudig)  
 ich [ritt ich ritt] ich [ritt davon] (macht ich auf den Weg mit [Benjamin]  
 (Fridolin)

Du meine Güte, wurden wir verhöhnt,  
 Ich und (der) Fridolin. Zu unterst saß  
 ich an der Tafel und ein Wickelkind  
 Von Zucker [gaben] (reichten) sie zum Nachtsch mit.  
 ich biß ihm ab vor Kümmeriß den Kopf —  
 denn schrecklich Klar (ward mir vor den Augen)  
 daß ich verloren meinen Stand, daß ich  
 Nichts mehr als nur spätes Mädchen war  
 Mir graute vor dem Nichts. Da haben wirs  
 Sie fraß ein Wickelkind. [drum will sie fort.]

Schweig, Mörderin!

Und kurz und gut, da ich in Thränen war,  
 Tröstete mich in seiner Barmherzigkeit  
 Der Junge  
 Und wir verlobten uns; denn ohne Stand  
 was bin ich? Du gewöhnliche Person.  
 Gewöhnlich? Ja, verstieg'ne Beatrix  
 Gewöhnlich kommen alle wir zur Welt  
 Gewöhnlich auch verlassen wir die Welt  
 [Willst] (Machst) du es anders? Keine Händel, Kinder  
 An dieser Gottesstätte. Liebe Mutter  
 Verhaßte Schwestern! ihr mißhandelt mich  
 Zum Ab[en]dschied! Wartet, [nur,] bis ich draußen bin,  
 Verkünden will ich es der Welt, was hier  
 In diesem Klosterreste (überbleibsel) haust: [der Neid],  
 (der H.) der Zwist, und die Katzbalgerei  
 Von Morgen bis zum Abend! Wartet nur!  
 Entgegen geh' ich meinem Bräutigam,  
 Der heute kommt, zu rechnen mit dem Vogt,  
 Was mir die Staat als Mitgift schuldig ist.  
 Seh nur, doch sag' uns, Heloischen, wer  
 hat dir den grünen Sammetkleid spendirt  
 Darin du einer (wahr!) Wiese gleichst  
 Man möchte gleich auf dir spaziren gehn.  
 Ja frage nur (sie schlägt ihr ein Schnippchen u g)  
 Der Sparenberger hat es jedenfalls  
 Dir nicht [geschenkt] bescheert, der dürre Knicker, Kind

## 1

Geliebte Schwestern, liebe gnädige Frau,  
 Die Schwester Heloise tritt vor euch  
 Und fleht um günstige Erledigung.  
 Zehn Jahre sind's und noch ein Järchen mehr,  
 Daß ich den Faden meines Lebens spinne  
 In diesen Mauern, drin kein Winkelchen  
 Mir unbekannt, heut aber zieh ich fort  
 Wie jenes Wölkchen dort [am] (im) Himmels[zelt] (blau)  
 Das segnend über [unserm Kloster] ([Kaisersfelden]) schwebt.  
 So segn' ich euch und bitte: segnet mich (sie weint)  
 Ihr Lieben (sie weint), [langer] Scrollt mir nicht, der Scheidenden.  
 [Gebt] o Urlaub! Zwischen uns sei Minne (sie weint) Minne!  
 [Und das Gedächtniß]  
 Mein Herz ist tief ergriffen!

Armes Schaf,

Aus sicherer Hürde springst du in den Rachen  
 Des Wolf



## Die sanfte Klostersaufhebung.

Der Hofmeister Bundeli.  
 Faust Erlach  
 Praedicant Knopfle.  
 Der Franciskaner Thomas Murner.  
 Junker Abraham Sparenberg.  
 Hansli Biber, der Reisläufer  
 Mötteli, [ein] (der) Reliquienhändler.  
 Die Frau Äbtissin zu Kaisersfelden.  
 Beatrix Scharnachthal.  
 Waldburg Biberedl.  
 Helena Rindsmaul.  
 Heloise Linfin.



10 März 1891

## Die sanfte Klosteraufhebung.

Im Aether, hoch über einem [schmalen], (edel) schlanken, schon von Alter geschwärzten (Kirchen-) Chor schwebte ein mutwilliger Reigen von Frühwölllein, während in dem lindenduftigen Hofe, dessen Thor weit offen stand gegen den Lenz und den schönen Aargau, Schwester Heloise gerührten Abschied nahm von den vier letzten [Frauen] (Insassen), des [Edel] (Frauen) stiftes Kaisersfelden:

Das älteste Mädchen stand, in grasgrünen Sammt gekleidet, vor der beleibten Äbtissin, welche zu ihrer Linken eine derbe Brünnette, zur Rechten aber eine tannenschlanke Blonde hielt, beide noch in der Kutte, aber ohne Stirnbände, mit freien Häuptern und unklösterlich sich ringelnden Haaren. Diese Unordnung und Auflösung, neben der Ruhe des Vorgangs, deutete auf eine Zeit, wo ein geöffneter Kloster nicht[s Sonderliches war, Ungewöhnliches war] (viel bedeutete) und kein sonderliches Ärgerniß [gab] ö [erregte].

„Liebe, gnädige Frau, geliebte Schwestern“, begann ([grüne]) Heloise Linsin (so hieß die Strügewandete mit ihrem Weltnamen) [weinerlich], „Jetzt da ich (mit Gott ziehe) (wie jene[s] [Lenz] (Wander) wölllein), sie [schlug die A] blickte (verklärt) in die Höhe, wie sollte ich mich ohne tiefe Wehmut [trennen] scheiden von diesen Mauern, diesen Sängen wo ich mein Dasein manche Jahre (hin) [ge] sponn[en] (an?) (gezogen) und jeden Winkel kenne, wo ich die Wonne [der] (einsamer) Andacht kostete und [die Seligkeit des] (den seligen Frieden eines einträchtigen) Zusammenlebens mit euch, meine geliebten Schwestern — sie konnte nicht mehr sagen. Thränen erstickten ihre Stimme.“

Aber, Heloischen, begann die Äbtissin gutmütig: ich glaube meinen Augen nicht. Du in weltlichem Gewand. Grün und verlockend, wie eine Wiese! In das Jahrhundert zurückstrebend [?] und seinen Sagen und Irrthümern huldigend, wie die losen Vögel, unsere weiland Schwestern, die, eine nach der andern, ihren Flug genommen haben. Ich bin doch neugierig, wie du dazu gekommen bist, du [Vernünftige] und Verständige (und Besonnene), und wie du dich rechtfertigst. [Sage] (sprich), was bewog dich?

Heloise öffnete holdselig den Mund, der sich dann aber plötzlich verzog, denn sie hatte eine Stimme vernommen. Das thut eben das

liebe Fleisch, ficherte es hinter dem breiten Rücken der Äbtissin (her- vor), wo eine abstoßende Alte, (sich die Kleinen weißen Händchen reibend) im Verstecke lag [und bald rechts bald links mit höhnischen Seberden zum Vorschein kam].

Heloise Wirtz fühlte sich aufs tiefste beleidigt.

Ehrrwürdige Mutter, sagte sie und hob die spitzige Nase, mit der Bösen hinter dir, die eine überwiesene und von der eigenen Sippe in's Kloster gestoßene Sünderin ist, verliere ich kein Wort, aber ich bin es deiner Liebe und Güte schuldig und auch den Schwestern — sie warf der Brünette einen freundlich erwiderten Blick zu und dann einen weniger sichern [auf] die große Blonde —.

Diese stieß von hochfahrenden Lippen: „Rede oder schweige! Du bist mir, wie Luft!

Wie Luft? rief Heloise empört.

Was wirst du auch sagen, fuhr Beatrice geringschätzig fort. Was wir längst wissen, daß du [alltägliches] (gewöhnliches) Geschöpf bist.

Ein Geschöpf? [schie] (fragte) ([sich]te) die ergrimnte Heloise und ein [alltägliches] (gewöhnliches)? O über die hochmütige verftiegene Creatur! Bist du denn [nicht mensch] überirdisch geboren (du lang- beinige Störchin) oder werden sie dich schließlich nicht in die Erde legen?

Friede! Friede! unterbrach die Äbtissin. Zankt euch nicht noch zum Abschiede, [lieben] ([theuren]) Kinder! Sage uns ruhig deine Gründe, Heloise! Du [sollst] (darfst) nicht ohne meinen Segen in die Welt zurück- treten.

Du sollst sie wissen, Mutter, und du wirst mich begreifen. Höre mich freundlich!

([Und die Einsin stellte sich (vor) in die Mitte wie eine Rednerin, [während] das Burgeli Vibereck [[so hieß] die Braune] (die) ([wie sie hieß]) ganz Ohr war[.]. Die Scharnachthalin (aber) [so nannte sich die große Blonde], hatte (stand) abgewendet [stand], die Arme über der Brust (ge) Kreuz(t) [end] [und] (während) Helene Kindsmaul, die wunderliche Alte, mit einer höhnischen Miene bald rechts bald links hinter der (breiten) Äbtissin (hervorguckte) [zum Vorschein kam].

[Heloise räusperte sich und begann.]

Als ich ein kleines Mädchen war, pflegte meine Mutter, die Auge Frau, mir die Hände auf das Haupt zu legen, sprechend: ob du welt- lich oder geistlich werdest, mein Kind, da thue ich keinen Wunsch: nur eines wünsche und flehe ich: daß du werdest wie die Andern, wie die

Andern! Mehr will ich nicht für dich! O Auser Spruch! O Abgrund der Weisheit! Ich wuchs und war von stiller Art mit einer Anmuthung zum Kloster, denn ich [schrieb] (las) und betete gerne und fürchtete mich vor den Männern. Da kam einmal eine Kaisersfelder Nonne [zu] an eine Hochzeit in Frauenfeld, wo auch ich Kleine mit zu Tische saß. Das war damals ein ehrlicher, was sage ich, ein hoher Stand. Man zog ihr den Hut, setzte sie oben an und [erlor ihr] (wählte für sie) die besten Bissen. Die freundliche Frau hielt mich neben ihr und streichelte mir die Wangen. Sie selbst hatte Farben wie Milch und Blut und ihr friedliches unbestürzbares Gesicht atmete ein so deutliches Glück, daß ich [davon] mich [in dasselbe] (darein) verliebte und ihr verschämt in's Ohr wisperte, sie möge mich mitnehmen. Mein weißes Mütterlein war damals schon in der Seligkeit: [und] da [der] [Jüngern] (meiner) Geschwister so viele, daß mich der Vater nicht ungern [e] ab [gab]. Stammbaum und Aussteuer reichten und ich ward eingekleidet. Gott weiß, daß ich seine zufriedenste Braut war, meine Zelle und mein Herz rein hielt und nie über die Mauer und mein Gelübde hinausdachte. Da kam der neue Glaube, wie man es nannte. Die [Heiligen wurden in Scheiter zererschlagen] (zerseheitert) und [mit ihnen geheizt], die [Kelche gestohlen] (Monstranzen eingeschmolzen), [die Klöster] [ge]öffnet] (en) [und die Pfaffen beweibten sich]. (Heilige und Gelübde zerseheiterten, Monstranzen und Weihen schmolzen, Klöster öffneten und Pfaffen beweibten sich). Zum Gotte aber [machten] ([ernannten]) (erhoben sie) [sie] ein Buch. Nun will ich nichts dagegen gesagt: [denn] (haben) denn das rutschte und rutschte und wurde zuletzt die Mehrheit (und die herrschende Meinung). Im Anfang freilich wehklagte man und rang die Hände, [St] und es lautete, die Welt gehe unter und der jüngste Tag breche [an] (flammend herein). Aber das war eine [leere] (voreilige) Rede, die Welt (verfolgte ihren Gang und) gewöhnte sich. Unsere jungen Schwestern stellten sich vor das Thor, voller Lebensneugierde und der vorbeireitende Adel warf ihnen Kußhände zu. Nun will ich nichts gegen unsere gnädigen Herr [n] (en) in Bern gesagt haben, denn ich (bin eine Turgauerin und) habe von jung an ein [unterthäniges] (gehorsames und unterwürfiges) Herz gehabt: sie hielten sich in großer Weisheit und Freigebigkeit, statteten [fürstlich] (redlich) aus was heiraten wollte und wachten mächtig über Anstand und Sitte.

Dazumal geschah es, daß ich wiederum nach Frauenfeld geladen wurde, diesmal zu einer Taufe. Ich vertritt auf unserm Klosteresel Benjamin, aber oh, wie fanden wir Beide, der Benjamin und ich, die Welt

verändert. [Die Buben liefen uns nach (schreiend und jubelnd hinter uns her) ([mit Geschrei und Jubel]) und [zogen] (zerrten) [zerrten] mich an der Kutte und den Benjamin am [Schwanz] Schweif]. Die Buben [li rannten] (liefen) schreiend und jubelnd hinter uns her, zerrten mir die Kutte und hingen sich dem Benjamin an den Schweif. In Frauenfeld [band] (helste) ich dem Täufling ein köstliches Paternoster [,]. Das riß mir der Vater, der eine Münze erwartet [ha] haben mochte, aus der Hand und gab mir, da das Naschwerk vertheilt wurde, ein zuckernes Wickelkind. Dergestalt [[saß] (biß) ich (ihm) mit erstickten Thränen (den Kopf ab und saß) unter den Unmündigen als eine Schwache und Alberne, als ein zurückgebliebenes [,] (und) fabelhaft gewordenes Geschöpf und [biß dem Wickelkindlein aus Verzweiflung den Kopf ab].

Unter den Kindern zu sitzen, wäre mir gerade recht gewesen, unterbrach die Braune lustig

Doch blieb ich nicht allein, erzählte Heloise mit einem süßen Lächeln weiter, sondern es setzte sich zu mir in seiner Barmherzigkeit Junker Abraham [Stieglitz] zum Sparenberg und führte mit mir ein erbauliches Gespräch über die Rohheit des Zeitalters und die Daseinschwierigkeiten des Adels. Persönlich sei er [eher] (zwar) den Heiligen gewogen, sie hätten ihm immer nach Kräften geholfen, aber es gebe da eine [wichtige] (wesentliche) Erwägung, die Zeiten seien schlimm, Gewandung und Leben theuer, der neue Glaube aber [entschieden] (um vieles) der wohlfeilere. Dann ließ er sich immer mehr herab und erkundigte sich mit Wärme und Zartheit nach den Dingen in Kaisersfelden, wie theuer mich die Eltern eingekauft und wie hoch die Herrn von Bern ihre Nonnen ausstatten. So tröstete er mich allewege.

Als ich aber nachts auf dem harten Pfühle lag, der mir gegeben wurde, konnte ich nicht einschlummern und begann mich wieder zu zerplagen, zu mir sagend: Wo ist dein Stand, Heloise? Was kannst du dafür, daß der alte Glaube eingestürzt (ist) und deinen Stand [begraben] (erschlagen) hat? (Ohne Stand keine Wirklichkeit, kein Weltbild, kein Dasein!) [Ohne Stand kein]e (Halt) Ehre, kein [Glück], (Zusammenhang), (kein Weltbild), kein Dasein. Wer gibt der Heloise (Linsin) einen Stand? und ich begann (in meiner Kammer um Mitternacht) [zu überlaut] (erbärmlich) zu jammern, wie eine [nachte] (bloße) Seele, die [sich] einen Leib sucht. (O du arme Heloise Linsin) [wie die Andern], rief ich verzweifelnd und mich an das Wort der Mutter erinnernd: (wie die An-

dern) stets wie die Andern und nur wie die Andern. In der Frühe aber, da ich stille und ungeleitet verritt, [ging] (umschlich) mich Junker Abraham mit zärtlichen (und erbaulichen) Worten, nannte mich sein Linsengericht und gab mir die Verheißung, am Tag St. Raphaels d. i. ist heute in Kaisersfelden vorzusprechen und mit unserm gnädigen Hofmeister, dem regirenden Herrn Bundeli über [mich] (mein Schicksal) zu unterhandeln. Darum habe ich auch heute diesen grünen Sammt angelegt, den [mir] Junker Abraham auf eine geheimnißvolle Weise in meine [Zelle gelegt hat.] Zelle geschafft hat.

O du dumme Linse! [Kicherte] (höhnte) die Böse und sprang hinter der Äbtissin hervor. Der da! Der Sparenberg. Etwas schenken? [Dieser] (der) dürre Knicker! der jeden Pfennig dreht und umdreht, ehe er ihn aus [den] spitzigen Fingern (gleiten) läßt. Nein Heloischen, der hat dir nichts gekramt (weder dir noch je irgend einem athmenden Wesen) eher der Satan und die Alte Kicherte (vergnüglich), als säße (sie) auf dem Besen und führe nach dem Bloßberg. Wiße, Loischen, auch mir wurde unsichtbar bescheert, auch ein Sammt und zwar ein schwefelflammengelber.

Da wurde die Äbtissin sehr ernsthaft und ließ sich also vernehmen: Es ist nur zu wahr, (meine Schwestern) daß [in] (zu) dieser Zeit der Seelenjäger umgeht und [Schlingen] den Bräuten Gottes Schlingen legt. Wißet, auch mir wurde [ein Kleid] (weltliches Gewand) in die Zelle gelegt und welches: ein fürstlicher [Purpursammt] (roter Sammt) mit Puffen und Schleppe —

Und mir (weiß Kleid von) ein feines friessichem Linnen, frisch wie neugefallener Schnee oder junge Blüte.

Du siehst, Heloise, spottete Helena Rindsmaul [so stark] (in solche (Un) Kosten) kann sich Junker Abraham nicht gesetzt haben, auch hätte er (wohl) geschmackvoller gewählt; [als] Du siehst (mit deinem gelben Hals in der) (gelben Hülse) [wie] einer langen grünen [Surke] gleich Pfu! Teufel!

Jetzt war das Maß voll. Heloise geriet in Wut, und da sie ein Lächeln auch bei der Äbtissin und selbst in den (Beatrix) steinernen Mundwinkeln entdeckte, ließ sie ihr den Lauf. Ich gehe, sagte sie, und schüttle den Staub von meinen Schuhen aber ich werde es draußen (in der Welt) berichten, was ein Nonnenkloster ist: ein Nest der [Faulheit] (Heuchelei) und Bosheit, Neid, Klatzch, [falsche] (verdrehte) Augen, falsche Herzen, Verläumdng, Heze und Katzbalgerei.



Surr, Surr, mein Täubchen unterbrach sie eine [schmeichelnde] näselnde Stimme und eine dürre Hand streichelte (glättete) ihr [die Wange] (die Falten aus)! [Verschleu] (auf) der Stirne. Es war Junker Abraham, der während des [Tu] Nonnentumults eingetreten und seine Verlobte bei der Hand fassend, sich kunstgerecht gegen die Äbtissin, die sich aber gestreng wegblickte, während die Scharnachtalin (sich) [ihn impertinent geringschätzig] (gleichgültig) [betrachtete] (hielt) und [das gute] Burgeli einen kleinen Neid nicht verwinden [nicht] konnte denn das gute Kind strebte (von so viel Beispielen getragen,) nach der Ehe.

Junker Sparenberg (aber) strich sich den Spitzbart in welchen sein langes schmales Gesicht verlief und sagte mit einer zweiten [noch tiefern] Verbeugg gegen die Äbtissin; mit [der] Vergunst, [Snädige] (Frau) (Ehrwürdige) gebt dem Fräulein (und mir) Urlaub in Erwartg des Herrn Hofmeisters, der heute mittag hier eintrifft, wie er mir schreiben ließ. Inzwischen ist hier (dicht) vor diesen Mauern ein Sebüsch mit [Vogel-Sefang] (Bachstelzen) und Murbelbach, wo sich [zwei Braut und Bräutigam] (Liebe nicht) nicht langweilt. Und er führte Heloise von hinnen mit jenen großen (weitausgreifenden) Bewegungen (vorge-strecktem Brustkasten) und aufgestemtem Ellbogen, [wie] die damals [Mode] (gebräuchlich) waren, seine dünne Leiblichkeit aber gar nicht leideten.

Die übrig gebliebenen Nonnen empfanden [nach dem Austritt Heloisens] ein Gefühl der Leere, das sie (zuerst) mit einiger [bösen] (Haß) Reden über die Ausgetretene, dann aber mit [der] (reichlicher) Besprechg des Wunders von den fünf Kostbaren, ihnen [von schwerlich guter Seite] (und zweideutiger) (von dunkler Hand) bescheerten Köcken sättigten.

Es ist Thatfache, wisperte die Äbtissin und die Nonnen steckten die Köpfe zusammen, daß der Valant in diesen aufregenden Zeiten der zertrümmerten Kreuze und gestohlenen Kelche sich mächtiger regt als je zuvor, wie er denn [jü] — nach einem glaubwürdigen Schreiben — der letzten Landsgemeinde zu Altorf beigewohnt hat.

Die Nonnen schauderten.

Und in welcher Tracht trat er auf. fragte Helene Rindsmaul neugierig und gleichsam mit persönlichem Interesse

O, versetzte die Äbtissin, er stand auf dem Gerüst mitten unter der Obrigkeit, als ein schlichter Landsmann erscheinend mit in die Stirn gekämmten Haaren —

Und [mit] einem feinen Hackennäschen, kicherte die Rindsmaul und machte mit dem Finger eine Zeichung in die Luft, und mit muntern feurigen Augen —

er hielt sich übrigens züchtig, erzählte die Äbtissin weiter und meldete sich nicht zum Worte.

Wie wurde er denn erkannt, fragte das unschuldige Burgeli, als der er ist

Daran, Waldburg, daß (jemals) weder zuvor noch hernach [ein] dies Gesicht wieder in Uri gesehen wurde.

Seltam ist es, daß er sich nicht an die Beatrix gewagt hat, meinte Burgeli

Da irrst du, sagte diese, auch in meiner Zelle [liegt] (flug) ([sich]) ein Paket, (durch das offene Fenster geworfen) ich habe es aber nicht geöffnet denn ich bin nicht neugierig.

Unmöglich, [ri] schrien die Drei Andern, da[s] [müssen]. (wollen doch) wir sehen, du weiß nicht einmal die Farbe deines Teufelsamntes? Das muß ich von Amts wegen untersuchen, entschied die Äbtissin und [sie] (ein Sturmwind ergriff die Frauen) und (die Äbtissin) Burgeli zogen die gleichgültige Scharnachthalin ins Haus und treppauf in ihre Zelle, während ihnen Helene Rindsmaul mit den wunderbarsten Ziegensprüngen voran [eilte] tanzte. Im Hause aber [geschah] (begann) eine Jagd [durch] (über den langen Flur) die Flucht der Zelle entlang, Spiegelchen glitzerten bis auf den Hof hinaus, und [bal] nach einer hastigen Weile erschienen die vier Nonnen wieder [in] (mit) der weltlichsten Tracht angetan [einer] in der himmlischen Bläue des Lentzages; denn nachdem sie (die widerstrebende) Beatrix bekleidet, hatte auch die drei anderen [die] das ihnen geheimnißvoll bescheerte (weltliche) Gewand wieder angezogen, um die Farben zu vergleichen. Beatrix war herrlich anzuschauen, (und ein schwaches Lächeln bewies, daß sie sich nicht mißfiel) der dunkelblaue Sammt ihrer Dianagestalt wie angegossen, aber auch die Waldburg in ihrem weißen [Lentz] (Falten) [Kleid war] ging (triumphierend) einher, wie im Geleht des Frühlings, nicht zu reden von der gelbflammenden Gräfin und der pfirsichenen Äbtissin. Plötzlich aber schrie diese: Kinder, wir vergessen, daß unser Hofmeister jeden Augenblick (hier) ([da]) (sein) [anlangen] kann. Rasch, Waldburg, schließ das Thor und öffne durch das Gitter Sie selbst flüchtete, um schnell ihre Kutte über das weltliche Gewand zu ziehen, denn die Zeit drängte, wenn sie die Zeremonie feierlich [vollziehen] (vollbringen)

wollte, die [sie] (sich) seit Jahren bei jedem Auftritt des Hofmeister vollzog.

Inzwischen schloß Waldburg mit kräftigen Arme, ohne Hilfe, das Hofthor und spähte durch das Sitterfensterchen hinaus mit scharfem Blick den weithin sichtbaren Weg beherrschend. Es war nur Zeit. Der Hofmeister ritt schon ziemlich nahe, [von] einige[n] Knechten in gebührender Entfernung hinter sich. Rechts von ihm lief der Prädicant (den Nonnen wohlbekannte) Knopfle und ihm zur Linken erschien ein Anderer, hoch zu Roß auf einem [stolzen] (mächtigen) Rappen, [in] schwarz gekleidet, mit einer goldenen Halskette und einem so edeln und beherrschenden Kopfe, daß er sogleich die gespannteste Aufmerksamkeit der (von Waldburg ans Sitter gerufenen) Nonnen erregte. Das ist (wahre) Junker Valant, flüsterte die Unschuldige, [aber] Helene [sch] Rindsmaul zuckte verächtlich die Achseln und — o Wunder — die Dianenbrust der Scharnachthalin [mächtig] (heftig) zu klopfen begann. [Ei]

Ei, rief jetzt die Gräfin, jetzt weiß ich's: das ist ja der verrückte Lombach, weiß du, Beatrix, der Bruder deines bei Bicocc erstochenen Bräutigam, von dem sie sagen, daß er, nach dieser selben Schlacht, aus Schmerz über den verlorenen Bruder, jahrelang baarhaupt und baarfuß als ein (rasender) Naar durch die Länder rannte. Da bin ich doch begierig, was [ih] er hier sucht: er schaut [nicht] jetzt nicht mehr wild, [son] aber tief unglücklich Beatrix verwandte kein Auge: ja unglücklich sagte sie:

Merke dir, Storch, [der be] lehrte [die] das Rindsmäulige, mit Kennermiene: der dunkle hat nicht nur [Poffenreißer] (lustige Frazzen läppische) in seinem Gefolge sondern auch tragische Larven — doch [eilig] eilt euch Schwestern, sie kommen. Werft mir meine Kutte durchs Fenster! rief sie und bald flatterte die dunkle Sewandg durch die Luft. Burgeli warf sie sich über und nun erschienen auch die Scharnachthalin und das Rindsmaul, die kurze halber [d] ihre Kutten ebenfalls über die Weltkleider gezogen hatten, nicht zu reden von der dicken Äbtissin, deren Kutte jetzt, über der (Puffen) roten Weltpracht, einen weiten Umfang gewonnen hatte.

Die dreie [stell] standen jetzt im Halbkreis, dem Thor entgegen, an das mächtig geklopft wurde. Wer da? fragte Pförtnerin Waldburg durch das Sitter.

Die Obrigkeit, antwortete es majestätisch

Das [herrschastliche] Stift, [an] antwortete die Äbtissin [anerkennt] ist des Reichs.

Wie wir alle, erwiederte ein Staatsbaß: Aber wir sind Hofmeister und Verwalter der Abtei. [Brecht au] Erbrechet die Thür, Diener der Gerechtigkeit. Die Knechte draußen machten langsame Veranstaltungen, da riß Burgeli plötzlich die Thor auf, sodaß der davor stehende Gewaltshaufe fast über einander gepurzelt wäre, doch entwickelte er sich nach einigen Schwankungen [vor] den Nonnen, den Hofmeister Bundeli in der Mitte. Dieser war eine ebenso achtung gebietende als Vertrauen erweckende Persönlichkeit, ein wohl (in Amtstracht) erhaltener Fünfziger, groß und breit und beleibt, mit blauen hervorquellenden Augen von unendlicher [Gutmütigkeit] Güte und Gemütlichkeit. Recht von ihm stand der Pfarrer Knopfle mit einem witzigen Gesicht und kurzen Beinchen, rechts der fragwürdige Narr mit einem auffallenden schönen und kühnen Gesicht, freilich auch mit tiefen vorzeitigen Falten und finstern Augen

Jetzt [trat] (öffnete) die Äbtissin den Mund und redete feierlich: Herr Hofmeister. [Obschon] wir, das ist ich (rechtmäßige, obwol) unwürdige Äbtissin (des Stiftes Kaisersfelden) und diese meine Nonnen (hier) legen Verwahrh [ein und] gegen [den] sacrilegen Einbruch und angethane Gewalt, [ver gegen Miß] (Ver)achtg und Beleidigung unserer Selübbe und Klosterfräulicher [Schamhaftigkeit] (Zucht), gegen Eröffng eines (schamlosen) Heiratsmarktes in unserm Klosterhof und alles in allem, gegen die ganze gegen uns erhobene [heidnische] (satanische) Verfolgung [—,]

Sehe ich (aus), wie der Satan? fragte [der Hof] Herr Bundeli — gegen die ganze heidnische Verfolgung, wie sie seit Nero und Dioklian nicht mehr erhört wurde —

Das ist stark, Frau Gertraud, sagte der Hofmeister

Gegen alle dieses Drangsal protestiren wir förmlich und feierlich.

Wir protestiren, riefen die vier Nonnen.

Wo [ist] bleibt unsere Hilfe? fuhr die Äbtissin fort, da (auch) unsere gnädigen Herrn von Bern sich wider uns setzen, und, Stück um Stück, unseres heiligen Glaubens auf Abbruch bringen? was bleibt uns, als [Angs] Trauer und Tränen, [kummervolle] ((bekümmerte)) (durchjammerte) Tage und [schlaflose] (bekümmerte) ((du)) Nächte, bis zu[m]r [Abmagerung] (Verringerg) Ver[fall] (gänzlicher Ruin) unserer Leiblichkeit.

Knopfli, sagte der Hofmeister findest du nicht, daß Frau Gertrud (mit Züchten geredet) nur seit vierzehn Tage wieder gediehen [hat] (ist) und umfänglicher wurde

Weiß Gott, sagte Knopfle

Wir aber, endete die Äbtissin erheben unsere Wehklage, wie schluchzende Tauben und [appelliren an] (gegen) den heiligen Stuhl in Rom (den Vater in Rom).

Wir appelliren an den heiligen Stuhl, schrien die Diere.

Es sei! — erwiderte Herr B. ruhig — [ad acta genommen] (wir nehmen es ad acta). Nun aber, liebe Base sagte der Hofmeister in (jetzt anderm, in einem) ganz familiärem Ton und trat auf die Äbtissin zu und schüttelte ihr die Hand, seid mir herzinniglich gegrüßt: wie [gehts wie stehts?] (steht es um euch?) ich habe mich gar heftig [nach euch gelangweilt] (nach euerem Wesen gesehnt), jetzt da ich schon seit vier Wochen ein Wittwer und gar allein und [von mit] (von) meinen Mägden übel geplagt und schlecht besorgt.

Die Teufels [mägde] (dirnen)! rief die Äbtissin leidenschaftlich. Könnte ich hier (von meinem Posten hier) nur abkommen Vetter, ich machte euch unversehens ein Besuchlein [auf euerm Burgstall] (in euerm Haus an der Junkergasse) und führe [zwischen sie] wie ein (flammendes) Donnerwetter. zwischen die faulen Mägde.

Base, sagte der Hofmeister gerührt: ihr seid eine [Gute] (Brave). Nun habe ich (euch) aber etwas zu vertrauen —

Ihr vergaßet (mir) doch die Gewürznelken nicht? Vetter — unterbrach ihn die Äbtissin

Der Hofmeister zog ein bischen unbehülflich einen [gefüllten] (vollen) soliden [tg?] Papiersack aus [seiner] der (breiten) Brusttasche seines Wamses und überreichte ihr denselben feierlich Gerade das ist das Staatsgeheimnis, flüsterte er.

Vernehm, Base gestern erhielt [der] (euer) Spezereihändler Krebs (vor Rat) eine heimliche Verwarnung wegen Verschlechterung der Waare und heut in der Frühe verfügte ich mich in Person zu dem neuen Krämer Sigax, an der Ankengasse, ihr wißet, um euch eur[e] Gewürz in den Nachtrunk [zu] aus frischer Quelle zu kaufen. Gott gesegn' es euch!

Ihr seid doch ein Suter, erwiderte die Äbtissin ebenfalls gerührt.

Und noch eins, liebe Frau, fuhr der Hofmeister fort. [das] (das) (was) ([bewußte]) (Nachtrünklein berührend) ich euerm Nachdenken empfehle. Was nämlich meine Leiblichkeit betrifft, für die uns obliegt.

in Treuen zu sorgen, so habe [ich] bei dem bewußten Nachtrünklein auf den (weißen) Waadtländer Verzicht und mich, wegen ansteigender Jahre und sinkender Blutwärme dem feurigen Roten Neufchateller zugewendet. Was dünket Euch davon?

[Es ist eine ernste Frage], (das ist kein Leichtsinns ein Umsturz in einer alten Leiblichkeit) sagte die Äbtissin und wohl in Erwägung zu ziehn.

Thuet mir die Liebe, Frau, und machet auch ihr den Versuch. ich habe den Hans ein Fäßlein Cortailaud vor sich auf daß Roß nehmen lassen, (ihr müßet ihn aber eine Woche ruhen lassen) wie ich ja die Frau Base mit Waadtländer versah, seit ich das Stift aufhebe, das ist wohl seit fünf, sechs Jahren — er seufzte.

Zehn, Hofmeister, zehn (Jahre) sagte die Äbtissin. ([sind wir]) (dauert) ([die]) (jetzt unsere Verfolgung)

Wie lange wurde Troja belagert, wendete sich der Hofmeister, der einen Schimmer gelehrter Bildung hatte, an den Prädikanten Knopfle.

## Der Gewissensfall (Duno Duni)

Ein Kritiker tat den Ausspruch, C. F. Meyer male ausschließlich mit ungebrochenen Farben. Das gab dem Dichter zu denken und brachte ihn auf den Voratz, auch einmal etwas Modernes zu versuchen, wobei naturgemäß gebrochene Töne und Halbfarben zur Anwendung gelangen sollten.

Dieses Vorhaben vertraute er im Sommer 1891 auf Schloß Steinegg der Schwester, wobei ihren Mitteilungen nicht zu entnehmen ist, ob er ihr gestand, daß er die Arbeit schon in Angriff genommen, seit einem Jahr aber nicht mehr berührt habe. „Mich gelüstet, einmal eine einfache Geschichte aus unserer Jugendzeit zu schreiben. Der Held wäre der Sprößling eines unserer zur Reformationszeit um des Glaubens willen ins alte Zürich übergesiedelten Geschlechter. Er ist der Sohn eines ruhigen und ehrenwerten Hauses. Da beschreibe ich meine eigene Knabenzeit. Meine Stube im grünen Seidenhof, weißt Du noch? . . . Die Erinnerungen aus der Knabenzeit, meine damaligen stillen innern Kämpfe und Erlebnisse wären mein eigentlicher Gegenstand. Bei der Verarbeitung dieses Stoffes möchte ich das Novellistische auf das Einfachste, Unentbehrliche beschränken — ein paar leichte Züge.“

Um die fraglichen Jugenderinnerungen in den Vordergrund zu schieben, verschweigt Betsy Meyer die Hauptsache, das Motiv. Sie erzählte es mir im Herbst übers Jahr (1892). Und erst durch diese Mitteilung, die ich sofort zu Papier brachte, erfahren wir den Kern des Ganzen, die Fabel. Die Fragmente, so weit sie überhaupt bis zu diesem Punkte reichen, reden freilich von einer Mißheirat oder einer nicht standesgemäßen Heirat ohne Liebe. Aber wie und warum sie zustande kommt, das erfuhr ich erst von Betsy, die Folgendes berichtete:

„Der junge Held der Novelle, der Nachkomme eines alten, vornehmen und sehr ehrenwerten Geschlechtes, hängt über seinem Bette das Bild eines Vorfahren auf, dessen feine klare Augen ihm wie sein Gewissen erscheinen, so daß er häufig Zwiesprache mit ihm hält. Er fühlt sich beengt in der kleinen, dumpfen Vaterstadt, wo er ein träumerisches Studienleben führt. Durch Freunde, die nach Zürich in Urlaub kommen, in Spielschulden gestürzt, die er zu decken außerstande ist, beredet er in

seinen Nöten einen jungen Angestellten ländlicher Herkunft zu einer Kassendefraudation. Diese wird entdeckt. Die Schwester des Täters rettet diesen durch ihr Sparbuch. Der Held selbst wird in der Vaterstadt unmöglich oder vielmehr: er fühlt sich wenigstens unmöglich und tritt unter österreichische Fahnen. Diese Schwester nun gedachte mein Bruder als eine feine, praktische, schlagfertige Landzürcherin zu zeichnen, scharf und Flug und durch und durch ehrenhaft. Sie sollte im Gegensatz zu dem verträumten Stadtzürcher das anziehende Bild einer vortrefflichen Arbeitsnatur zeigen. Schon in der Schule nämlich war C. F. Meyer die größere Frische der Landbuben vor den Stadtjöhnen aufgefallen. Die Heldin schlägt sich durch als tüchtige Schneiderin, nicht etwa als Lehrerin oder Gouvernante, und stellt den Namen des Bruders wieder her, den sich übrigens der Dichter als unbedeutenden Menschen dachte. Der Held, über dessen Handlungsweise die Geschwister gegen jedermann Schweigen beobachten, gewinnt in Italien das Vertrauen seines Obersten so sehr, daß er ihn mit einer Verwandten in den angenehmsten Verhältnissen verheiraten möchte. Nun aber erwacht sein Gewissen, und er erwirkt sich nach dem Tode seines Vaters vom Obersten, dem er sich anvertraut und der die Sache läßlich nimmt, den Abschied. Daheim in Zürich trägt er der Schwester des ehemals von ihm Verleiteten, die ihm von je gefiel, die Hand an, wiewohl ohne Leidenschaft. Das Paar zieht an die italienischen Seen, woher das Geschlecht des Helden ursprünglich stammt. Dort betätigt er sich in der Seidenbranche. Die Frau stirbt jung. Ihr Sohn wird ein moderner, großer Seidenherr."

Den Dichter reizte außer der Person der Heldin der Wunsch, ein Stück Jugend, ein Stück altes Zürich heraufzubeschwören mit einer Reihe von Bildnissen aus jenen Tagen, darunter namentlich das Porträt des Vaters. Er dachte sich wohl so etwas wie ein begrenztes, bescheidenes Gegenstück zum Grünen Heinrich; die nämliche Zeit, aber eine andere Gesellschaftsschicht. Dabei zielte er sowenig wie Gottfried Keller auf ein Lob des Vergangenen. Er wollte das damals, wie er häufig aussprach, in seinen Anschauungen vielfach zurückgebliebene Zürcher Patriziat einzelnen von ausgeprägtem Ehrgefühl besetzten Gestalten vom Lande gegenüberstellen.

Selbstverständlich war nicht das Vorhaben der Milieuschilderung das Primäre. Sondern, wie in der Regel, das Primäre war das Motiv. Wenn er der Schwester sagte, er möchte bei diesem Stoff das Novellistische



auf das Einfachste, auf das Unentbehrliche, auf ein paar leichte Züge beschränken, so wollte er damit wohl nur die um seine Gesundheit Besorgte beschwichtigen, während es doch eigentlich in seiner Art lag, das Motiv klar durchzubilden und voll herauszutreiben, das Milieu dagegen knapp zu halten.

Das durch seine Begleitumstände interessante Motiv der Gewissensheirat fand der Dichter unter seinen Mitbürgern; wann und wo im Einzelnen, ist nicht auszumachen. So viel steht fest, daß die Begebenheit noch heute im Gedächtnis einzelner Angehöriger gewisser alter Zürcherfamilien nicht erlosch. Auch das ist sicher, daß sie im Leben des Mannes, nach dem er den Helden der Novelle zeichnet, sich nicht ereignet hat. Dies ist der Forstmeister Karl Anton Ludwig von Orelli, der drüben im nahen Sihltal die Stadtwaldungen verwaltete und sein Lieblingswerk förderte und hütete, den von ihm im Langenberg gegründeten Wildpark, dessen Umgelände der Dichter eben so deutlich schildert wie den rüstigen Achtziger selbst (1 Okt. 1806—28 Jan. 1890). Der Dichter hat ihn noch gekannt und fand, wie er mir vertraute, nicht den geringsten Reiz im Verkehr mit ihm in der tröstlichen Hoffnung, auch seinerseits hohe, gesunde Jahre zu erleben, die er zur Ausführung seiner schweren und stolzen Pläne noch benötigte und die er eben für diese Arbeiten vom Himmel ersehnte.

Keine Spur deutet darauf, daß er vor 1890 an dem Gegenstand arbeitete, keine, daß er sich früher damit beschäftigt hatte. Kein Brief erwähnt ihn. Denn die Stelle vom 16 Juni 1883: „Ich habe jetzt eine Novelle in Händen, mit einer zwei Jahre älteren Frau, (älter selbstverständlich als ihr Liebhaber) welche, sc. die Frau, unendlich lebenswürdig ist oder wenigstens so geschildert werden soll,“ bezieht sich jedenfalls auf die Maintenon und Ludwig XIV im „Leiden eines Knaben“, woran Meyer damals saß, nicht aber, wie ich früher angenommen<sup>1)</sup>, auf „Duno Duni“. Der erste Entwurf ist undatiert, der zweite, höchst wahrscheinlich rasch nach dem ersten angefertigt, trägt das Datum 8 Mai 1890. Der darin erwähnte Konflikt zwischen Kaiser Wilhelm II und Bismarck fällt ins nämliche Jahr. Als C. F. Meyer im Sommer des folgenden auf Steinegg der Schwester die Novelle skizzierte, war sie wohl schon geraume Weile vor andern Aufgaben zurückgetreten, wenn auch nicht aufgegeben.

<sup>1)</sup> Briefe C. F. Meyers I S. 352.

Es sind ein halbes Duzend Fragmente vorhanden, wovon eines nur aus einem doppelseitig beschriebenen Blatt besteht, ein anderes nur aus einer Seite, ein drittes gar lediglich aus dem ersten, nicht einmal vollendeten Satz.

Vermutlich hatte sich der Dichter, wie die Schwester, die Arbeit leicht vorgestellt, weil er mit vollen Händen in den Schatz der Jugenderlebnisse und Jugendstimmungen hineinzugreifen gedachte und weder für Lokalfarbe noch sonstwie irgendwelcher Studien bedurfte. Allein er stieß auf solche Schwierigkeiten, daß er sich bald zu einem Wechsel der Vortragsform veranlaßt sah. Zuerst nämlich versuchte er's mit der Ichzählung, wobei er den greisen Oberst der bald vierzigjährigen Tochter seine auffallende Ehwahl erzählen läßt. Dann stürzte er das Vorhandene, nachdem er es ein wenig zurecht gestutzt, über den Haufen und packte das heikle Thema unverweilt in einer Aussprache zwischen den noch nicht lange Vermählten an: die junge Frau begehrt von ihrem Manne Aufschluß darüber, warum er sie, die Unebenbürtige, gewählt hat. Möglich, daß sich hier Meyers dramatisches Seblüt regte. Für mich ist sicher, daß ihn Ibsens Entschleiern und Aufdecken lockte. Das Problem forderte ein solches Verfahren, das ein rasches Zuschneiden und Straffen erlaubte, ja sogar gebot. Allein ganz abgesehen davon, daß es dem Schweizer weniger lag als dem Norweger, es verbot, was er, nach dem schwesterlichen Bericht, besonders ins Auge gefaßt hatte: bequemes Entfalten und breitästiges Ausladen des Milieu. Er flocht allerdings eine Reihe von Milieuzügen ein, sah sich aber in der Enge des im Grunde dramatisch gearteten Vortrags auf eine Haltung angewiesen, die zwischen bloßer Erwähnung und dürftiger Darstellung die Mitte hält und nur skizzenhafte Striche, nirgend ein Bild gestattet. Sodann: die vorgebrachten Einzelheiten aus der Jugend widerstreben nicht nur dem engen Gefüge der gewählten Darstellung, sie widerstreben auch der gepreßten Seele, der ernststen und gespannten Stunde, die den Schleier über einem Geheimnis lüften soll, das die Zukunft der noch jungen Ehe heller oder dunkler färben wird.

Auch beim zweiten Versuch also hat sich C. F. Meyer in der Form vergriffen. Vielleicht daß er rasch zu dieser Erkenntnis gelangte. Er goß die Anfangsätze um und legte dann die Feder nieder.

Es blieb ihm, wollte er die Stätte seiner Jugend, die Zustände und Träumereien seiner Frühzeit ausgiebig aufrollen, ein dritter Weg, nämlich das einfache, schlichte Erzählen, das vorn anfängt, nichts nachholt und gelassen weiter schreitet. Allein die behagliche Epik, die geruhfam

beim Einzelnen verweilende und auspinselnde Idylle widersprach der innersten Natur des aufs Monumentale gerichteten und dem auf energisch umreißende Linien zielenden Geist des Freskantens. Auch erhoben die großen und mehr oder weniger stark ausgebildeten andern Vorwürfe, die er teilweise schon lange im Busen getragen, ihre Ansprüche. Jedenfalls blieb, mochte die Schwester wünschen, was sie wollte, der Gegenstand aufgeschoben auf jene Tage, wo der Komtur, der Dynast, Petrus Vinea vollendet waren.

Das Ringen mit dem Stoff und das Suchen nach der ihm am meisten zusagenden Form ist durch hundert und aberhundert Dichterzeugnisse belegt. Der Sonderwert der Duno Duni-Fragmente liegt anderswo. Sie zeigen, was wir bei bedeutenden Malern ziemlich häufig, bei bedeutenden Dichtern m. W. selten finden, nämlich die Emporstilfierung einer belanglosen, nach der Wirklichkeit hingeworfenen Skizze zur strengen Haltung. Die an und für sich wenig belangreichen Bruchstücke sind voll Lehre und Aufschluß, weil sie dartun, auf welche Weise ein Vertreter des großen Stils, der sonst infolge dieser Stilbedürfnisse in vergangene Zeiten zurückzugreifen pflegt, an die Wirklichkeit seiner nächsten Umgebung herantritt und wie es ihm dabei ergeht.

C. F. Meyer stellte sich zunächst eine Aufgabe, die seiner Künstlerschaft leicht scheinen mußte. Er wollte den alten Forstmeister von Orelli zugleich mit und in seinem gewohnten Milieu schildern. Beide kannte er genau, besaß überdies die Möglichkeit, nach Belieben durch einen Augenschein sich Einzelnes aufzufrischen oder neu zu holen. Er raffte das Aufgesammelte, Notizen und zufällige Momentaufnahmen, zusammen, ordnete es, brachte jedoch nichts Besonderes zustande.

Es trat die alte Wahrheit zutage, daß der Monumentalist, der Jünger des großen Stils schwer hat, irgend ein belangloses Stück Wirklichkeit kräftig und stimmungsvoll zu bewältigen, weil eben sein eigenstes und innerstes Seelen- und Schöpfervermögen keinen tiefern Anteil daran gewinnt. Meyer mochte das fühlen. Er retuschierte, er schied aus und suchte zu stilisieren. Dann warf er alles bis auf wenige landschaftliche Striche über Bord.

Wie sorglos, mit wie wenig Überlegung er begann, ergibt sich daraus, daß während der Arbeit seine Ansicht in der psychologischen Kardinalfrage völlig umschlug: in der ersten Fassung erklärt der Held, er habe seiner Frau nie bekannt, daß er sie ohne Liebe geheiratet habe, weil das ein Mann seiner Frau niemals gestehen werde; in der zweiten

aber kommt es zur Aussprache zwischen den Satten und zum Geständnis des Mannes.

Übrigens bleibt zu erwägen und ungelöst, welche Wendung die Geschichte schließlich nehmen sollte. Betsy scheint sich darum weniger gekümmert zu haben als um die Jugenderinnerungen, in denen ihr wohl, was ihrem Herzen wohlgetan hätte, ein Plätzchen zugedacht war. Meyer kann sich die Sache so zurecht gelegt haben, daß selbst die junge Frau nicht weiß, daß es Duno Duni war, der ihren Bruder ins Unglück brachte, und daß gerade die Aufdeckung dieser Tatsache als des Grundes ihrer Heirat die Ehe zu einer tragischen macht und die Frau frühem Ende entgegentreibt.

Es ist übrigens bemerkenswert, wie dem Dichter auch in dieser Novelle, als offenbar die Hauptfachen teilweise noch in der Schwebeweise waren, ein stillistisch untadeliger Anfang Bedürfnis war: er hat den zweiten Satz des letzten Fragmentes zur vollendeten Haltung herauskristallisiert und daraus wohl das Vertrauen gewonnen, im Verlauf der Arbeit alles seinem großen Stil unterwerfen zu können.

Den Namen Duni trug eine längst erloschene Familie, die, mit den Orelli und Muralt um die Mitte des 16 Jahrhunderts um ihres evangelischen Glaubens willen aus Locarno vertrieben, in Zürich Zuflucht und Heimat fand. Ferdinand Meyer, des Dichters Vater, berichtet in seinem Buch „Die evangelische Gemeinde in Locarno“ (1836): „Der erste (Vorgänger) ist Taddeo Duno. Als hochbetagter Greis ergriff er noch mit zitternder Hand die Feder, um, was er selbst, als Augen- und Ohrenzeuge, erlebt, für Kinder und Kindeskinde aufzuzeichnen, zum Unterricht und zur Erbauung. De persecuzione adversus Locarnenses“ usw. (Vorrede IV).



## Duno Duni

### Novelle.

An einem der ersten Frühlingstage kehrte der Oberst nach einem Gange durch sein Waldgut (Wildpark genannt) in seine Wohnung zurück. Obschon er eben einen kräftigen Verdruß gehabt, war er guter Dinge und piff mit den Vögeln in die Wette, die die Ankunft des Lenzes [begrüßten] (verspürten). Der Pfad, den er rüstig beschritt, war [steil] trotz seiner [vielen] (zahlreichen) Wendungen, steil und [oft] (vielfach) abschüssig, denn die schöne Waldung, die den (besten) Besitz des Obersten ausmachte, bekleidete den [breiten] (nach dem Fluß zu abfallenden) Rücken eines Hügel, auf dessen Höhe das Haus [stand] gesetzt war. Ein Theil der starken Umzäunung, gegen den Fluß hin, hatte sich am Morgen niedergerissen gefunden und der Oberst Eile gehabt, sie durch seine Leute herstellen zu lassen, denn die Besitzung war mit zahlreichem Wilde bevölkert, wie der Name besagte. Der Oberst hatte seinen gerechten Ärger tapfer überwunden, indem er, im Schweiß seines Angesichtes, mit Hand anlegte und durch eigene Tätigkeit seine bedächtige Mannschaft anfeuerte.

Jetzt schritt er wieder rüstig seinen Berg empor, und schon hatte er, nach einer kurzen und bündigen Überlegung der Mittel, den oder die Thäter ausfinden zu machen, den widrigen Vorfall bei Seite geschoben. Dies gelang ihm um so leichter, als er in dieser Zeit eine große Freude erlebte und sie täglich und stündlich genoß. Es war die Gegenwart seiner jugendlichen Enkelin Bettine, die ihm seine Tochter, die Majorin Silardi aus Turin, wo sie wohnte, mitgebracht, [die] (und die der Vereinsamte) neben sich festzuhalten und nach seinem Vorbild, an die Schweiz zu gewöhnen [er] eine leise Frühlingshoffnung nährte

Auch er hatte lange zwischen zwei Vaterländern geschwanzt, Schweiz und Italien, denen er beiden angehörte. Das verhielt sich so. Weitausgeholt war der Oberst südlichen Blutes und Ursprungs, der letzte eines Geschlechtes, das, schon vor mehreren langen Jahrhunderten, ein des Glaubens wegen flüchtiger Dunus in die Schweiz gebracht und hier eingebürgert hatte; aber der letzte Duni hatte sich wieder, Leib und Seele, mit seinem (welschen) Vaterlande verschmolzen. Mit sechszehn Jahren [war er], aus Liebe zum [Kriegerstande] Kriegerstande, fast [etwas]

zufällig, in's piemontesische Heer (lager) geraten, hatte [dann] für die Befreiung Italiens (wacker) ([tapfer]) (gefochten und) mehrfach geblutet, seinen (militärischen) Weg (glänzend) gemacht und in dem Lande seines Ursprungs Achtung (Liebe) [Lob] und fast Ruhm geerntet. [und war dann]. Erst als Greis (war er dann) in die [Schweiz] (seine Berge, wie er sie nannte) heimgekehrt, beschaulicher Stille bedürftig und aus Sehnsucht nach den weißen Firnen, [die keiner so leicht verwindet der in ihrem Glanz aufgewachsen ist.] (in deren Lichte stets zu sterben wünscht, wer es als Knabe geschaut hat.)

Jetzt hatte er seine Lieblingsbank erreicht, die er (sich) auf einem (aus Baumästen geflochtenen) Ruheplatz hatte setzen lassen neben einem (kleinen) Wassersturz, wo er im Sommer zu baden plegte. [Sie zog ihn auf sich] (Er ließ sich) nieder, nicht so sehr aus Bedürfnis aufzuathmen, denn er stieg noch mit Leichtigkeit, sondern um durch die noch unbelaubten Buchen in den wei[ß]ten zartblauen (Lenz) Himmel zu schauen, als blickte er in das Auge der geliebten Enkelin. Denn diese hatte es ihm auch da [durch] ♂ ([mit]) angethan, daß sie, mit Übersprung der Mutter, (die Lichtfarbe) seines eigenen Blickes (und seine Seele) vor der Erlösung im Tode bewahrt hatte. Er geriet in ein [Sinnen] (Träumen), und wie [sich] bei ihm ja alles [Denken] (Sinnen sich) leicht in eine Gewissensfrage verließ, warf er sich vor, das eigene Kind, die Majorin, nicht (recht) väterlich zu lieben, ja [zuweilen] eine (vorübergehend fast flüchtige) Abneigung gegen sie (zu) empfinden. Damit that er sich Unrecht, denn er war ein guter Vater und was konnte er dafür, daß ihn das (Oberflächliche) [leere Geplauder] ([Leere]) seines Kindes, [zu] an [das] an die er doch gewöhnt, noch jetzt zuweilen in Erstaunen setzte und sein nichtiges ([rastloses]) Geplauder, wenn auch in schönen Munde ihn verstimmen konnte. Er sagte sich, daß ihm die Majorin mit der Enkelin, die so Aug blickte und so besonnen redete, einen vollen Ersatz für ihre (eigne) innere Leere einen vollen Ersatz gegeben, und doch zuckte es bitter, und fast [ein bißchen] höhnisch um die (weiß) bärtige [n] Lippe, als er sich, wieder willen, durch eine [Laune] (Willkür) seines Gedankenganges an das alberne Wort, mit dem sein Kind [ihm] nicht zum ersten Mal, aber zuerst öffentlich und bei einem [feierlichen] (großen) Anlaß ihre innere Leere und Geschmacklosigkeit (durch ein entscheidendes Wort) feierlich document hatte.

Es war vor zwanzig Jahren, aber auch an einem Lenztage, an einer Ostern, daß der Oberst seine Tochter [Lu] Olympia [auf] (an) deren

(früh ver) Mutter ein gewisses Dunkel [lag] (haftete) [in] (zu) Turin, in die evangelische Kirche führte, wo sie, mit andern [ev] protestantischen Mädchen [confi] nach einer vorhergängigen Prüfung, wie man es nennt confirmirt werden sollte. Als sie der junge Seiftliche, eine correcte Erscheinung, aufrief und sie sich aus ihren [Gesp] Mitconfirmanden (inen) erhob wie Diana aus ihren [Gespiellnen] Gefolge, konnte [das] die (groß) stattlich und von der [regelmäßigsten] (tadelloser) Schönheit, konnte sich der gute Oberst eines Anflugs väterlichen Stolzes nicht erwehren. Die dem (bild) schönen Mädchen vor(ge)legte (Frage) war eine einfache: Wen, fragte der [correcte] (junge tadellose) Seiftl, wen gab uns Gott, um uns [Tugend] durch sein [Wort] Beispiel, die Tugend zu lehren? [Er] Und (womit) meinte natürlich damit den Heiland.

[Das schöne Kind] Die junge Schönheit neigte bescheiden [das] lockige Haupt und murmelte etwas unverständliches.

Die Frage wurde wiederholt und jetzt hob das schöne Kind den glänzende blickt und antwortete laut [und ver] vernehmlich: Ella, Sie.

Das [zweifelbige] (Bare ital.) Ella verlängerte die Dummheit um eine helle Silbe.

Der (junge) Seiftliche errötete (schamhaft) und verlegte (verlegen), daß er ohne Zweifel, nach seinen schwachen Kräften, der Gemeinde ein Beispiel frommen Wandels zu geben trachte, daß aber der Gemeinte ein (ungleich) Erörterer sei, und wendete sich schnell an eine Andere, während sich Olympia [ruhig] (majestätisch) setzte, ohne ihren Mißgriff begriffen zu haben.

Der Oberst aber saß wie auf Kohlen und [wäre] (hätte) lieber im Feuer gestanden, denn er hörte hinter sich ein [lustiges] (leises) Sefticher (unterdrücktes) und eine Frauenstimme: È stolta, sie ist dumm.

Er ließ es das Mädchen (nicht entgelten), aber er beeilte sich, sie zu verheiraten. Wie zu erwarten war, machte der junge Seiftliche, da der Oberst für begütert galt, nach einiger Zeit seinen Antrag, indem er hervorhob, daß ihn Olympia nicht durch ihre Stellg, nicht einmal durch ihre Schönheit, sondern durch ihre Sinnigkeit anziehe. Aber er kam zu spät; der Adjutant des Oberst, Ercole Silardi, ein roher, aber [grund] braver Mensch in guten Verhältnissen hat längst ein begehrlisches Auge auf sie geworfen und sie neulich versichert, wenn sie sich ihm versage bleibe ihm nichts übrig als sich zu entleiben. Mit dieser Entschiedenheit und mit seinem Bersagliere-Tracht hatte er das Mädchen gewonnen, daß selbst nicht erschreckt, als er von ihr den Übertritt zu [m] der allein

seligmachenden Kirche forderte, mit der soldatischen Betheuerung, daß er [hierin] (in der Religion) keinen Spaß verstehe.

Da that es (dann) dem Obersten (denn) doch Wehe, mit welchem Leichtsin (Herzen) [die] (das) Nichtigte Geschöpf und mit wie [raschen] (flüchtigen) Fuße übersprang, und als ihm sein erprobter Freund, der Abate Raffaello Martini, (ein Mann der Wahrheit, ein Rosminianer) dem er das Mädchen empfahlen, sich nicht enthalten konnte, ihm mit einem gewissen Lächeln zu versichern, eine so willige Neophytin sei ihm noch nie vorkommen, [wurde] bereute er es und wurde ernst, da er in das unwillige und bekümmerte Antlitz des Vaters blickte.

Frau Olympia hatte sich sehr gut gemacht und da ihr die Ehre (sic) bald [zu] (für) zwei Kinder zu sorgen gab, so veredelte sie sich in der Mutterliebe. Freilich (kein) ein edler, aber doch ein mütterlicher Beweggrund hatte sie hergeführt. Ihr jetzt schon erwachsener Sohn, der als schmucker Lieutenant im Bataillon seines Vaters stand, brauchte begreiflicher Weise viel und (!) es lag Frau Olympia nahe (die Befürchtung konnte ausbleiben), der Oberst möchte, [in] (durch) seiner natürlich Freigebigkeit ihr Erbe schmälern und vielleicht gar wesentlich beeinträchtigen, indem er Wildpark zu einer öffentl. Stiftung mache. Da war ihr der [naheliegende] (gute) Gedanke gekommen, dem Großvater die Enkelin zuzuführen, von der sie wußte, daß sie ihm ins Herz gewachsen war, in der Voraussicht, daß er sie nicht mehr von sich lassen [werde] (die Liebgewordene und dann auch) Erbe [schlän]ern werde. Der Oberst durchschaute sein Kind vollkommen, was auch keine Kunst war, aber da er (jetzt) diese Berechnung (im Geist) betrachtete, die ihm nur willkommen sein konnte, wenn sie ihm die liebe Enkelin schenkte, sprang er doch unwillig von seiner Bank auf und eilte den Weg hinan, wie [um] (aus) dem menschlichen Eigennutz in [die Natur zu entfliehn] (der) doch so natürl. der doch so wächst wie Blätter und Bollen.

So langte er [ra] bald auf der Höhe an, die, nach Süden gewendet, über ein Waldtal und einen ([unschönen]) (kahlen) Berggrat, auf den ewigen Schnee hinüberblickt und auf [das] (das) [hölzerne] ] das Landhaus steht, ein schlankes (gewachsenes) hölzernes Schloßchen, mit einer (steilen) Bedachung von weithinleuchtender farbiger Ziegeln. Nach einem Blick





8 Mai 1890

## Der Gewissensfall.

Novelle.

An einem schöpferischen Lenztage, da mit der Erde auch [das Gedächtnis] (der Mensch) sich verjüngt und durch den in die neuen Blätter steigenden Saft der ganze Lebenswuchs wieder Einheit (und Bewußtsein) gewinnt. [die Vergangenheit wieder Leben und das Leben Zusammenhang ([Einheit]) gewinnt], suchte, in der Nachmittagsstunde der greise Oberst Duni seine Lieblingsbank, die abgewendet von Stadt und See, nur [auf] (gegen) die (jetzt von Mittagsgewölk verhüllten) Schneegebirge [hinüber] blickte, die [aber jetzt noch das Mittagsgewölke verhüllte].

Dort lagen auch seine, wegen der Abgeschlossenheit seines (Wohn) Sitzes spät anlangenden Zeitungen italienische und deutsche, denn das Schicksal hatte dem Obersten zwei Vaterländer, Italien und die Schweiz gegeben gegeben und erst das Alter ihn wieder in die Berge zurückgeführt in deren Anblick ([jeder]) zu sterben wünscht, [der] wer dort geboren ist. Der Oberst setzte sich neben den [papierenen] Haufen (von Papier), ohne die Bänder zu zerreißen (lüften) — er schien alten Erinnerungen nachzuhängen — und doch enthielten sie Spannendes, denn die Welt wurde in diesen Tagen bis in ihre stillsten Winkel von [einem großen] (dem) ([ergreifenden]) Schauspiel [bewegt] (ergriffen), de[s]r (sich losenden) junge Kaiser [löste] sich vom [Manne des Jahrhunderts], seinem [großen] (übermächtigen [greifen]) Diener

Der Oberst hatte die oberste Zeitg mechanisch in die Hand genommen und wieder weggelegt, da wurde sein alter Diener Lorenz, der in einiger Entfernung stand, mit [dem] (einem) Kleinem (schlauem) [listigen] Rattenfänger, endlich ungeduldig und murrte, in der kürzesten (allenfalls noch zulässigen) Frageformel: Und? Zugleich legte der Rattenfänger [sei den] das gelbe Köpfschen in die niederhangende Hand des Obersten.

Und, Herr Oberst? Seht er? wiederholte der alte Gärtner.

Duni lächelte, öffnete ein Blatt und nickte bejahend. Der Alte verschluckte einen Fluch

(Fehlt ein Blatt)

dessen Liebling sie war, nur noch wenige Tage zu geben.

Es war ein hübscher [Anblick] (Schauspiel), wie die Kinder gegen die durch einen Hornruf [vorschriften] versammelten Thiere vorschriften und sie mit [vorjähriegen] Äpfeln [fütterte] lockend, und [sie] diese, erst

zurückweichend dann doch, durch die Biſſen gelockt, ihre (Menſchen) Scheu überwand. Beſonders hübsch aber war der Unterſchied zwiſchen den Kindern der Freundin — reine Schweizerzucht — und den Kindern Silardi, welche [das] ital. Blut und Klima geſchmeidigt und verfeinert hatte.

Nachdem das vorüber und der Wagen weggerollt war, ſchritten die beiden, Vater und Tochter langſam zurück, aber ſtatt die Behauſung aufzuſuchen, ein kleines ſchlankeſ Gebäude, mit einem ſteilen Sibel von farbigen Ziegeln, das die noch unbelaubte Waldhöhe krönte, bog die Majorin [lie] in den Wald ab, der [in Fo] kraft einer Reihe [he] ſchöner Tage ganz trocken und voller Duſt war und lenkte ihre Schritte [zu einer weiten] in eine Richtung von ziemlicher Größe, die mit feinen Tannennadeln aufs reinlichſte beſtreut [war] und mit vier aus [Zweigen] Äſten geflochtenen Bänken beſetzt war. Die Majorin ſetzte ſich neben den Vater und beide ſchwiegen eine Weile [glücklich] ſtill beglückt durch ihr Zuſammenſein (ungeſtörtes), [das nur ein] (und nur mit einem) (vielleicht) lauſchenden Reh oder einem (und die nur etwa von einem) [fernen] (ſchwachen) Kuſtuckruf geteilte[s] Einſamkeit.

Endlich fragte er: Und was bringſt du Neues aus der Stadt?

O nichts ſagte ſie. Es wurde (nur) von einer Mißheirat geplaudert.

Der Oberſt warf einen ſcharfen Blick in das Gebüſch, wo er ſeinen Rattenfänger ſchleichen ſah, der (gerne) auf verbotenen Wegen ging. Die Majorin kannte die Sefplogenheit des Vaters, wenn die Rede auf ihm gleichgültige oder widrige Dinge kam, ſeine Aufmerkſamkeit auf irgendeinen Gegenſtand am Wege oder in ſeinem (weitem) Sehkreiſe zu richten und von dem Geſpräche wegzuhören. So fuhr ſie fort, um ihn zurückzulenk: Um meine Meinung befragt, ſagte ich: der Vater — denn ich berufe mich immer (ſo alt ich bin) auf dich, — liebt dergleichen nicht, aber er meint, es komme alles auf den einzelnen Fall und die nähern Umſtände an.

— Sehr weiſe, dieſer Vater.

Da bemerkte ich auf allen Geſichtern ein flüchtiges Lächeln, kaum merklich bei der herrſchenden Höflichkeit, aber doch ein Lächeln —

Welches bedeutete, daß der Vater [gut] wohl daran thue, ſein Urtheil über dieſes Thema zu beauffichtigen (oder) und zurückzuhalten.

So etwas ungefährt.

Und das war das erſte Mal, Kind, daß dir zu Ohren kam oder du ſonſt inne wurdeſt, daß der Vater vielleicht eine ungewöhnliche Heirat gemacht hat.

O nein, sagte sie leicht errötend. Um nur eines zu erzählen, als ich noch ein [unerfahrenes] (blödes) Mädchen war, fand ich einmal in einem deiner Bücher ein Zeichen, [ei] das zusammengefaltete Stück eines alten Briefes der Tante an dich, wo von deiner Heirat die Rede war, welche die Tante (im Vorbeigehen) eine wunderliche und [abentheuerliche] nannte. Seit deiner [abent] unbegreiflichen Heirat . . . . [war] stand da zu lesen. Natürlich interessierte mich das aufs Höchste und ich machte mir hundert Gedanken, dann besiel mich aber Scham und Reue [da] ich untersagte mir, an der Geschichte meiner Eltern herumzudenken und verbrannte den verräterischen Zettel. Doch begleiteten mich die Unruhe und (der) Zweifel lange Zeit. Jemand anders als dich, mein Vater darüber zu befragen, [vert] [dazu war] da hätte ich mir lieber die Zunge abgebissen, du aber warst sehr karg [in] (von) Worten über die Mutter, außer daß du sie erhobest und lobtest bei jedem Anlaß. So weiß ich denn nichts von ihr als daß sie, wie Du, eine Duni war, und selbst ihr Antlitz [ist] blieb [für mich ein Geheimniß] (mir verborgen) denn mein Kommen hat [ihr] (sie) das Leben gekostet und es gibt kein Bild von ihr. Nun aber, heute, in dieser [Stille] [,] . . . ich bitte dich herzlich, unterbrach sie sich . . . . sprich mir von der Mutter, jetzt da [da ich wahrlich], mit meinen zwei Kindern, ich wahrlich kein Kind mehr bin. Ich meine, sagte sie dann (mit sehr ernst) du bist es mir schuldig, am Vorabend meiner Abreise. Wer weiß, wann sich wieder eine Gelegenheit [dazu] böte. Wer war meine Mutter?

Der Oberst [beschäftigte sich] hatte sich während ihres Sprechens mit der erwarteten Schluß [frag] (bitte) beschäftigt und im Stillen (deren Gewährng) beschlossen sie zu beantworten, denn er wußte, daß sie von nun an täglich wiederkehren würde und er fand sie berechtigt im Mund Bettinens [,], (und) zu der eine große Liebe hatte und die ernste Frau war. Sie fragte in [ernstem] (großem) Sinne, nicht aus Neugierde, sondern um zu [wissen] (erfahren), woher ihre Seele kommen und er wußte, sie würde ihn nicht mißverstehen.

Seines Entschlusses sicher [antwortete] begann er (scherzend): du willst wissen, wer deine Mutter war, Theil meines Lebens. Eine Duni, wie du sagtest, aber keineswegs aus unserm Geschlecht, sondern ein armes Mädchen, [die Tochter] das Kind eines Maurers aus dem Friaul und der Schwester unserer Magd, [ohne] (von geringster) Geburt (Ursprung), [ohne] ja ohne Schönheit und Gestalt, bis auf ihre schwarzen Augen.

So hast du Sie aus Liebe geheiratet Vater, sagte Bettine mit Kopfschütteln

Damit wäre meine Geschichte zu Ende. Nein, nicht aus Liebe.

Warum denn?

Das eben ist die Geschichte.

Und sie mußte, daß du sie nicht aus Liebe genommen hast?

Nein, sie hat es nie erfahren — wer wird das seinem Weibe gestehen — weder sie noch irgend jemand. Der Grund, warum ich deine Mutter heiratete und du auf der Welt bist und hier neben mir sitzt, niemand kennt ihn, als ich und, [die] wenn [du] (mir) jetzt ein Stündchen zugehört haben wirst, du als die Zweite. Sonst geht es auch niemanden an. Aber, Aber ein Bedenken, Kind! Wenn du mich, nach meiner Erzählung, nicht mehr achten könntest, das wäre es doch besser schweigen!

Die Majorin [ergriff] (drückte) die Hand des [Vaters] (Obersten) [und drückte sie]. Das ist einfach unmöglich, mein Vater, sagte sie vertrauensvoll.

Und dann, wie soll ich erzählen, ich verstehe es nicht, und wo soll ich anfangen?

Bettine, [wie soll ich erzählen] (sprechen) ich bin [kein Erzähler, und wo fange ich an?]

Bei meinen Großeltern, sagte sie flüchtig. wenn ich auch von diesen schon mehr weiß, denn deine Schwester, die Tante, die mir nie ein Sterbenswörtchen von der Mutter erzählte hat mir [deine und die] euere Eltern oft beschrieben: der Großvater war ein höchst wunderlicher Mann so sagte sie, ein Menschenfeind und die Großmutter (selig) sagte sie, habe sich als junge Frau eines Leides angethan.

Schwätzerin! grollte der Oberst



9 Mai 1890

## Der Gewissensfall.

Novelle.

An einem schöpferischen Lenztage, da die saftigen Zweige Blätter gewinnen und Erde und Mensch sich verjüngen, suchte, in einer Nachmittagsstunde, der Besitzer eines in der Nähe der Stadt gelegenen



## Die Gewissensehe

### Novelle.

Der Major und die Majorin Duni hatten einen weiblichen Besuch, die Schwester des Majors, bis an die Pforte des Waldgutes begleitet und kehrten nun, [schweigend] (langsam) neben einander schreitend, in ihre Behausung zurück, die auf der Höhe des Wald[hauses] (es) einsiedlerisch [auf ei] in einem freien Raume stand, aber durch eine breite Lichtg in das bevölkerte Thal und bis auf die Schneeberge hin überblickte.

Während sie den Windungen des Fußweges folgten, begann der Major nach einem längeren Schweigen. Liebes Kind, du durfst nach meinem Gefühl vor der Schwester schon etwas [sicherer] (selbstbewußter) auftreten, statt ihre beschützenden Manieren recht eigentlich hervorzurufen, indem du dich selbst demütigst und in den Winkel stellst. In der nächsten Woche spätestens werden wir unsere Besuche in der Stadt machen, denn wir dürfen uns der Gesellschaft nicht länger entziehen — und dann bitte ich dich, nicht zu vergessen, was du mir schuldig bist und die dir, als meiner Frau gebührende Stellung ([mit Bewu]) zu ergreifen und zu behaupten. Nicht wahr, so thust du?

Das schlanke Wesen an seiner Seite [richtete] (warf) einen furchtsamen Blick in der Richtg der Stadt [die] (deren Nähe) der schon herbstlich gefärbte Wald verbarg und erwiderte schüchtern: ich werde thun, wie du verlangst und was ich [kann] (vermag). Mit deiner Schwester wäre ich (nur) so gerne vertraulich geworden, denn sie war recht lieb zu mir, aber nicht [mit einem] (in ihren) Worten, [aber] (doch) in [ihren] jedem ihrer Blicke lag ein (solches aufrichtiges) Erstaunen (und Fragen) (ob [wohl] (schon) sie mich ja von Jugend auf kennt) über mich, und was du wohl an mir (habest) [gefunden] finden können, das (mich) ([machte]) es befangen (machte) und am Ende versteinerte. Denn ich hätte es ihr nicht beantworten können.

War auch nicht notwendig, versetzte er barsch. Und was hast du da für ein schlechtes Tuch umlegt. Er betastete den geringen und schon ziem



## Duno Duni.

Novelle.

Der Major und die Majorin Duni hatten einen weiblichen Besuch, die Schwester [n] des Majors, bis an die Pforte ihres Waldgutes begleitet und kehrten nun, langsam neben einander bergan schreitend, [auf] in ihre Behausung zurück, [die] 3, auf der Höhe des Waldes, in einem freien Raume stand, durch eine Lichtung ins [Frei Weite und] (in das Thal und bis) auf die Schneeberge blickend, aber doch recht einsam gelegen.

Während sie die Windungen des Fahrweges verfolgten, begann der Major nach einem längeren Schweigen: Liebes Kind, nach meinem Gefühle (dürftest du) [geg] vor der Schwester etwas bewußter auftreten, statt ihre beschützenden Manieren, die mir nicht gefallen, recht eigentlich herauszufordern, indem du dich selbst demütigst und in den Winkel stellst.



## Der Gewissensfall.

Novelle.

Der Major und die Majorin Duni hatten ein weiblichen Besuch, die Schwester des Majors, bis an die Pforte des Waldgutes begleitet, und kehrten nun langsamen Schrittes in ihre Behausg zurück, die auf der Höhe des Waldhügels einsiedlerisch in einem kleinen freien Raum stand, aber durch eine breite Lichtung in das bevölkerte Thal und bis auf die Schneeberge hinüber blickte

Während sie den Windungen des Fußwegs folgten, der [den] (zwischen) herbstlich gefärbten oder sich schon entlaubenden Buchen emporstieg, begann der Major nach einem längeren Schweigen: Liebes Kind, nach meinem Gefühl dürftest du vor der Schwester schon etwas selbstbewußter auftreten, statt ihre beschützenden Manieren recht eigentlich als eine Wohlthat herauszufordern, indem du dich selbst erniedrigst und in den Winkel stellst. In der nächsten Woche spätestens werden wir unsere Besuche in der Stadt machen, denn wir dürfen uns der Gesellschaft nicht länger entziehen — und dann bitte ich dich, dir zu ver-

gegenwärtigen, was du mir schuldig bist und die dir aus meiner Frau gebührende Stellg [,] mit Sicherheit [zu] einzunehmen und zu ergreifen. Nicht wahr, so thust du?

Das schlanke Wesen an seiner Seite warf einen furchtsamen Blick in der Richtg der Stadt, deren Nähe der breite, bunte Wald [,] verbarg und erwiderte schüchtern: [ich] gewiß, ich werde thun, wie du verlangst und was ich im Stande bin. Mit deiner Schwester wäre ich nur so gerne vertraulich geworden, denn sie war [g] lieb und gut zu mir, aber nicht in ihren Worten, doch in jedem ihrer Blicke lag [ein] solches aufrichtige Erstaunen über mich, die sie ja von jung auf kennt und die neugierige Frage, was du denn an mir habest finden können, welche mich [verfeinerte] (befangen machte), und am Ende verfeinerte, denn ich hätte sie ihr nicht beantworten können.

Was auch nicht nötig war, versetzte er barsch. Aber was hast Du das für ein schlechtes Tuch umgeworfen? Er löste ein welkes Laub von dem geringen und schon ziemlich verschliffenen Stoff des Überwurfes. Leg [das] es weg und kauf dir etwas Neues.

Ich nahm es in der Eile, sagte sie, um die Schwester zu begleiten, da es hier oben kühl ist. Das Tuch ist auch noch ganz gut und der Stoff nicht geringer als — [ich] als ich, wollte sie sagen.

Wieder! unterbrach er sie. Höre, Bettine, ein für alle Mal! ich nahm dich, weil [du mir] (es mir so) gefielest und damit gut. Da hat niemand etwas daran zu finden noch darein zu reden

Gefiel ich dir denn wirklich? fragte sie zweifelnd.

Thörin! Warum hätte ich dich denn geheiratet?

Das weiß ich nicht und zerbreche mir darüber den Kopf. Sie seufzte: jedenfalls nicht um meiner selbst willen.

Jetzt riß ihm die Geduld. Sei nicht unvernünftig, Bettine! Ein Mann heiratet ein Mädchen — eine gewöhnliche Geschichte.

Ein Mann, wie du, und in deiner Stellung, ergänzte sie, eine Nähterin, unschön, unbedeutend unwissend, die [Nichte Kind] (die Nichte) einer Magd und das schlimmste — die Schwester eines — sie verschluckte das Wort.

Nun wenn das wäre, so liebt er sie eben.

Man sollte es denken, sagte sie betrübt und doch ist es nicht. Ich kenne dich, Rudolf, und weiß, wie du die Welt ansiehst. Du magst die Mißheiraten nicht leiden und bist empfänglich für Wiltbildg und weibliche Schönheit, besonders für die stattliche. Das alles mangelt mir.

Warum hast du mich (denn) geheiratet? [Sie] Sie schlug die (forschend) grauen Augen auf, die sie (bescheiden) gesenkt gehalten hatte [und richtete sie forschend] Aus welchem dunkeln Grunde?

Er konnte ein Lächeln nicht verwinden über den tragischen Ton und Ausdruck. Sie fuhr aber sehr ernsthaft fort: Wahrlich, das mußt Du mir sagen, bevor wir in die Gesellschaft gehen, wenn ich Zuversicht zu mir gewinnen und in derselben bestehen soll, wie du von mir verlangst. Man wird mich freundlich empfangen, schon deinetwegen, und bei der herrschenden Höflichkeit. Aber es [wird] (muß) eine (große) Neugierde entstehen über mich und Jede wird das Rätsel zu lösen suchen, [das] ich [[selbst nicht verstehen ([begreifen]) kann] (dessen Wort ich selbst nicht kenne). Und wie soll ich mich Flug benehmen, das Richtige sagen und das [Intime] (Innerliche) verschweigen so lang ich selbst nicht weiß, wie es so gekommen ist. Dazu hast du noch [die] (deinen Leuten) Überraschng gemacht, mich nur so bringen, denn du hast unsere Heirat niemandem in der Heimat angezeigt.

Er war in ein[em] Schweigen und sie in das Reden geraten. Es ist wahr, sagte sie, ich weiß nicht, wie es gekommen ist. Als ich (vor einem Jahre) nach Turin verreiste, mit gebrochenem Herzen, erschüttert von dem Unglück des Bruders, fest entschlossen, ihm nach Kräften zu helfen, aber noch ganz zerschlagen und dumpf, da, auf dem Mont Cenis tratest du [neben] mich, ohne daß ich dich in demselben Zuge rufte, und besorgtest mein Gepäck auf der Douane, wo mich mein weniges unterwegs aus dem roten Büchlein erlerntes Italienisch im Stiche gelassen hatte, und da noch eine Viertelstunde bis zur Abfahrt blieb, [[so nahmest] (gabst) du [meinen] (mir den) Arm und führtest mich (längs der Bahn eine Strecke) in den [Berg] nebel, hinaus, der [die] an den schwarzen Bergen dampfte, und sagtest dann plötzlich zu der halb [S] Bewußtlosen: Bettine, ich bitte um deine Hand [,] [Zuerst] (Ich) verstand ich [es] ([dich]) nicht, da streiftest du mir eine Ring an Finger: es ist der meiner Mutter, sagtest du und führtest mich, da die Locomotive (oder nein: du sagtest ich nehme deine Hand oder Beides) piff zurück, hobest mich in den Waggon und sagtest deinem Burschen, der deine Befehle erwartete [erwartete]: die Herrin, Baptist und fort ging es. Wie ich neben dir saß ohne daß du meine Hand losgelassen hättest, wagte ich nicht, dich anzublicken, sondern blickte bestürzt und taumelnd in die unheimliche Landschaft hinaus, bis wir in den Tunnel schossen und (ich) es Nacht um mich wurde (erschrak). [Jetzt über] Als wir wieder ins



Freie Namen, suchte ich mir Klar zu machen was das bedeute und [sagte] (mußte) (sagen) mir, daß es nichts anders sein könne, [bei] ehrenhaft, wie ich ich kannte, als daß du dich mit mir verlob[est]t hattest. Ein unendlicher Jubel — natürlich — erfüllte mein Herz ([bis zum Zerspringen]) o, da mich ein Augenblick aus der Tiefe des Elends auf den Gipfel des Glückes hob, aber sogleich ängstigte mich dann das völlig Unbegreifliche der Sache Du beganneest dann ganz ruhig von der Zukunft zu reden, sagtest, daß ich nun, (in Turin) als deine Verlobte, nicht in das Geschäft treten werde, sondern du wollest mich in das Haus des Geistlichen der Waldenser bringen, [wo ich] der ein braver [Mann] Frau habe (die freilich kein Wort Deutsch verstehe) und wo ich mir Mühe geben solle Italienisch zu erlernen. Besuchen könneest du mich selten weil du bei dem bevorstehenden Krieg von Morgen bis Abend zu thun und selbst während der Nächte zu schreiben hättest, auch wäre es nicht schädlich, da das Haus voller Kinder ([ist]) (sei) und eine Mädchenschule enthalte und nach it. [Sebrauche] (Sitte) lasse man Brautleute nie zusammen allein. Dann kameest du eines Tages, gabeest mir meine bürgerlichen Papiere, die du inzwischen (aus der Heimat) besorgt hattest und wir traten zusammen vor den Sindaco und dann vor den Altar der evangel. Kapelle. Kaum vermält aber verreistest du in den Krieg, woraus du mir (, die sich um dich ängstigte) mit einer schweren Brustwunde zurückgebracht wurdeest.

Während ich dich pflegte und dir (ganze Nachmittage) vorlas, kam mir hundert Mal [die Frage] (die du weißt das bange) (das Räthsel) auf die Lippen [die] (das) ich verschluckte, weil du leidend wareest, das du [mir] aber der Genesene jetzt lösen muß.

Muß? sagte er und trat mit ihr in das [alte] kleine Gebäude, ein Schloßchen mit einem [hohen] (steilen) Stiebdach von farbigen Ziegeln, das [auf der] ihnen jetzt (aus den Bäumen) entgegenschimmerte. Muß? Vielleicht, aber [ich habe] jetzt habe ich noch einen ([notwendigen]) Brief für die Post zu beendigen. Wir sehen uns beim Théé wieder.

Er ließ sie und suchte sein Arbeitszimmer auf. Da war alles in der schönsten Ordnung und der begonnene Brief lag auf dem Pulte. [Er] [t] Der Major tunkte die Feder (mechanisch) in die Tinte, trocknete sie aber gleich wieder mit dem Lappen, und begann [das Zi] die Arme über der Brust [verschlungen] (Kreuzend), das [Zimmer], (den Raum) abzuschreiben. [Da] Er war mit Büchern und Karten gefüllt. [Ein] (Das) einziges Bild, über dem Pulte, stellte [eine] (in) ([hölzernem]) ([ent-

hielt) (stellte) in schlichtem schwarzen Rahmen, einen (ernsten Man.) [Männerkopf (mit? dem) mit eisgrauem Barte bis zur Brust die] bis zur Brust mit eisgrauem Barte der und in der Tracht des XVI Jahrhunderts. Duno Confessor stand in alten Buchstaben darunter. Es war der Ahnherr des Majors, ein gewisser Duno der vor mehreren Jahrhunderten sein welsches Vaterland um des Glaubens willen gemieden und sich in der Schweiz eingebürgert hatte. War es Zufall oder ein [trotz] (mit Überwindung) der mannigfaltigsten Blutmischungen [ein] gebliebener Rest (der) dieser [alten] (ursprüngl.) Züge, der Major [hatte] besaß eine Ähnlichkeit mit seinem Stammherrn in dem [Bug] (feinen) Bug der Nase und der [ovalen] (länglichen) [Ko] Schädelbildg, wenn auch sein rötlicher Schnurrebart nicht zu dem dunkeln des Welschen stimmte. Noch weniger aber glich sich der (die) [Ausdruck] (Miene): Denn [Duno Confessor] (das Bild) blickte wie [ein] [seliger Überwinder] (geistiger Kämpfer vergeistigt) während der [Major] (in jetzt andächtig betrachtende Lebende) einen harten Ausdruck von Festigkeit und Entschlossenheit hatte. Doch schien (er) ihn als eine Art Hausgott zu verehren, denn er stand plötzlich vor ihm still und fragte: was rätst du, Alter? Soll ich reden?

Die Antwort schien besahend auszufallen, denn der Major fuhr, weiter schreitend fort. ich bin es ihr schuldig, Am Ende, warum nicht? Und dann lasse sie mir doch keine Ruhe (mehr), jetzt da der kleine Kopf [daran zu] ([nicht leicht]) zu arbeiten [begonnen] angefangen hat. Wäre sie nur etwas leichtsinniger aber, (wenn ich schwiege) wie sie ist, könnte sie es sich zu Gemüte ziehen. Er meinte, die Frau könnte ihm noch schwermütig werde und davor fürchtete er sich [begreiflicher Weise]. Wie sie es nur hat erraten können, da ich es doch nicht an Liebe fehlen ließ und sie mir (auch) täglich theurer wird, aber wahr ist es ich habe sie nicht aus Liebe geheiratet. Die verdammten Weiber! Eine Eitlere hätte es mir aufs Wort geglaubt. Es ist ein bitterer Trank, aber er muß hinunter. Welche Schamlosigkeit, sein Gewissen zu enthüllen. Und wird sie mich am Ende nicht dumm finden? Das fehlte noch. Andererseits, wenn ich sie (nicht) zu meiner Vertrauten mache, wird sie in der Gesellschaft ganz haltlos und albern dastehen, und als ob sie ein böses Gewissen hätte. Das darf nicht sein. So muß ich denn beichten. Nicht wahr, Alter? [das Bil] Ja, du hast gut [lachen] (predigen). Zu deiner Zeit hieß es: [ihr Weiber seid gehorsam Euern Männern!] (waren die noch nicht so entwickelt (spitzfindig) so schief gewickelt!) Punktum!

Mit diesem schlechten Witz war der Handel erledigt. Der Major schrieb seinen Brief, doch, die (unten) Blattseite [wendend] (ankommend), vernahm er ein (en) [Schluchzen] (leise Schritte). Er wendete den Kopf. Da sah, (er sie) mitten im Zimmer stehen. [Sie mußte [sich] auf leisen Sohlen eingeschlichen.] [Jetzt trat sie dicht an ihn heran, (und) [heftete] heftete aus dem feinen aber unbedeutende Gesicht. die großen grauen Augen]

Jetzt trat sie dicht an ihn heran, heftete die grauen Augen (weinenden) [Augen] [fest] auf die feintgen und [fragte] und [bat] und [sagte mit bewegter Stimme] ([flehend]) und flehte: [ich] Rudolf, sei barmherzig und sage mir (ich halte es nicht mehr länger aus): Warum hast du mich geheiratet.

Er lachte fröhlich, denn sein Entschluß war gefaßt. „Liebes Kind, wenn wir im [Theater] (Luftspiel) die Szene sähen, die wir hier zusammen aufführen, so würden wir sie herzlich belache[n]. Da es dir [aber] (dein) schrecklicher Ernst ist, so will ich [die verlorene Ruhe wieder geben] ([mit einem Worte]) mit einem Worte beruhigen. Du sollst alles erfahren, was ich [zu erzählen habe], (selbst weiß), heute abend beim Thee, denn du hast ganz recht: ich liebe dich von Herzen, aber ich habe dich nicht aus Liebe geheiratet.

Und du wirst wahr reden, (Dein Wort!) ganz wahr?

[Er] Ein leichter Unwille ließ ihn erröten. Kennst du mich anders? Er ergriff die Feder wieder und vollendete [u] sein Brief.

Da es dämmerte, wurde er zum Essen gerufen. Wie er in den kleinen Eßsaal trat, stand sie vor der offenen Thür im Freien und betrachtete die die lange Stuppe (den Waldeinschnitt füllende) der [Be Firne der durch die] Firne, die in herbstl. Abendrote brannten. Sie [war] (stand ganz) rein[en] und in jedem (Theile) Umriß sichtbar. ein Anblick, vor dem [jede] (die) Seele unwillkürlich einen Leuterungsakt begeht. Sie aber war voll von seinem Versprechen: So mußt du erzählen, sagte sie, so [scharf] klar und vollständig. Er [sagte] (erwiederte nichts) nichts, sondern führte sie ritterlich zur Tafel.

Sie sprachen Gleichgültiges und und [rasch] speißten rasch ab. [Dann hatte fand er] dann (aber) wurde er [doch] ſ verlegen, ließ Feuer [da die Weichtstunde anKlopste] im Kamine machen, [trau] schlürfte statt der gewohnten Tasse, (Thee) deren drei, rauchte 2 Papierzigarren statt der einen gebräuchlichen und [streckte] (ließ) die Hand [ger] niedergleiten, deren Höhlung sein kleiner listiger Rattenfänger mit dem kleinen Kopfe zu suchen und füllen pflegte. Als er sie (aber) zum zweiten Male

ausstreckte, blieb sie ungefüllt, denn das Tier, das die Kunst verstand [(unbemerkt)] zu erscheinen und zu verschwinden, hatte sich unbemerkt davon gemacht.

Jetzt [Nun], sagte endlich die Majorin, die sich ihm gegenüber [in] niedergelassen hatte. Er schürte die Flamme, that einen Seufzer und begann:

Nun denn, aber ich bin kein Redner und noch weniger ein Erzähler und wo soll ich anfangen.

Bei deinen Eltern, versetzte sie Aug, (um ihn ihn in Gang zu bringen) wenn sie mir auch nicht unbekannt sind, wenigstens der Vater nicht, bei dem meine Muhme, (die Urfel) die mir (und dem Bruder) wie eine Mutter war, lange Jahre hindurch gedient hat, du erinnerst dich [ihrer] (doch) noch? (mit den vilen Fältchen?)

Er nickte.

[Da] Sie (hat [auch] uns) nach des Vaters Tode zu sich genommen und so gut als (ihr) möglich (war) erzogen. Wir mußten oft schmal durch [kommen].

Wie? sagte der Major. Hat euch der Vater nicht in seinem letzten Willen [nicht] bedacht?

Aber, Rudolf, weißt du nicht, daß dein Vater eine Abneigung, ja einen Widerwillen gegen alles hatte, was an den Tod erinnern kann und so besonders gegen lehrwillige Verfügungen. Dafür hat er die Urfel bei seinem letzten (neben ihrem großen Lohne) oft und reichlich beschenkt, [und gewiß noch in se] (Da! leg es bei Seite.) Erspar dir etwas, Alte, pflegte er zu sagen, denn hernach hast du nichts mehr zu erwarten. Nach seinem Tode wollte der Mann deiner Schwester ihr noch ein Ansehnliches zusetzen, aber sie wehrte sich dagegen, der selige Herr habe ihr (es) im voraus (in die Hände gelegt) mehr als sie verdient (hätte).

Nun, fragte der Major — und das Ersparte wollte nicht langen.

Es war weniger als man denken konnte. Die Muhme mußte einen Theil verzettelt oder einfach verräumt und ver[zettelt] (loren) haben, denn sie kannte den Wert des Geldes nicht. Aber, Rudolf, du wolltest mir von deinen Eltern erzählen — wie war es denn mit deiner Mutter? [Es] Sie ist jung dahin gegangen und es hat immer ein Dunkel über ihr ge[schwebt] (waltet)

Der Major antwortete: die Mutter? Ich habe Mühe, mich ihrer zu erinnern [,]. Sie schwebt mir vor als ein [schlanke luftige] (leidende)

Gestalt [mit leidend und begeistert,] mit sehnsüchtigen Augen. Ich war [noch ni] kaum drei Jahre alt, als sie im Langensee ertrank — er seufzte — ich glaube wohl, daß sie den Tod suchte. Denn sie war nicht glücklich mit dem Vater und wie hätte sie es sein können, obwol er der beste Mann von der Welt (war), aber still und menschenfleh auf einen Stad — du hast ihn [als Kind] doch wohl noch gesehen, wenn du als Kind zu deiner Muhme der Urfel kamest

ich fürchtete mich vor ihm —

Und er hat sich vielleicht noch mehr vor dir gefürchtet, denn jedes Kind konnte ihn erschrecken. Wie es gekommen [ist] war, daß (geächtet) der Vater sich so völlig ver[einsamt] (einzelt und gleichsam) [hatte] und jeden Umgang (und die Sasse) flog, in [der] (einer) Weise, daß er sogar der (das) ererbte stattliche Stammhaus, das an der Straße stand verließ und vermietete und sich in ein[e] in unsern Gärten verborgenen Nebengebäude zurückzog um [bei den] um im ersten Lenz dies Waldhaus hier aufzusuchen und bis zu den ersten Schneeflocken zu bewohnen, [was] (wie) das gekommen ist, weiß ich nicht [und] habe [es au] ihm auch — ich meine aus Pietät nicht (weiter) nachgeforscht. Nur weiß ich, daß ihm einmal auf seiner Silde ein Betrunkener etwas Sarftiges gesagt haben [muß] (soll), von welchem Tag an er die Sasse und jeden menschlichen, [Umgang mied]. den seiner nächsten Verwandten [mied] und [so der (einer) Di] Keinen Dienerschaft mied. Also ein Sonderling, deren es damals (aus den verschiedensten Gründen) in unsern Mauern mehr als einen gab — und man (mißachtete aber) auch ruhig ihr stilles Wesen treiben ließ. Das steigerte sich natürlich mit den Jahren und am Ende kam es so weit, daß er sich selbst in seinen eignen Zimmern ängstigte und wenn er einen Geschäftsbesuch empfing — wie er denn seine Oeconomie (bis ans Ende) selbst und sehr pünktlich besorgt (hat) — sich gewöhnlich hinter ein Tisch verschanzte und wie aus einer Festg mit dem Feind parlamentierte. Nur zur Seltenheit lud er er Gäste und dann gewöhnlich ein paar Landschafter — [die dann] er selbst malte recht artig — und bewirtete sie aufs köstlichste, machte ihnen auch wol eine Bestellg, sodaß er ihrer Wohlwollens (gewiß) [sicher] sein konnte. [Auch war keine Rede davon, daß er sich gelangweilt hätte].

Auch sonst war keine Rede davon, daß er sich in seiner Abgeschlossenheit gelang[t]weilt hätte. Er las viel [,] aber ohne Wahl, wie ich glaube, doch seltsamerweise vertiefte er sich in [alte] (nicht) in die

Wunderlichkeiten irgend eines verfloffenen Jahrhunderts, wie es Einsiedler gerne zu thun pflegen, sondern er zog die die neuen Erscheinungen, die Geburten des Tages vor um [mit] einer Gegenwart, die er (fürchtete und) floh, nicht [jede] (die) Fühlg zu verlieren. Dies bewahrte ihn vor jeder Einseitigkeit und ich erinnere mich, ihn mit einem [Jugend] (Schul) freunde, einem [be] großen Philologen, der seine Freigebigkeit zuweilen für irgend theure Anschaffg in die öffentl. Bibliothek in Anspruch nahm, sehr gut, ja geistreich plaudern gehört zu haben.

Unter den neuen Büchern — doch wohin gerate ich, Bettine, da du ja [nur] so bald als möglich wissen willst, warum ich dich geheiratet habe

O sagte (sie dein Erlebtes hängt damit zusammen) erzähle; alles, [was dich bet betrifft dich, interessiert mich unendlich.] Nur hätte ich [noch] gern (noch) etwas von der Mutter gewußt —

Nun, gerade davon wollte ich reden. Eines der neuen Bücher brachte ihre Schwermut, die freilich schon lang in ihr gebrütet haben mochte, zum Ausbruch. Es [ma] muß damals großes [E] Aufsehen und [in der ganzen Welt] (überall) einen tiefen Eindruck gemacht und hieß die [als wollte] (Meine) Gefängnisse. In dem Buche erzählte der arme Silvio Pelliso [seine Leiden seine] die Unbilde, die er [unter] (während) der österreichischen Herrschaft unter den Bleidächern und in den Kerkern von Olmütz erlitten hatte

O, sagte sie, ich kenne das rührende Buch, [ich  $\varnothing$ ] ([und]) habe in Turin, während du im Felde lagest italienisch (daraus) erlernt und es mich Tränen gekostet

Nun, da begreifst du, wie es eine schon halb Schwermütige mitnehmen mußte Sie verging in Mitleid, und da sie zuweilen eine (längere) Reise machte, im Wagen des Vater und mit einem zuverlässigen alten Diener [de,] so bat sie den Vater, ihr zu erlauben, [den ihren] (diesen) Heiligen in Turin [zu] besuchen und verehren zu dürfen Der Vater — alles das habe ich von deiner Muhme, der Ursel — mochte den dem Buch vorgesetzten Kupferstich betrachtet und die hohlen (abgekehrten) Wangen Silvios (neben der [R] reinen Sinn der Mutter) mochten ihm völlige Sicherheit geboten, auch lag ihm gewiß herzlich daran, da er selbst nicht reiste, das freudlose Dasein [des W] der Frau eines Einsiedlers [dem sie] ihre verarmten Eltern wegen mochte geheiratet haben, nach Möglichkeit zu [versüßen] (beleben). Er erlaubte es und sie schrieb ihm dann, sie hätte (sich) vor dem Märtyrer [gekniert] (auf die Kniee geworfen) und ihm beide Hände geküßt, auf dem Heimweg ging sie

(dann), wie du weißt, im Langensee verloren. Sie hatte den Fritz mit dem Wagen nachfahren lassen, um den Sonnenuntergang allein zu genießen.

Der Vater (aber) [riß] (zertrte) den den „Gefängnissen“ den bunten Deckel ab und band sie schwarzes Leder mit goldenem Schnitt, wie Bibel oder Gesangbuch Denn [der] Vater (band), mußt du wissen, alle seine Bücher selbst, mit Hilfe eines alten [abgewirt] (verkommen) Buchbinders, den er damit der Lebensnot entriß. [Alle] Auch alle meine Schulbücher hat er mit eigener Hand gebunden, was ich meinen Schulkameraden in meiner Herzenseinfalt (und) mit einem gewissen Stolz erzählte. Ach ich wußte nicht, wie es der arme Vater mit der öffentlichen Meinung und ihren rohen Urteilen verdorben hatte, gegen welche ihn niemand beschützte und vertheidigte. Die Jungen, meine Kameraden wiederholten mir dann ins Gesicht, was sie zu Hause gehört hatten. Und das war auch der (erste) Anlaß, der [meine Wehrhaftigkeit und] ([meinen Mut]) [entwickelte. Zwar diesen habe ich von Haus aus be-  
sessen und zwar in meiner Jugend zwar einen (eigentl) ganz unnatür-  
lichen] meine Streitbarkeit entwickelte).



(Einzelnes Blatt, durchgerissen)

Nachdem der Oberst einen Blick auf die ewigen Firne gewendet, (einen so vollen Blick) so [so] feierlich, als vollziehe er eine Reinigung der Seele setzte er sich an einen Kleinen im Freien stehenden Tisch der die [Post] mit Zeitgen gefüllte Posttasche trug. Sie wurde bewacht von dem (stein) alten Lorenz (abgerissen: und) einem Kleinen, listigen Rattenfänger.

## Der Entschluß der Frau Laura

Ein einziges Mal hat sich Conrad Ferdinand Meyer schriftlich über den Entschluß der Frau Laura vernehmen lassen. Er schrieb an Wille: „O Schein der Welt! O Welt des Scheines! ich habe darüber ein Thema (die Laura des Petrarca), das ich vielleicht behandle!“ Das war am 13 März 1889, eine Woche nach dem ersten Versuch einer Niederschrift.

Dazu gesellen sich zwei mündliche, mir gegenüber gefallene Äußerungen.

Er sagte mir eines Tages, er gedenke das Verhältnis Petrarcas zu Laura zu behandeln, und werde ihren Mann als einen Faun und Zyniker zeichnen, ohne feineres Gefühl und ohne irgendwelchen geistigen Zug, als einen Freund reichlicher leiblicher Genüsse. Als ich mich später nach dem Stand der Novelle erkundigte, erwiderte er: „Ich habe die Sache aufgegeben. Es ist nicht gut, wenn der Held einer Dichtung selber ein Dichter ist oder ein Maler oder Musiker“.

Natürlich denkt man an das Gedicht „Der Tod und Frau Laura“. Es wurde veranlaßt durch ein Bild, bemerkte mir der Dichter. Vermutlich war es Rethels grandioser „Tod als Würger“. Da Meyer in seinem Heine tüchtig bewandert war, so ist nicht ausgeschlossen, daß dessen geistreiche und packende Schilderung der 1832 in Paris eingedrungenen und gerade auf den Redouten ausbrechenden Cholera (Französische Zustände VII) mitgeholfen hat.

Die Pest auf dem Karneval bildet aber nur den Grund für das Neue und Eigene, das Meyer hinzubringt, daß nämlich die Geliebte den Lorbeer, den der unheimliche Maskierte im weißen Gewande dem Dichter anbietet, unvermutet ergreift und damit den Tod an sich reißt.

Im Frühling 1889 zog Meyer, offenbar nach kurzer Arbeit, die Hand vom Fragment ab. „Der Tod und Frau Laura“ taucht erst in der vierten Auflage der Gedichte auf, 1891, entstand also vermutlich nach dem Novellenanfang. Sollte nicht die Szene des Gedichtes die Schlussszene der Novelle bilden? Sollte nicht der Dichter die rührende Erfindung in die Klangvollen Verse hinübergeflüchtet haben, nachdem er alles Übrige preisgegeben hatte? Wir wissen freilich nicht, was er



sich unter dem Entschluß der Frau Laura dachte, wie man wohl auch nicht leicht begreift, warum und wie gerade das Paar Petrarca und Laura sich dazu eignet, den Satz vom Schein der Welt und von der Welt des Scheins zu verkörpern. Aber vielleicht war seine Absicht: Laura sucht die Pest, um unhaltbarer Lage und dem Leben zu entrinnen und zugleich den Geliebten zu retten.

Der vom Dichter angegebene Grund des Verzichtes auf die Novelle stand schwerlich allein. Im Gedicht ist die plötzlich in die Karnevalsfreude eindringende Pest etwas in sich Geschlossenes und auf sich Beruhendes. Doch in einer Erzählung konnte sie daran erinnern, daß sich Meyer einigermaßen wiederholt hätte: den Jürg Jenatsch und die Hochzeit des Mönchs krönt ein Maskenfest, aus dem sich der Mord erhebt.

Schwerer und wohl entscheidend fiel ins Gewicht, daß die Fabel zu erfinden war und die Köpfe, Kammern und Winkel des päpstlichen Avignon weit weniger von Chronisten und Geschichtschreibern belichtet sind als z. B. Rom und Ferrara um 1520. Obgleich Meyer Avignon mit Augen gesehen hat, die Residenz der Este nie, so gewann doch die Borgia die Oberhand über die edle Geliebte des Humanisten. Sie tritt uns im stattlichen, aus reichen Quellen geschöpften Werk des Gregorovius entgegen, während Laura nur in den Liedern Petrarcas weiterlebt, in denen wir nicht sie selber sehen, sondern nur die Glut, die sie entzündet hat.



7 März 1889

5 Kap.

## Der Ring der Frau Laura.

Novelle.

### I.

Hinter Notre-Dame stehen ein [Paa] paar (auf der Höhe des Herrenfeldes, wie die Platte heißt) von Platanen verschattete steinerne Bänke, wo die Pilger sich eine [Ruhe] (Raft) zu gönnen pflegen und, (wo es still ist) [obwohl sie] (trotz der Nähe) der (von Jahr zu Jahr) wachsenden Masse der Papstburg und dem Lärm der ganzen Christenheit, der sich in den [engen] ([Sedräng Tumult]) (Engen) Straßengedräng Avignons nur in einzelnen (grellen) Lauten oder als gleich-

mäßige Gesumm[s]se verliert. Dort erging sich ([jetzt]) (in langsamen würdevollen) ein Cleriker und warf sich dann auf eine Bank (Seberde) mit sich selbst ein (Selbst)Gespräch führend: (aber ohne Aufregg) Wieder hier, Anseliger, murmelte er ([wie]) (wo es seine Gew. sein mich) er, und immer mit dir selbst im Zwiespalt. Warum verließest du dein Dacluse? Hast du noch gele[h]rnt, nachdem du schon dreißig Jahre (lang) mit dir umge[h]ft] gangen bist, daß dir



## Der Entschluß der Frau Laura.

Hinter Notre Dame d'Avignon, [stehen ein paar] wenig abseits von dem die Kathedrale umkreisenden Weg, stehen ein paar stille steinerne Bänke, von breiten Platanen überschattet, wo der Lärm der in den Gassen der Papststadt sich umtreibenden Christenheit verstummt und die Pilger sich einen Schlaf zu gönnen pflegen. Jetzt waren sie leer und in dem tiefen Schatten erging sich ein Mann in [einem] langem roten Gewande, der ein großes Ansehen und ein edles, etwas fettes Gesicht hatte. [und mit zu] zu sich selbst (Er) rede [te] s (end) mit murmelnden Worten undmäßigen Gebärden, als einer, der einem Bedürfnisse nachgibt aber sich doch dabei beobachtet, der eine Gewohnheit zwar nicht zu besiegen, aber zu beaufsichtigen gelernt hat.

Hier bist du wieder, Petrarca, sagte er, der du die Orte, aber nicht dich änderst, vor dir fliehst und dich überall hin mitnimmst, den Frieden suchst und den Krieg im Busen trágst. Du Mißgeschöpf, du Unding [,]! Athmender Zwiespalt! Lebendiger Widerspruch! Für dich ist weder die Stille noch die Welt, [:] beide sind dir verderblich! In jener glaubst du an deiner Seele zu arbeiten, und, indem du ihre Schäden betrachtest, verließest du dich in sie, und in dieser trágst du Larven und spielst du Rollen, welche du hassest und verachtest. Quousque tandem? Wohin tragen dich deine Füße? An die Quelle deines Irrthums [,]! an die erste Stätte deiner Unwahrheit!

Diese und ähnliche Sätze wiederholte der Stattliche aus der Fülle des Herzens in den tadellosesten Wendungen, unter welchen [das] (ein) leises Glockenspiel von Reim und Rythmus mitklang. Immerhin schien der ewig menschliche und von den [M] (m) eisten leicht ertragene Zwi-

spalt von Besinnung und That in diesem begabten Redner auf ungewöhnliche Weise scharf und schmerzlich geworden zu sein. Er seufzte tief und [bog]  $\delta$  (wöch), da sich die Straße zu beleben begann, [nach auf] dem reinlichsten der leeren Bänke [aus] ab.

Dort blieb er nicht lange allein, ein Mönch setzte sich unbefangen neben ihn, ein junger [hartknochiger] (Mensch) von starken Knochen, reisemäßig geschürzt, der ihm einen scharfen Blick zuwarf, dann, wie es schien, befriedigt [von dem Doppelkinne] von dem Doppelkinne, [den] (seinen) nackten Fuß mit der soliden Sandale vorsetzte und auf Lateinisch begann: Guter Mann, gibst du mir eine Auskunft?

Der Andere, dem eine Abziehg von seinen schweren Gedanken wohl nicht unerwünscht war, und der sich überdieß gerne lateinisch unterhielt, das er besser sprach, als irgend einer seiner Mitlebenden, erwiderte gelassen: Gerne, Fremdling — denn du bist keiner von den Hiesigen — werde ich (wenn ich es kann) deinen Wunsch befriedigen, nachdem du mir, da du Múge zu haben scheinst, gesagt haben wirst, mit wem mich hier die Götter zusammenführen.

Billig! versetzte der Mönch, in dem diese Wohltredenheit (sowohl) [zugleich] Bewunderung [als]  $\delta$  Widerspruch [zu] erweck[en]te, [[schien], und fuhr ohne jede Verlegenheit in seinem Küchenlatein fort: ich bin der Platner — a Platea — unwürdiger Sohn des heiligen Augustin und zeitweilig dienender Mönch im Hospiz auf dem Jupitersberg von dem du wissen wirst oder auch nicht. Sebürtig bin von ganz zu oberst in dem langen peminschen Thale, studiert habe ich, schlecht und recht, in eremo Deiparae virginis, und jetzt bin ich (wie du siehst hier) in Sendg [bei] an den heiligen Vater.

In den Sachen deines Klosters? fragte der Andere behaglich.

Natürlich, da ich kein Vagabund bin. Es handelt sich um einige Erleichterung der Fasten die wir Gotthardiner, bei unserer Arbeit und in unserer Eislust, wenigstens die Germanen unter uns, schwer ertragen. Sie entkräften uns für unser

## Pseudoisidor

Der Pseudoisidor ist jedenfalls unter den Plänen Conrad Ferdinand Meyers spät, wenn nicht gar zuletzt aufgetaucht. Als etwas ihr Neues erzählt er ihn im Sommer 1891 der Schwester, die aus Sorge für seinen angegriffenen Zustand von dem düstern Stoff abrät. Allein er wendet sich am 22 August an den Vetter Friedrich von Wyß mit der Bitte um geschichtliches Material. „Ich sollte notwendig 3. B. eine ursprüngliche Dekretale mit der Fälschung daneben besitzen und eine Übersicht über das ganze Gebiet der Fälschung.“ Einige Tage später bekam er den sechsten Band der Ranke'schen Weltgeschichte, meinte aber, obwohl er gerade das von ihm Begehrte enthalte: „die Pseudoisidor-Geschichte ist offenbar noch ziemlich unaufgehellt und wäre ... für einen angehenden Historiker verlockend“.

Das klingt nach Enttäuschung über die hinter dem Wunsch zurückgebliebene Ausbeute. Die Geschichte versagte ihm die begehrten Einzelheiten, die erstrebte Einsicht in Technik und Betrieb der mittelalterlichen Handschriftenfälschung, Dinge, nach denen er jetzt, im Sommer 1891, fahndete, weil er das Thema weiterführen wollte. Weiterführen, nicht erst beginnen. Denn, nach der Handschrift zu schließen, war das erste Fragmentchen schon mindestens drei, das umfanglichere schon etwa zwei Jahre früher zu Papier gebracht worden.

Den Inhalt des Planes goß der Dichter in dem Briefe, der Friedrich von Wyß um Vorlagen anging, in zwei Sätze: „ein junger, unschuldiger Mönch (circa 850, Diocese Mainz), der auf dem Wege der Aktenfälschung den Glauben an Wahrheit überhaupt verliert. Sein erstes, noch halb unschuldiges *Pseudos* ist, daß er, zur Ehre der Kirche, an den damals entstehenden pseudoisidorischen Dekretalen schreibt.“ Ausführlicher berichtet Betsy im dreizehnten Kapitel ihrer Erinnerungen. Ich wußte dazu aus dem, was mir der Dichter mitgeteilt, nichts hinzuzufügen, außer daß, wie ich mich bestimmt erinnere, der Mönch in Umnachtung enden sollte.

Strauenvoll und sinnverwirrend nannte Betsy das Motiv. Immerhin ist es ein echter Fund des Tiefbohrers Conrad Ferdinand Meyer, erschütternd durch die allmählich wachsende Schuld und Strafe, durch

die genaue Verfertigung der beiden und durch die völlig innerliche Art der Nemesis. Aber es fordert allzusehr nur den Psychologen heraus, den halbwissenschaftlichen Dichter, den Statistiker der Seelenvorgänge, wie die Moderne manchen aufweist. Der Epiker dagegen findet wenig zu tun. Die innern Begebenheiten setzen sich nicht oder wenig in sinnfällige Geschehnisse um. Die Folgen der Fälschungen können vom Dichter mannigfaltig ausgedacht und vielleicht nicht ohne epische Tugend sein, obgleich sie ihrer Beschaffenheit entsprechend vorwiegend auf politischem und kirchlichem Gebiet liegen. Die Fälschungen selbst sind monoton und für den Dichter so gut wie undarstellbar. Nicht umsonst wünschte Meyer eine ursprüngliche Dekretale neben einer gefälschten zu sehen. Und noch ein Fehler haftet dem Stoff an: wie soll hier ein Weib, wie soll, so oder so, ein Liebesmotiv unterkommen?

Da die pseudoisidorischen Dekretalen dem Papsttum in den Kämpfen gegen Heinrich IV und V als gefährliche Waffe dienten und da Meyer sich jahrelang mit dem Gedanken trug, den Konflikt dieser Herrscher, deren Geschichte er genau kannte, dramatisch zu bewältigen, so stieß er vermutlich auf diesen Wegen auf den seltsamen Betrug und zugleich auf den Einfall, ihn in der Zeit Heinrichs V benützen zu lassen. Daß er das beabsichtigte, sagt das zweite Fragment ausdrücklich: „Denn Heinrich V 309 gerade jetzt in diesem Lenze und in diesen Niederlanden von Kloster zu Kloster, und es war der allgemeine und auch sein eigener Glaube, daß er durch göttlichen Ratschluß an seinem Kindesundank dahinsiehe.“ Damit erklärt sich die Überschrift des ersten Fragmentes: „Die Beichte des Kaisers“.

Die Dinge mögen folgendermaßen verlaufen sein:

1) C. F. Meyer beabsichtigte, den Konflikt zwischen Heinrich IV und Heinrich V zu bearbeiten und auf eine für uns nicht mehr erkennbare Art die pseudoisidorischen Dekretalen darein zu verflechten.

2) Er beschließt, den Zwiespalt zwischen Vater und Sohn nicht mehr mit Heinrich IV und Heinrich V zu lösen, sondern mit Friedrich II und Heinrich VII.

3) Er beschließt, die insolgedessen ausgegliederten pseudoisidorischen Dekretalen, ihre Entstehung und die Psyche des Fälschers als selbständiges Novellenmotiv zu behandeln.



## Die Beichte des Kaisers.

[Eben so] rasch und leicht, wie [die] zwei dunkeln Wölkchen, die [über den] (am) weichen Lenzhimmel glitten, wanderten auf der Erde zwei reisemäßig geschürzte Kleriker über ein angenehmes Hügelland in ihre Abtei zurück, deren weite Bauten in mäßiger Entfernung [an dem] (am) Horizonte standen



## Pseudisidor.

### Novelle.

In einer (weiten) niederländischen Landschaft mit [[ansten] niedrigen Hügelzügen und angenehm sich schlängelnden Flüssen wanderte zwei wandermäßig geschürzte junge Mönche, leicht und heiter, wie die zwei (braunen) Wölkchen über ihnen an dem blaßblauen Himmel ihrem Kloster zu, dessen lange, (umständliche) Gebäude in nicht großer Entfernung am Horizonte standen. In aller Unschuld [wählten] (suchten) sie, von der Landstraße abspringend, (mannigfaltige) Umwege, um den Lenz, — [denn alles stand schon in Blüte] — und ihre Füße länger zu genießen — schwangen sich über blühende Hecken, wählten weichere (grüne) Wege und erstiegen [die] bescheidenen Höhen, die aber weit in die flache Ferne blickten. Auf einer derselben, die [mit kein?] ein paar kräftigen (aber noch unbelaubten) Eichen besetzt war, lagerten sie sich auf eine bemooste natürliche Steinbank und ließen ihre Blicke wandern, die ein (so) geräumiges Gebiet beherrschten mit Weilern, Burgen, Kapellen, Klöstern und [Sta] den Thurmspitzen einer Stadt, daß hier ein Menschenleben (schon) schon mit einer gewissen Mannigfaltigkeit [spielen konnte] (hätte wandern und wechseln können), ohne ein enges genannt [zu] werden (zu dürfen).

Ruhe dich aus, Fridolin und schlummre ein bißchen [Fridolin,] ermahnte jetzt der ältere der Mönche, ein derber Gesell, mit fast mütterlicher Sorgfalt den zarten jüngern, der, ohne darauf zu antworten, mit (über) großen, blauen Augen und reichlichen Wanderschweiß [auf der] an der [sein] gewölbten Stirn[e] an seinem Pfleger die Frage

richtete [n]: Hast du dir nichts gedacht (Serold) bei dem [Auftritt,] was wir eben erlebt haben? Dasselbe, was du (Fridolin) ([Serold]); natürlich, erwiderte Serold, aber laß das und verdirb dir den [f] freien Tag nicht. Armer [großer] ([teurer]) Kaiser seufzte der andre [aus] (von ganzer Seele). Siehst du, (lieber) Serold, alles verdammt ihn, jetzt da er sterbend ist und der Vaterfluch [auf] ihn zu strafen scheint. Ich aber sage: er mußte, und wer muß, ist nicht strafbar.

Was die zwei Mönche eben gesehen hatten war aber folg[t]endes Der Abt hatte sie (oder vielmehr den thatkräftigen Serold, der dann den genesenden Andern ins Freie mitgenommen —) nach einem Weiler gesendet, um einen seiner Hörigen, einen [sterbenden] (hinfälligen) Alten mit seinem Sohne zu vergleichen, der ihn, da er [kindisch] (thoricht) wurde, (hatte) entmündig [t] (en) [hatte] müssen. Das konnte ihm der kindische Alte [r], dessen [Verst K Verstand] Herz [gesund] (kräftig) geblieben war, nicht vergeben und nur mit der Drohung, [dem Dorfpfarrer] ihm die letzte Wegzehrung zu entziehen, nötigten die zwei Mönche nach der Weisung ihres Abtes den [zū grollenden] Alten (seinen) schon ausgesprochenen Fluch zurückzuziehen) [seinen] (den) Sohn (unfreiwillig) zu segnen [Es war] (diese geistliche Gewalt) ein grausames Zusehen gewesen, [und] die [ser erzwungene Segen] (bittere) Zermürfnis zwischen Vater und Sohn, [Fluch und erzwungener] [unwilliger Segen] mußte die Mönche an das [S] sich in (gerade) diesen Tagen (und in dieser Gegend) erfüllende Schicksal des Kaisers erinnern. Denn Heinrich V 309 (gerade jetzt) in diesem Lenz und diesen Niederlanden von Kloster zu Kloster, sein unheilbares Leiden, den Magenkrebs, mit sich schleppend und es war der allgemeine und auch sein eigener Glaube, daß er, [an] durch göttlichen Ratschluß an seinem [kindl] Kindesundank (dahin) sieche und (elendiglich) sterbe.

Armer lieber Kaiser, stöhnte Isidor und starrte in die Ferne, wie um dort den langsamen Heerzug und die Sänfte des Kranken zu entdecken.

Um ihn zu zerstreuen, machte Bruder Serold die [wahre] ([weise]) Bemerkung, daß auf dem Thron und in der Hütte (nur) dasselbe Menschenlos herrsche und ein seinen [verschwenderischen] (übel) [[schlecht] haus haltenden Vater entmündigende Bauer [und der dieselben Zögerungen], (nicht anderes fühl) Bedenken, und endlich handle um [denn dieselbe] als der [den] (seine) übelberatenen Vater entthronende Fürst und auch die beiden Väter, der Bauer und der Kaiser erheben dann ihre Hand zum Fluche mit derselben Seberde, Mensch sei Mensch.

Ein leichtes Säbnen [zeichnete] ([wollte]) bildete sich auf dem hübschen Mund (Ifidors), wurde aber durch einen seltsames Selüften [bezhämt] verhindert, welches im ihm aufstieg und dem er unbefangenen Worte gab.

Ich möchte wohl, sagte er, wissen [und] (oder) [mit] fühlen, was [jetzt im] (den ganzen) Seelenkampf des Kaisers, den freilich dieser große Geschichtschreiber hier in seinen Annalen unsres Klosters nicht wird schildern können, denn er strickt ein großes, großes Netz von Thatsachen, (öffentlich Kundgewordenen) [Erlassen] und Jahrszahlen, zwischen dessen weiten Maschen die Seelenvorgänge wie blitzende Fischchen durch [blitzen] schwimmen. Das war gutmütig gespottet, verletzte aber doch den Bruder Serold, der die Annalen seines Klosters und des Zusammenhangs wegen die [ganze Welt] (Reichs) geschichte von Tag zu Tag niederschrieb nicht ohne [Fleiß] Geist, nur (das ganze Werden der Welt) etwas (allzu) gründlich. Er erwiderte nicht ohne Stachel. Dessen bedarf es auch nicht, ja solches wäre frevelhaft und ein Eingriff in das Amt der [all] Engel [s], [der] (die strafbaren) des Kaisers und unser eines jeden [ge] (inleben) [Seelengeschichte] bis in Kleinen Zug hinein verzeichnen für das himmlische Archiv, wo die Bände aufgehoben werden und hervorgeholt, einer nach dem andern, am Gerichtstag.

Da sagte Ifidor mit einem freveln Lächeln: wie ich thue in der Rupertus-Kapelle. Nicht mit meinem Willen, Pseudifidor, verletzete Serold entrüstet; [ich hä wäre ich] der Abt [g] An der Stelle unseres Abtes (trotz deiner Schmeicheleien und Thränen) hätte ich das Bild des [Florent] Pisaners auslöschen lassen [und] (denn) du warst durchaus unwürdig [Pseud] (Lügen) ifidor [Modell] (Vorbild) zu sitzen für einen Serichtsengel, der [nur] die unbestochene Wahrheit verzeichnet, du der mit der Wahrheit zu wiederholten Malen so schmäblich umging.

Dieses aber bezog sich auf ein in der Rupertuskapelle von einem wandernden welschen Maler gemalte jüngste Sericht. Dieser, ein frecher Autodidact, hatte sich, im Gegensatz zu der Klosterkunst, ein[e] eigene Verfahren gebildet, zwar innerhalb der gegebenen unüberschreitbaren Typen verharrend, aber doch darüberhinaus irgend eine [natürliche oder naive] (Bewegung) Seberde erhaschend



## Der Schrei um Mitternacht

Über das Fragmentchen „Der Schrei um Mitternacht“ gibt weder eine schriftliche noch eine mündliche Äußerung des Dichters noch eine von irgend andrer Seite Auskunft. Entstanden ist es zuverlässig erst 1892, vielleicht im Frühling, vielleicht erst im Sommeranfang. Die Schrift zeigt Besonderheiten, die sich erst in diesem Jahr ausbildeten, nämlich: die Annäherung der drei Schenkel des M in einem Maße, daß sie zusammenstießen; die Trennung der Buchstaben von einander, die noch im Dezember 1891 überwiegend verbunden waren; vor allem aber die Trennung der Grundstriche in n, m und u. Die schwer gewordene Hand droht stellenweise zu versagen, und der Dichter bedient sich einer abgenützten Feder, die er früher nicht hatte ausstehen können, wie denn auf seinem Schreibtisch immer eine mit frischen Stahlfedern gefüllte Schale stand.

Inhalt und Farbe des Bruchstücks, seltsam an Heinrich von Kleist gemahnend, und die Bemerkung „Fragment, weniger als Entwurf“ verraten das mutlose, gedrückte Wesen des Dichters, der das Verhängnis seiner psychischen Erkrankung herankommen sah, ja schon von ihm ereilt war, doch auch jetzt noch in Wortwahl und Wendung die sichere Beherrschung der Mittel bewahrte.



Fragm. Weniger als Entwurf.

## Der Schrei um Mitternacht.

In einer Winternacht [lag] (glänzte) ein Kloster von phantastischem Bau wie ein Traum, mit seinen schneebedadenen, mondbeschienenen Siebeln und der Traum [er] bewohnte auch [das] (sein) Innere, [d] wo die Schwestern, warm eingewickelt, von den Kleinigkeiten ihres letzten Tages träumten in unbedeutenden und behaglichen Zügen. Da geschah es, während die Klosteruhr in langsamen, [g] (halb) eingefororen Schlägen

Mitternacht schlug, daß ein durchdringender Schrei aus der Mitte des Klosters her das[selbe] Gebäude durchdrang und alle Schwestern, selbst die am tiefsten schlafenden jählings aufweckte, wie der erste Stoß in die Dosaune jenes Tages. Es erscholl zum ersten Mal Victoria, wie ein (gewaltiges) Siegesgeschrei und dann zum andern Male [und] noch erschütternder, so daß die Schwestern aus den Betten fuhren und in die [Zelle de] in die der Mitte des Klosters gelegene Zelle der Schwester Eugenia stürzten, von der sie wußten, daß sie siech, schlaflos und visionär war. Sie fanden sie todt mit zer[rauftem] (wühltem) (zerstreutem) Haar, aber mit mit einem Ausdruck des Friedens auf dem einge[sunkenen] (fallenen) Zügen, der die [zentnerschweren] (gleichsam) abgelegten Lasten [d] eines schweren Daseins anzeigte —

wenn es möglich wäre, daß auf einem erlösten Antlitz [die] das Maß des Erlittenen [zu] (sich) lesen [wäre] (verzeichnen) ließe.

verzeichnen ließe.

auf einem erlösten Angesicht

## Anhang

[Von der „Angela Borgia“ sind noch 58 Seiten vorhanden, die von der Hand Betsys herrühren, die Vorlage für den Druck darstellen und von diesem nur in ganz wenigen Einzelheiten abweichen. Diese 58 Seiten wurden deshalb hier nicht abgedruckt und auch von der Herstellung eines Apparates ohne Text Umgang genommen.]

\*

### Eine große Sünderin.

Novelle.

In einem (Keinen engen aber) mit orientalischer Pracht ausgestatteten Thurmgemache des Castelles von Palermo, dessen einziges [Og] Fenster (das offene Meer u) den (menschengesüllten) Hafen beherrschte, ohne daß (die Brandg der Wellen [des Meeres]) das Geräusch der tätigen [Mensch] Menge herauf [drang] klang, saß Kaiser Friedrich [,] ein Pergament in den Händen. Er hatte es zweimal mit großer Sorgfalt durchgelesen und sann nun über dessen Inhalt mit schwerer Sorge und gefalteter Stirn; denn er war [allein u. niemand] (Keiner da) der ihn beobachtete. Das Schreiben aber hatte den [Pa] heiligen Vater oder seine Kanzlei zum Verfasser und enthielt einen Hirtenbrief des Pabstes an die gesammte Clerisei der christl. Welt, eine mit Bibel-sprüchen (ihrem Sinne entfremdeten) (wunderlich) und einer [wunderlichen] ([absond] absurden) Symbolik geschmückte, aber sehr sachliche und gefährl. [Ankla] Kriegserklärung [des Pabstes] und [eine] die gegen den Kaiser (leidensch) erhobene Beschuldigung des [Atheis] völligen Unglaubens. Äußerungen, die dieser gegen seine Umgebung habe, citirte der Brief, eine [verwegener] und unchristl. als die andere, über welchem einem Gläubigen die Haare zu Berge [Trüger Wahn] (Eine Trug) gewalten habe er die Kirche genannt und die Theologie eine Wahnwissenschaft (Natur und Vernunft seien die einzig wahren Gewalten). Er habe von drei großen Betrügern gesprochen, Moses, Mah. und einem Dritten — der Kaiser ergriff das Blatt und betrachtete die Stelle. Sie wollte sich nicht verändern. Die ungeheure Anlage war in

die Welt geschleudert u: (der — mutige) Friedrich ermaß ihre wahrsch. Wirkung mit [scharfem u. unbestochenem Blicke]. (einem geheimen Entsetzen). Hatte er, in irgend einer (aufgebrachten oder mutwilligen verwogenen) Stimmung [viellei so geredet] vielleicht mit einem seiner arabischen Gelehrten so gesprochen? Das frug er sich jetzt nicht; auch (nicht) wie (mit welchem Nachdruck) er [diese] Anlage, welche [er ([zu]) leugnete] abzuleugnen, gar nicht in Frage kommen konnte, ab (zu) wehren habe[n] — sondern er berechnete ihre Tragweite, ihre Macht, welche er einem Heer und einer Flotte gleichschätzte. Aber mit seinem [leich] ([dem]) elastischen Geiste [r] [der ihm] (die Sorge Morgen überlassend, diesen Stein zu wälzen bl.) wandte er den Blick auf die Vergleichen u. Bilder des heiligen Vaters, sich im Voraus daran belustigend, mit welchem apocal. Thiere er seinerseits den heiligen Vater vergleichen wolle. Das Lächeln



Hand Fritz Meyers

+ = Korrekturen C. F. Meyers

## Die Richterin.

Novelle.

### Erstes Kapitel

Unter der lustigen Kuppel eines Rundsaales im Castell von Palermo waren die Barone von Sicilien zum Parlamente versammelt. Sie saßen in einem dünnen Halbkreise dem Kaiser gegenüber, welcher sie eher gelegentlich zu unterhalten, als mit ihnen den Zusammenhang einer Staatsache zu erwägen schien. Vor ihm, eine Stufe tiefer, stand, die Ruhe selbst, sein bärtiger Petrus de Vinea und hielt in der Rechten eine große Rolle. Neben dem Kanzler zuckte in rötlicher Flamme auf einem goldenen Dreifuße ein rätselhaftes Feuer, an welchem sich niemand wärmte, denn es war, nach der Siebte, eine schwüle Abendstunde eines südlichen Hochsommers.

„Herren“, redete Friedrich der Staufe, „eine Verschwörung meiner natürlichen Unterthanen, meiner vereideten Beamten, meiner täglichen Hofleute in diesen meinen Erblanden durfte nicht ungeahndet bleiben. Petrus hat den Prozeß mit Gerechtigkeit geführt und ich habe seine [Todes] Urteile nicht mildern dürfen. Den Aufgestifteten die Mord-

bulle des heiligen Vaters an die Stirne zu nageln, wie die Sentenz lautete, das hob ich auf, denn ich bin nicht unmenschlich. Verrath und Meineid betrüben mich ebenso sehr, als sie mich empören. [Die Unthat] ([Missethat]) (Das weitverästete Verbrechen +) ist in dieser Rolle enthalten — er deutete auf das Pergament in der Hand des Kanzlers — mit den wörtlich verzeichneten Geständnissen der Schuldigen und dem Zeugniß ihrer aufgefangenen Brieffschaften. Ihr erbleichet? Ihr zittert? Fasset euch! Fürchtet nichts! Nachdem ich euch durch den Tod eurer Verwandten in Trauer versenkt habe, werde ich die stärkern und schwächern Stapsen und Spuren eures Antheils an de [m] o gefühnten [Frevel] (Hochverrat +) nicht weiter verfolgen. Einmal von der Schuld der Empörer (überzeugt +) [mehr als genügend (quantum satis +) überzeugt], überließ ich es dem Kanzler, dessen Pflicht es war, (den Frevel +) [die Akten] ([das Verbrechen]) bis in [ihre] (seine) Schlupfwinkel hinein zu prüfen, denn mir ekelte und ich hatte Eile, von der Häßlichkeit eines solchen Verrathes [meinen Blick] mich abzuwenden. Ich will und darf mich nicht vergrämen, jetzt da das Alter schon meine Stirne zeichnet, und darf mir das Schlechte der Welt nicht zu nahe treten lassen, wenn ich mir einen reinen Blick in die menschlichen Dinge bewahren will. Soll ich ein finsterner und Argwöhnischer werden? So spät als möglich. Mein Reich hätte es zu büßen."

Die Barone hatten [mit] (unter) den verschiedenen Masken eines schlechten Gewissens gelauscht. Jetzt erhob sich aus ihrer Mitte ein verworrenes Gemisch falscher Beteuerungen. Aber der Staufe ließ das heuchlerische Semurmeln nicht zu Worten kommen. „Spart euch die Mühe“, fuhr er fort. „Ich sage euch, daß ich meinem Kanzler den Mund verhalten habe, der mir [berichten] (enthüllen +) wollte: du, Fasanella, hättest deinem schuldigen Bruder Ernteberichte gesendet mit der Zahl deiner gespeicherten Garben oder anderer Vorräthe, du, Morra, deinem gerichteten Schwieger hundert Bögen für seine Jagden in Apulien oder für andere Ziele, du, Cigala, dich [besorglich] (mit Besorgniß nach einem schwer erkrankten Stuffa erkündigt, der vielleicht niemand anders ist als der dem Meuchelmord entronnene Staufe Friedrich — behaltet eure Geheimnisse! Mich gelüstet nicht danach. Petrus, verbrenne die Papiere!“

Der Kanzler hob mit einer gemessenen Seberde die Rolle, ohne sie jedoch in den Brand fallen zu lassen.

„Ehorche, Petrus!“ gebot der Staufe und der Kanzler warf die Rolle in das ausflodernde Feuer. Sie krümmte sich, ein schwarzer

Rauch wirbelte und [das Leben der] (die) Barone [war gesichert] athmeten auf.

In ihrer Mene[n] wick die Furcht der Erwartung; denn, so völlig sie das kaiserliche Wort über ihr Leben und ihre Freiheit beruhigte, so wenig glaubte nicht einer von ihnen, allzu leichten Kaufes aus der schweren Verwicklung loszukommen. Sie sann, mit welcher Waare und wie theuer der ebenso politische als menschliche Kaiser sich seine Großmuth werde vergüten lassen, und sie erriethen es, als zwei Edelknaben mit einem in weißes Pergament gebundenen Buche erschienen, auf dessen Deckel in großen goldenen Lettern „Statuta Siciliana“ zu lesen war. Die Knaben bogen das Knie vor dem Herrscher und stellten sich neben ihn, der begann:

„Herren, schenket mir den Rest eurer Abendstunde zu einem vernünftigen Worte. In diesem Buche, welches ihr kennt, steht wortgetreu (und Satz um Satz) die Verfassung aufgezeichnet, welche ich, mit Vorbehalt meiner unverminderten und unberühr[ten] (baren) Souveränität gründlich und allseitig mit euch in diesem Saale besprochen habe. Ihr gebet mir bestreitbare Ansprüche und unhaltbare von der Zeit zerfressene feudale Rechte und empfanget dafür die Wohlthat eines Staates. Alles wurde von euch bewilligt bis auf einen Satz, mit welchem ihr Mühe hattet euch vertraut zu machen, und den ich in unserer letzten Sitzung eurer weitem Betrachtung und eurem natürlichen Rechtsinne dringend empfohlen habe. In Wahrheit, Barone, ich habe es Tag und Nacht herumgewälzt und kann mir schließlich doch keinen Staat und keine gerechte menschliche Gesellschaft denken ohne einen höchsten Gerichtshof in Sachen Lebens und des Todes. Ihr kennt meine Argumente, welche ich nicht wiederhole, denn ich bin überzeugt, euer eigenes Nachdenken hat (auch) euch auf die von mir erkannte Wahrheit geführt. Dergestalt habe ich diesen unentbehrlichen Schlußstein von meinem Kanzler in das Staatsgebäude einfügen lassen, eurer Zustimmung vorgreifend, im Vertrauen auf eure gewonnene bessere Einsicht. Setzet eure Namen unter die Urkunde und sie besteht. Ich nöthige niemanden, ich ersuche jeden. Sehet zu, ob ihr eure Namen gebet oder eurem König verweigert.“

Auf seinen Wink gingen die (zwei) Knaben, der eine mit dem Pergamentbände, der andere mit kostbarem Schreibzeug im Halbkreis der Barone herum, jedem derselben, der Reihe nach, das Buch haltend und die getunkte Feder bietend. Zuerst unterzeichnete mit [würdiger] (ernster) Seberde der Greis Pandolfo, die schneeweiße Braue empor-

ziehend. Seinem guten Beispiele folgten die Andern ohne Ausnahme. Diese widerwillige Bereitwilligkeit, welche ihre Komik hatte, lockte nicht den Schatten eines Lächelns auf das edle Antlitz des Kaisers, noch auf die undurchdringliche Miene seines Kanzlers, da plötzlich blitzte ein jäher Zorn durch jenes und diese verdüsterte sich. Vor den letzten, etwas zurückgeschobenen und verborgenen Sessel gekommen, hatten die Knaben, was sie trugen, geboten und eine wohl lautende hohe Stimme geantwortet: „Ich, Herzogin von Enna, unterzeichne nicht!“ Zugleich erhob ich mit Grazie und Kraft die mittelgroße Gestalt eines [schönen] Weibes über den Köpfen der Barone, welche sich alle nach ihr umwendeten.

„[Erhabener] Herr“, redete die schöne Erscheinung weiter, „dessen erhabenes Antlitz ich nach Jahren heute wieder erblicke, [ich habe es] zu wiederholten Malen habe ich (es) dir geschrieben und jetzt stelle ich mich selbst der Einladung deines Kanzlers, um dir es mündlich zu betheuern, daß ich dir das Blutgericht von Enna nicht bewillige. Zwar begreife ich nach meiner schwachen Einsicht“ — und sie berührte mit dem Finger eine scharfsinnige Stirn, welche bleich schimmerte unter nächtlichen Flechten und einem gleißenden schlangenartigen Reife — „ich begreife, daß du deinen Staat vollendest mit einer gleichen Gerechtigkeit und einem allgemeinen Gesetze. Weder aus Grundsatz, noch weniger aus Laune verweigere ich dir das Gericht von Enna unter den Kastanien meines Hofes, sondern aus der Schwäche einer ein Jahrzehnt alten (Übung und) Gewöhnung. Früh verwittwet, (mit sechzehn Jahren) meine eigene Herrin und die Herrin meines Herzogthums, was begann ich in meiner Einsamkeit, in meinem grauen Enna mit seinen Tempeltrümmern, wenn ich [nicht Recht sprach und] (nicht) Gericht hielt und Recht sprach über meine Seelen, wie der Gott der Unterwelt, welchem jene Tempel gewidmet waren, über die feinigsten? Ich lernte die Gerechtigkeit. Schicke den Großrichter, deinen Kanzler, und laß ihn in meinem Archive blättern, ob ich es nicht verstehe, das Gesicht (und den Umriß) eines verborgenen Verbrechens aus wenigen Zügen zu entdecken und mit behutsamen Fingern zu enthüllen! Ebenfogut oder besser als deine in Padua und Bologna geschulten Richter! Wer sich aber eine lange Zeit damit beschäftigt hat, unter der Lüge und dem Schein die Wahrheit der Dinge zu suchen, dessen Dasein würde [schal] schaal, wenn er fortan sich mit der Oberfläche begnügen und über Larven herrschen müßte.

Mein Fall ist ein anderer als dieser von Dir Begnadigten, welche Dir nur eine billige Lösung entrichten. Ich habe mich nicht gegen Dich ver-

schworen noch mich je an dir verfühndigt! Oder meinest du, mein Kaiser?" Sie schlug dunkle verwegene Augen auf, die sie bis jetzt gesenkt gehalten, und heftete sie fest auf die hellen und milden des Kaisers.

„Darin täuscht sich die Erlauchte“, antwortete Petrus der Kanzler und zog aus dem Busen der Toga ein Blatt, welches der Vorsichtige der Flamme vorenthalten hatte. „Cigala und Fasanella“, fuhr er (bedächtig) fort, auf die Schrift blickend, haben bekannt . . . [d. h. auf]

„Das heißt, auf der Folter und auf deine Frage“, ergänzte die Herzogin.

— „bekannt, daß sie sich [von] — [vor einem Monate] (unlängst) ungefähr um die [letzte] Sonnenwende, bei der Erlauchten auf Enna eingefunden und derselben mit verdeckten Worten ihren [letzten] Anschlag mitgetheilt hätten. Diese habe geschwiegen und sie schweigend entlassen. Nun aber ist die Erlauchte so durchblickend — wie sie (selbst) sich eben gerühmt und mir das verdiente Lob ihres Scharffinns [aus dem Munde] (von der Lippe) genommen hat — daß es für diesen keine verdeckten Worte giebt. Sie [verstand] errieth, sie verstand [und] (sie ver) schwieg [gegen ihren und meinen König] ihrem und meinem König die im [Dunkeln] (Verborgenen) nach seiner Krone und gegen sein Leben ausgestreckten, ihr aber sichtbaren Hände. Bei meiner unsterblichen Seele, das ist nicht [minder] (weniger Hochverrath) und die Erlauchte ist nicht [minder] ([weniger]) (minder), nein, mehr einer Begnadigte, um das (eigene) Wort der Erlauchten zu wiederholen, als diese Herrschaften hier, und zahlt, recht und billig, Lösegeld wie die Übrigen.“

„Petrus“, antwortete die Herzogin stolz und kalt, „Dich würdige ich keiner Antwort, aber meinen Herrn und König frage ich, ob er mitspielt [der Tücke] Mein Kaiser, steckst Du hinter ihm? Dann empört sich Stemma!“

Friedrich machte mit der Hand eine verneinende Bewegung, als sagte er: Das sei ferne! Dann erhob er sich [rasch] (leicht wie ein Jüngling), beurlaubte die Barone, ihnen einen raschen Heimritt auf ihre Schlösser in der Nachtkühle wünschend, und gab dem Kanzler einen Wink, sie über die Pforte hinaus zu geleiten.

Jetzt schritt er durch den leeren Saal der Herzogin entgegen, welche vor ihrem Sessel regungslos stehen blieb. „Stemma“, sagte er herzlich, sei mir willkommen! Nach fünfzehn Jahren. Ich ergrauere, du bist jung geblieben. Verreise mir heute nicht! Geh in deinen Palast und ruhe dich aus. Ich würde dich dort besuchen, aber dein Haus liegt finster.



Ich lade dich zu Früchten, Eis und einer Schaale Wein auf meine freie Zinne, wo der Himmel weit ist und Meerluft weht. Dort plaudern wir. Palermo (entschlummert) zu unsern Füßen [hört uns nicht]. Sage nicht nein, ich bitte dich! Bei untergehender Sonne!

„Du erzeigst deiner treuen Unterthanin eine Gnade“, antwortete die Herzogin, welche den Blick wieder gesenkt hatte, und schied.

### Zweites Kapitel.

Der Staupe war in seine Gärten hinabgestiegen, in deren Abendshatten er luftwandelte, von einem gaukelnden Windspiel umsprungen. Er trat vor das vergitterte Falkenhaus, fütterte seine Lieblinge und gab einem noch [noch] jungen Edelfalken von guten Anlagen den Namen „Veloꝝ“. Dann schritt er an dem Käfig eines numidischen Löwen vorüber, der ihn mit heftigen Schlägen seines Schweifes begrüßte. Durch einen in der Richtung der [[sinkenden] (niedergehenden) Sonne ge[legen]ten pflanzten Cypressengang ablenkend, [[sah] erreichte er [auf] einen ovalen [Plan] vom Spätlichte gerötheten Plan, [wo] ([auf welchem, wie in Blut schwimmend)]) [elfenbeinerne Kugeln lagen, deren eine er ergriff und] Hier lagen elfenbeinerne Kugeln, wie in Blute schwimmend. Der Kaiser ergriff eine, zielte und brachte mit sicherm Wurfe zwei andere ins Rollen. Zugleich aber lag ihm [die] Herzogin Stemma nahe und verließ ihn auch der mit einer phrygischen Mütze gekrönte verschmigte griechische Kopf des Falkonieres nicht, welcher ihm eben beim Füttern Handreichung gethan hatte, denn er war ihm unbekannt, und der Kaiser prüfte jedes neue Gesicht in seinem Gesinde aufmerksam, wußte er sich ja, seit er im Banne war, vom Meuchelmorde umschlichen.

Friedrichs Phantasie war ein offenes blaues Meer, in welchem er wie Odysseus mit gelassenen starken Armen ruderte, bald ein auftauchendes Ungethüm betrachtend, bald an dem schlanken Wuchs einer spielenden Nereide sich erfreuend, ohne je zwischen den tiefen Farben des Himmels und der Fluth den zarten Umriss der erstrebten Bucht aus dem Blicke zu lassen.

Jetzt ergriff er rasch einen scheuen Knaben, welcher ihm entspringen wollte. Das Kind des Gärtners oder was es war trug um den braunen schlanken Hals ein bleierne Medaillon, das ihm der Kaiser [rasch] (flugs) über die kohlschwarzen Locken (weg)hob, um es näher zu beschauen. „Wer ist das?“ fragte er [freundlich] (den Knaben). „Sott Vater“ antwortete dieser ehrfürchtig. Es war aber das nicht unähnliche Bildniß

Innocenz' III, jenes großen gestorbenen Papstes, [der] (welcher) den Staufen aus der Taufe gehoben und dann an dem Unmündigen Vaterstelle vertreten hatte. Er that aus dem Bedürfnisse des Sehens einige Schritte vorwärts, das selbst in gemeinem Stoffe und rohem Umriß noch majestätische Antlitz betrachtend, fühlte sich aber von dem Knaben am Gewande gezogen, welchem um seinen Gott Vater bange war. Friedrich wandte sich, warf dem Kinde die Schnur mit dem Medaillon über den Hals auf die nackte Brust zurück und öffnete die kleine schmutzige Hand, um ein Goldstück hineinzulegen. Der kleine Sicilianer weigerte sich zuerst mit einem gewissen Stolz, schloß dann aber die Finger [mit] (nach) einem Blick ins Dickicht, welchem der Staufe mit dem seinigen folgte. Dort stand ein altes Weib von abschreckender Häßlichkeit, wohl die Großmutter, [und krallte mit heftiger Pantomime] (und krallte zweimal) die gelben Hände zu. Der Kaiser lachte herzlich über die ([drollige]) (tolle +) Frage.

Dann vertiefte er sich (mit einer neuen Wendung) in einen stummen Lorbeerhain, durch dessen Stämme das Meer schimmerte. Dort stand ihm sein Lieblingsort, eine kurze, leuchtende Marmorbank, die zwei antike Sphinxen zu Armlehnen hatte. Die (wieder erblickte) Gestalt des größten Pontifex, dessen dritten, gleichnamigen und unwürdigen Nachfolger der (alternde) Kaiser jetzt erlebte und erduldet, ließ ihn nicht los und er sah sich, einen sechzehnjährigen Jüngling, vor der [erhabenen] (heiligen) Erscheinung knien, welche ihn zu seiner ersten Fahrt nach Deutschland einsegnete. Aber der Knabe erwog unter den (feierlich) strahlenden Augen des erhabenen Alten in einem [frühreifen] (tiefen und raschen) Geiste, daß der christliche Gott mit ihm spiele und (nachdem er) ihn als einen Vorräthigen neben zwei Andern für eine der Kirche botmäßige Kaiserkrone ([langeher]) (langeher) in Bereitschaft gehalten [habe], [und] ([ergreife er]) (und) ihn jetzt nach dem zeitweilig veränderten Bedürfnisse des Himmels und des Papstthums mit kalter Berechnung [begünstige] (als ein gleichgültiges Werkzeug) [von den] ergreife. Von den Knien erhob sich (der frühreife Knabe) unter blondem [Jugend] Seloche (als) ein Ungläubiger und ein Schlauer, wenn auch mit unversehrten menschlichen Tugenden und ungetrübter jugendlicher Heiterkeit. Wie zwei Flügel eines Gefühles streiften ein Lächeln und ein Trauern über die früh verlorene Unschuld das beschattete Gesicht des geprüften Mannes.

Wozu das Alles? Traum oder Wahrheit? Willkür oder Nothwendigkeit? Der Kaiser warf sich in den Marmorsessel und versenkte sich

zwischen den beiden Sphinxen in das Räthsel seines Daseins. Zwei Ziele, nein, ein Ziel in zwei Formen hatte er, ein Wollender und Müßender, verfolgt: den Staat über den Trümmern der Feudalherrschaft und frei von der Kirche. Aber dieser Staat war nicht [seine Heimat] (sein Vaterland), das gewaltige, anarchische Germanien, sondern sein Muttererbe, eine schwimmende Insel, und in seinem gefährlichen Kampfe gegen die Priestermacht [blieb] (wurde) er (von) den noch frommen Völkern nicht verstanden und von seinen eifersüchtigen Mitfürsten verrathen. Und [wie eine] (sein) [(e Volk)] (jene) (höchster Besitz, jene) gewaltige Formel, das Kaiserthum, war es noch etwas Wirkliches und Lebendiges, war es nicht ein Gespenst, welches nur sein eigener mächtiger Geist und die Pulse seines starken Lebens mit einem (flüchtigen) Schimmer von Blut färbten? Er, dessen Name die Welt erfüllte, mußte sich ohnmächtiger, als die mit ihren Völkern verwachsenen Könige von England und Frankreich, (ohnmächtiger noch als die deutschen rheinischen Fürsten, seine Vasallen). Er fühlte sich [ver] einsam und verlassen auf seinem Eilande, abgerissen vom Körper der Zeit. Friedrich seufzte.

Aber der Staufe, der wie sein Nicola Pesce die unheimliche Tiefe besucht, strebte mit dem glücklichen Leichtsinne seiner [elastischen] (freudigen) Natur wieder an die besonnte Oberfläche, und klüger als der sicilianische Fischer, ließ er sich an demselben Tage zu keinem zweiten Tauchen [verleiten] (verlocken). Er winkte seine [m] (n) Kanzler heran, welchen er schon lange durch die Gärten hatte irren sehen und der jetzt neben ihn trat.

Petrus schweig und nach einer Weile redete der Staufe zuerst: „Kann man sich wirklich so sehr an das Untersuchen und Richten gewöhnen, fragte er seinen Großrichter scherzend, daß man dieser strengen Übung wie dem Saitenspiel und der Liebe nicht mehr entsagen kann?“

„Ja wohl,“ erwiderte Petrus. „Man erscheint sich als ein Überlegener und Unbetrogener und, wie der Arzt unter den blühenden Farben den Tod, entdeckt man unter dem Scheine des Guten das Böse.“

(„Und täuscht sich wie der Arzt,“ spottete der Staufe.) Petrus lächelte. „Wenn die Herzogin“, fuhr er nach einer Pause fort, „ihr Blutgericht nicht fahren lassen will, [könnte] (kann) sie noch einen [zw] bessern Grund haben. Eine Muthmaßung: wenn sie selbst in ihrem Sina etwas Todwürdiges begangen hätte; dann wäre sie sehr unflug, ihre hohe Gerichtsbarkeit aus den Händen zu geben.“

Friedrich sann. Dann fragte er: „Wurde mir gehorcht, als ich vor fünfzehn Jahren Dir auftrag, den jähen Tod meines Seneschalls, des

Wulfrin, an der Schwelle der Burg Enna in seinen nähern Umständen festzustellen?"

„Dir wird immer gehorcht, Herr, und jenes Mal bewog mich über deinen Willen hinaus die eigne juristische Neugierde. Nur konnte natürlich bei den Rechten und der Stellung der Herzogin von einer gerichtlichen Untersuchung nicht die Rede sein. Dagegen hatte ich mir noch zu Lebzeiten des Dux Achilles, der, als ein Normanne fürstlichen Geblütes und als ein ehrgeiziger, (verschlagener) und gewaltthätiger Mann für deine Krone eine Gefahr sein konnte, einen Mohren aus der Dienerschaft, einen Hämling, bestochen, welcher mich von der Hausgeschichte Ennas fortlaufend und ich glaube sachlich unterrichtete. So kenne ich mein Enna ohne [je die] (je die) Stadt der Höllenfürstin, ich meine der Proserpina, betreten zu haben, wie du dein Palermo. Ich hätte dir über jenes plötzliche Ableben deines Seneschalls [zu] damals Bericht erstattet, aber dir, dessen Geist die Welt bewegt, traten tausend (neue) Gestalten und Dinge dazwischen. Ich blieb unaufgefordert.“

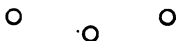
„Wie war es denn?“ „Einfach, ich glaube“, sagte der Kanzler. „Die Herzogin kredenzte [meinem Wulfrin den Willkomm in vollen Zügen. Dieser erhitzt wie mein] ([nach Enna heimkehrenden]) dem nach Enna zu der Gattin heimkehrenden Wulfrin den Willkomm in vollen Zügen. Dieser, erhitzt vom Ritte wie er war, leerte den Becher auf den Grund und stürzte nieder, vom Schlag getroffen, in der hellen



## Die Hochzeit des Mönchs.

immerhin besser sei [ein] (es gehe mit) Erlauchter (m) [lege sich als seine eigene Stu] als mit einem Verkommenen oder Treubruchigen zu Grabe und mit anderer Weisheit, die ich mir ausgedacht (hatte). Ich fand einen Sterbenden, der den Athem sparen mußte. Zuerst sprach er gelassen [vo] wie von etwas Üblichem und Selbstverständl. von seinem Wunsche, den ich ihm erfüllen sollte [und nahm an] und erfüllen werde, wenn ich (ihn u) meinen Stamm liebe; dann liebte er mich, der strenge Mann, dann zürnte er (zugleich) und zuletzt, die heilige Wegzehrung wegweisend, die im Vorzimmer in der Nacht des Priesters wartete und vermaß sich, als ein Verzweifelter in die Grube zu fahren und dort keine Ruhe zu finden, wenn er seines Wunsch nicht gewährt werde.

Er zog unter seinem Kopftüch ein päpstl. Brief hervor, der mich meiner drei Gelübde (feierlich) entband und den er sich, wie er sagte, von seinem ehemaligen Gaste — ihr wißt, daß er den heiligen Vater, als er, noch Legat Florenz besuche, monatelang in unserm Palaste fürstlich bewirtet hat, — habe verschaffen wollen, ehe er mich beunruhige und als den (erst) [Kopf schüttelte traurig] (bekümmert wegwandte) schieg (sic schwieg?) und Ich litt [unsäglich Qual!] Ihr wißt, Antonio, daß ich meinen (edeln) alten Stamm liebe, (und meinen (edeln) Vater,) wie er es verdienet, aber ich wäre fest geblieben, hätte der Straf nicht zu fleuchen und begonnen, (leidenschaftlich wie er immer war) [immer] hartnäckig (sich) weigernd, [sich die Sohlen zum letzten Wege ölen] (den Priester) zu empfangen, so daß mir bange wurde, er betrete den [Weg] (den [finstern geheimnißvollen] und gefahrl. letzten) Pfad mit ungeölten Sohlen. Da kam mir eine (in der [Angst] (Qual) meines Herzes) eine [Erleuchtung] (ein [Sedante] (Erfindg), wie ich mein Gelübde brechen und doch zugleich halten könne. Ich willigte ein und er ließ mir keine Ruhe, bis ich mich in den Gemächern meines (ertrunkenen) Bruders Giovanni, der mir an Wuchs völlig gleich, umkleiden ließ und als ein Weltlicher seinem Ende beistand, das nun ein friedliches war [u er] Er verschied in unsern Armen u. wir drückten ihm die Augen zu.



## Angela Borgia.

- [L] Schloßgarten. Rings schwere Gebäude. Ein Thurm mit Gitterfenstern.
- L. [Ra?] Laß dir raten, Sanzia. [D] Hier, setze dich neben mich. Sei aufrichtig! Öffne mir dein Herz! [Warum] Was zehrt an dir? Was [gibt deinen Wangen] höhlt dir die Wangen? Was löscht deine Farben? Warum sitzest du in Thränen? Was redest du nächtlicher Weile in deiner Kammer und mit wem redest du? Ist es die Werbg des Strafen, die dich so unglücklich macht?
- S. schüttelt das Haupt.
- Nein?
- S. Nein. Graf Alexander ist ein edler Mann und ich [bin nicht abgeneigt werde ihm meine Hand nicht verweigern, sobald wenn ich sobald (wenn) meine Seele den Frieden gefunden hat. So wie ich

aber jetzt bin, würde ich ihn nur quälen denn ich bin um und um bekümmert [,] und tief unglücklich —] (und ich werde es nie mehr so gut treffen. Es reut mich, aber ich darf [nicht] ihm das Leben nicht verfinstern, denn ich werfe tiefe Schatten.)

Warum, Mädchen?

Warum, Madonna — aber saget mir, Madonna, schläft der Herzog gut?

Welche Frage, Kind. Warum sollte er nicht gut schlafen, immer dar thätig und abend müde wie er ist?

Wirklich, er schläft? In einem Zug?

Ja, Nätzchen, wenn er nicht etwa erwacht, dann legt er sich auf die andere Seite und schläft wieder ein.

Und hört nichts?

Was sollte er hören?

Seltam und doch ist euer Gemach hier im Thurm und ich [höre] (vernehme) es [wohl] wohl, die ich im Flügel und nach hinten schlafe.

Was hörst du denn?

O ich höre böse Dinge, Flüche und Gestöhn und Klage und Anklage und dann wieder Verwünschgen und [Worte der] (und Raserie u) Verzweiflig

Von wem denn?

Und der Herzog hört seinen Bruder nicht und er ißt und trinkt und scherzt und küßt, während der [d] sie weist auf den Thurm, sich die Haare zerrauft und darüber sinnt, sich selbst ein Leides zu thun.

Höre, Sanzia, du bist krank.

O sehr krank, zum Sterben, zum Sterben.

[ich] wir lassen Messer Ridolfo, den Arzt holen.

Der kann nichts für mich, denn ich leide an der Seele, Da kommt er nicht zu: da wärest du die bessere Ärztin

Wie meinst du das?

ich meine, Madonna, daß auch Ihr viel erlitten habt und viel Schreckliches um euch herum geschah.

Viel Schreckliches, aber nicht durch meine Schuld.

Nun, dann seid ihr zu beneiden.



## Erster Akt.

Szene. Der Schloßgarten. Im Hintergrund das Schloß von Ferrara, ein schwerer Bau mit plumpen Thürmen. Im Vordergrund eine steinerne Bank und ein paar Steinsitze[n].

Lucretia (mit einer Stickeret beschäftigt)

Angela (von einem B. Buche ausblickend).

A. Ist der Graf verreist?

L. Was fragst du?

A. Ich meinte nur. In der Frühe stand ich am Fenster und sah ihn im Hof mit der Hohheit zu Pferde steigen. Ich dachte, die Hohheit gebe ihm das Geleite.

L. Der Herzog führt ihn auf die Jagd [u] nach S. Servo und wird ihm dort auch [die] (seine) Arsenale zeigen wollen und das neue Geschütz spielen lassen. Er möchte ihn darüber beraten. Die Hohheit ist ganz bezaubert von ihm: er sei voller Kenntnisse und dabei der lebenswürdigste Mann von Italien

A. Wenn er ihm seine Werkstätten und Erfindgen lobt, sicherlich.

L. Und auch ein Kenner der schönen Künste.

A. Ich glaube es. Er steht in Ekstase vor den Fayancen, die der Herzog malt.

L. Das ist die gebürliche Höflichkeit des Gastes gegen den Wirt. Und wenn du meinst, der Graf erschmeichle sich das Herz der Hohheit, so wisse, daß Graf Pius auch das meinige gewonnen hat und doch hat er mir nicht geschmeichelt.

A. Nein? das wundert mich. Während Euch alles huldigt!

L. Vielleicht gerade deshalb nicht. Er hat es feiner angefangen und mir mein Liebstes ge [lobt] (rühmt).

A. Euer Liebstes?

L. Dich hat er mir gelobt.

A. In hohen Tönen.

L. Nein, schlicht und freundlich. Er weiß, wie du bist.

A. Ihr erschreckt mich, Ruhme.

L. (Ihre Stickeret bei Seite legend) Liebes Kind, setze dich neben mich, ich habe mit dir zu reden

A. Was macht Ihr da, schöne Ruhme? Welche hübsche Zeichnung! [Welch] Was für ein feiner Geschmack! [Rose Palme u] ein Kreuz von (lauter) Rosen.

- Q. Es ist für den Altar der Franciscanerinnen. (ergreift die Hand Angela's)  
Höre, Mädchen, so darf es nicht länger gehen, du richtest deinen  
Ruf zu Grunde.
- A. Meinen Ruf.
- Q. Ja, den Ruf eines verständigen Geschöpfes. Zwei Male hast du  
jetzt deine Freier fahren lassen, keine verächtlichen Freier wahrlich!  
den Camerino, nachdem du ihn ungebührlich lange hingezogen und  
den Simoneta noch dicht vor dem Altar. So springt man nicht  
mit Männern um und mich wundert nur, daß sie sich nicht gerächt  
haben, mit der Zunge gewiß — aber für Eeringeres haben Frauen  
schon Ehre und Leben eingebüßt.
- A. Sie hielten mich für eine Thörin und an Thörinen rächt man sich  
nicht.
- Q. Du sagst es. Du wußtest dich nicht zu rechtfertigen, auch nicht den  
kleinsten Grund [wußtest] (vermochtest) du [anzugeben] (vorzu-  
wenden), sondern du sagtest, es hielte dich etwas zurück und du  
wußtest nicht, was es sei, aber du könntest nicht, es halte dich mit  
eiserner Hand zurück
- A. und ich sagte die Wahrheit.
- Q. Jetzt tritt — zu meiner Verwunderung — ein dritter Freier auf, der  
die zwei ersten völlig in den Schatten stellt, ein Freier, wie sich ihn  
eine Mutter nur wünschen, ein Mädchen nur erträumen kann, ein  
Liebling der Natur, ein Muster von Klugheit und Bildung, du  
faltest die Hände?
- A. ich höre andächtig.
- Q. Laß den [traurigen] Mutwillen. Er ist nur die dünne Larve, unter  
der du dich ängstigst, weil du dir zutraust, dasselbe thörichte und  
gefährliche Spiel zum dritten Male zu treiben [zu müssen]. Gestehe  
es nur: kaum hat der Graf einen leichten Schritt gegen dich gethan,  
und schon regt sich in dir ein Widerstand.
- A. Nein, nein.
- Q. Doch, sage ich dir, etwas Feindseliges, eine Art Haß.

Beiblatt

- A. Bewahre! [Nicht gegen ihn. Vielleicht gegen mich]
- A. Bewahre! Im Gegentheil, der Graf gefällt mir (er hat ein edles  
Wesen) und — gestehe ich dir, Ruhme [ich käme ihm] gerne [ent-  
gegen] (würde ich) — [um] ein Ende [zu] machen. Aber da langt  
mir die eiserne Hand ans Herz (und umklammert es) und drückt



es und preßt es. und besonders seit wir wieder hier in Ferrara sind.  
Auf dem Lande wird es besser.

L. Auch [mich] (ich), Kind, [beengen diese Mauern und Thürme]. mag lieber die weiten Wege[n] und die freien Waldschatten, als diese Mauern und Thürme.

A. und die Gefangenen drinnen.

L. [Sa] Nein, die Thürme sind leer.

A. Ja?

L. Nun, Angela, da du so guten Willen hast, sei freundlich für den Strafen. Laß ihn nur machen. Er [ist] ein Mann von Geschmack und leichter Berwegg und erleichtert dir das Entgegenkommen.

A. Ich kann nicht, ich kann nicht. O ich könnte mich selbst hassen <sup>1)</sup>.

L. (lächelnd) was hast du den verbrochen, Kind, daß du dich hassen müßtest?

A. O nichts besonderes, [[schöne] Ruhme. Aber sind wir nicht alle Sünder und ermangeln des Ruhmes, wie es im Gebetbuch heißt? [Bitte, schöne Ruhme, gib mir etwas von deiner Heiterkeit, nur ein Quentchen.]

L. Laß den (triften) Scherz und sage mir, was dir das Herz belastet. [ich will dich bin da, um dich Beichte zu hören —] Hier bin ich und [höre] (sitze Dir Beichte) [Bitte, schöne Mu] Sieh doch hin, Ruhme, dort die Sancia! ich möchte doch wissen, für wen die Sancia die Rosensträucher plündert. Seit einer Woche ist sie täglich morgens dahinter her — He, Sancia

Sancia (sich nähernd) Erlauchteste?

L. Wirst du mir noch ein paar Rosen stehen lassen? Für wen der Schoß voll?

S. Für die Kapelle im Zwinger. Da sollen Beppo und ich morgen getraut werden, und damit uns die [gnadige] (heiligste) Jungfrau benedeie, müssen wir ihr neun Tage vorher jeden Morgen den Altar [schmücken]. (mit Rosen bestreuen). Das ist so der Glaube.

A. [du der (den)] (Du heiratest) Beppo, den Gefängniswärter, ein trauriges Amt.

S. Man gewöhnt sich, junge Herrin.

A. Sage mir, Sancia, der Kerker im Thurm [ist] (steht) leer?

S. Leer, wie meine Hand.

<sup>1)</sup> Hiemit schließt das Beiblatt, das als Fußnote „ad 3“ aufweist. Meyer hat die Blätter, eine jedenfalls nicht erste Niederschrift, nummeriert.

- A. Du lügst nicht
- S. Nein Herrin
- A. So geht
- L. Gewiß, steht er leer. ich habe den Herzog gebeten, ihn zu [entvölkern] (leeren), während wir hier in der Stadt wohnen. Es [ist] mir peinlich, die (das) Unglück [lichen] so nahe zu haben, (wenn ich erwache) besonders in der Nacht,
- A. — Ei, Muhme, so bin ich auch. Gut daß die Kerker leer sind, doch die Gefangenen haben etwas darin zurück gelassen.
- L. Was denn.
- A. Ihre Seufzer sind an den Wänden (hängen) geblieben. Nachts, am offenen Fenster, kann ich sie vernehmen.
- L. Das ist der Wind. — [Sie lang] Du langweilst mich. Höre Sancia, schaffe doch den Eppich weg, der dort um die [schöne] Brunnenmaße wuchert. (und sie ganz verkleidet) Der Herzog hat es [gebieten] befohlen
- S. Die junge Herrin hat es verboten.
- L. Du, Mädchen. Warum. Was hast du gegen die schöne Meduse
- A. [S] O nichts, nur gegen die starren blinden Augen. Sie verfolgen mich.
- L. Wirklich <denkt nach>
- A. ([e?]) ich kann sie nicht leiden, diese starren (blinden Augen) [Augen] rasch, seit ich sie an euch gesehen habe.  
An mir. Wann das? ich blicke ja freundlich wie ich glaube.
- A. Nicht länger als 2 Monaten. Habt er (sic) es vergessen. Als euch Nachricht gebracht, jener Schreckliche, der über euch Macht und Gewalt hat, [jener Don Caesar] euer Bruder oder wie nenne ich ihn — [als] er sei aus seinem spanischen Gefängnis entsprungen und er stehe euch bevor. Da erstarrtet ihr, und als ihr seinen (heimlichen) Zettel empfanget und stöhntet und ächzet: ich muß ihm folgen, Caesar, ich komme, ich komme schon. ich aber verging vor Angst, denn der Herzog hat euch schwer, er hatte bei Todesstrafe verboten, daß (niemand) an seinem Hof mit [Do] ihm in Verbindung träte, und ihr trotzet heimlich dem Verbot. [und schrieet] — Er ruft, ich muß sprachet ihr und sahst nicht, mit euern starren Augen, daß ich dabei stand und ganze Nächte sahst ihr am Schreibtisch, [sahst zu] für ihn Boten sendend nach Rom, nach Mantua, in die Romagna und sie mit Gold überschüttend, [da sie] damit sie den Hals wagten, rasend thätig und doch wie eine Nachtwandlerin —

da (plötzlich) kam [eine] Kunde [d] er sei todt (mit seinem Schwert und seiner Halskette) [in e] im Dienst Navarras in einen Hinterhalt gefallen — und plötzlich legte sich der Sturm und — ihr lächeltet. Haft du das vergessen schöne Ruhme.

Q. Ich habe es nicht vergessen, aber es ist vorbei.

A. (langsam) es ist vorbei.

Q. und der Herzog vergab mir.

A. (langsam) der Herzog vergab euch. rasch Eure Boten freilich ließ er hincrichten.

Q. Sie hatten ja seine Gebote übertreten

A. langf: Sie hatten seine Gebote übertreten, das ist war.

Q. Sitbt ihr scherzend einen Schlag auf den Mund: Willst du schweigen, Echo?

A. Liebe gütige Ruhme, (heute ist mein Geburtsstag macht mir ein Geschenk Gebet (Bindet) mir euern leichten und glücklichen Wandel, eure Helle und Heiterkeit, (an) woher habt ihr nur?

Q. die habe ich vom Vater.

A. (schauernd) von Papst Alexander, ich will nicht wissen, von wem ihr sie habet, gebt mir euren [göttliche Heiterkeit] leichtbeschwingten Gang, eure Sohlen, an die sich nichts heftet, (euer [hei] helles Wesen, als ob ihr stündlich aus dem Bade stieget) eure Klugheit, eure Seifstegenwart, gebt mir nur ein Zehntel, ein Hundertel davon und ihr sollet sehen, wie leicht ich durch das Leben komme! wie ein Vogel, o leicht wie ein Vogel!

Q. Die kann ich dir nicht geben, Märchen, das ist meine Natur und ich verwundere mich selbst über mein heiteres Gesicht, wenn ich in den Spiegel blicke, aber einen Rat kann ich dir geben, den du befolgen wirst, wenn du mich lieb [i] hast. Wenn dich dein Gespenst ängstigt, so ergreife nicht die Flucht vor [deinen Freiern] (dem Manne), wie du zweimal gethan hast, sondern flüchte dich zu ihm, wirf dich ihm ans Herz und rufe: [Sei mei Herr], seid mein Schutz und Hort, ich bin ein Kind, das sich im Dunkeln fürchtet, gebt euch mit mir ab. seid mein Lehrmeister, nehmt mich an der Hand und führt mich auf mein Schreckbild zu und zeigt mir, daß es leere Luft ist — ihr, der (ihr) Weiterfahren und gut seid.

A. (nachdenkend) [wa] in Wahrheit Ruhme, so hätte ich lust zu thun. Aber darf ich ihm so ganz vertrauen? So völlig?



[Bembo. Lucretia.]

Strozzi. Julius (hinter der Szene)

habe ich dich (endlich) erwischt?

Laß mich. ich muß [nach Hause. ich habe zu thun.] nach Ferrara ich bin dort zu Tisch gebeten.

Strozzi. Nicht bevor du mir Rede gestanden hast. Höre, Julius — So setze dich hier neben (mich) und schreie nicht so. (er setzt sich) [u.]

Höre, Julius, du bist ein Sinn[loser] beraubter!

Sut.

Ein Verschwender. Ein Taugenichts. Ein Narr!

Das sind schöne Titel!

Ein Frevler. Ein Gesetzloser! ich verachte dich!

Das sind große hohle Worte. Wenn du mich verachtest, so laß mich laufen.

Hundert mal (schon) habe ich es mir zugeschworen, dich [laufen] (zuzusehen) in dein Verderben (stürzen) laufen zu lassen (und mit verschlungenen Armen) Aber weißt du [wir haben] ich kann nicht.

Nein?

Am Ende bist du doch der Julius Este, der auf der Universität Padua mein Stubengefelle war. Wenigstens hast du noch [deine] (die) schönen Augen jenes Andern, der ein menschenwürdiges Dasein führte —

[Wa] Es ist zum Lachen.

Nein es ist zum Weinen.

ich versichere dich, Strozzi, daß an meinem H. Feste gestern (in Pratello) keine Thränen vergossen wurden. Lauter Jubel und Freude. Und die Mascarade. [Ba] Faune und Bacchantinen, (flatternde Haare) Tigerfelle Zimbeln und Pauken, himmelhohe Sprünge und rasende Reigen, mein fetter Dorfpfaffe als (trunk?) Silen auf seinem Eselchen schwankend und ich mit der schönen Zerbiette im Arm als [ruhiger] seliger Bacchus [ab] hoch über dem Getümel als ein [seliger] ruhiger Gott. Warum hast du meine Einladg nicht angenommen, ich hatte dich in einen (langbartigen) Philosophen verkleidet, der grollend und strafend bei Seite steht. (diese Figur) das fehlte noch, um das Kunstwerk zu vervollständigen

[O] das Kunstwerk? Nimm das Wort nicht in Mund, Schlemmer! Irgend ein Gebilde (lustige Phantasie in goldenen Farben) hat nicht zu schaffen mit der (deiner) rohen Wirklichkeit, jenes ist von Gold, diese von Schlamm und Blut

Eben ein lustiges Geilde wars. Es ist vorüber, es war nicht.  
Der Rausch ist verschlafen. Husch! Hinweg

Nur ein paar Todte bleiben übrig. Zwei deiner Bauern haben  
sich mit Messern todtgestochen, du zerrüttest dein Dorf, [du] und ich  
werde [leider] zu thun haben.

Als Richter? Du darfst nicht allzu strenge sein, Hercules. Alles  
war trunken.

ich werde [ge] handeln nach der Gerechtigkeit Freilich den Haupt-  
schuldigen kann ich nicht be[strafen] erreichen.

Mich?

Ja. Dich muß ich [dem] deinem eigenen Gerichte überlasse. [ob-  
gleich] und ich halte dich und dein Wesen [für] für ruchlos. Du bist  
ein Ungerechter.

[Ein Ungerechter? ich meine ein Freigebiger und Gütiger. Ein  
Ungerechter! und blind — Ja, das will ich dir beweisen. Sieh acht.  
Verschieden vertheilt das [Glück] (die Natur) [seine] (ihre) Gaben.  
([Den ein]) (Könige u Bettler) Wie mancher wird ist [benachtheiligt]  
(an Glück) und verkürzt [und] von Geburt an. Und nun [laß] fällt  
es ihr ein, ein Menschen zu überhäufen, [ei] sie gibt ihm]

Ein Ungerechter? ich meine: ein Freigebiger und Gütiger.

Ein Ungerechter. Sieh acht, Julius! [B] die Natur ist eine lau-  
nische Göttin, sie kargt und verschwendet, sie [macht] (schafft) schön[es]  
und häßlich; sie begünstigt und verkürzt, (benachtheiligt) Dich hat sie  
[zu] sich zum Liebling erlesen und gab dir alles: [einen] schönen [Körper]  
(Leib), edle Geburt, [liebliche] (gewinnende) ([warme]) Seberde, warme  
Rede und ein[e] freundliches Herz und wie verwendest du diese neid-  
erregenden Gaben, du [vor Tausenden] (B) begünstigter und (B) be-  
vorzugter? (zu deinem Glück u) zu Freude und Gewinn deiner mensch-  
lichen Brüder? Nein zu deinem und ihrem Verderben. Du verdirbst  
deine Bauern, Du zerstörst dich und dein Dorf [und] du verwandelst  
[die Güter] deine natürlichen Tugenden in widrige Laster und (ver-  
sündigt dich noch mehr durch das dir (unendl) leichte und naheliegende  
Gute, das du unterlässest, als durch das Schlimme deines Leichtsinnes  
Und wäre es nur Leichtsinn!

Was, sogar meinen Leichtsinn sprichst du mir ab?

faßt ihn an beiden Schultern. Nein [es ist nicht] nieder die leicht-  
sinnige Maske darunter steckt die Feigheit.

Feigheit!

Feigheit, Weichling! ich will dir etwas (sagen), Julius. (leiser) du fürchtest dich.

ich mich fürchten? Vor was denn?

Vor der Wirklichkeit (der Seiberde der). Darum machst du einen so betäubenden Lärm und und stürzest Becher um Becher und suchest Mund um Mund. [Es ist dir] (Du hast) Angst.

Wie meinst du (das)? ich verstehe dich nicht —

Hör! ich sah eben, wie dich dein Bruder der Cardinal festhielt. Was hat er mit dir gehabt.

O nichts.

Er hat dir gedroht? Was hat er dir gedroht?

Es war ein Scherz.

Julius, rede (die) Wahrheit. Hast du [auch] das verlernt?

Nun, Hercules, wenn [es] (das) nicht Scherz war. Er verbot mir [die] (meine) Augen auf Angela Borgia zu richten.

Und du antwortetest [du] der Eminenz?

Das mir (er) mir (etwas verbiete) das nicht einfele Schmälche Antwort.

Was hättest du denn geantwortet, Hercules

Ich an deiner Stelle? Ich hätte geantwortet: Eminenz, ich richte meine Augen, wohin ich will, ihr habet mir nichts zu befehlen. hätte ich gesagt, und wenn ich einen Seier ([fremden ohne Anteil]) sehe, der auf eine Taube stößt, so richte ich mein Auge auf den Lauf meines Gewehrs [zu] und ziele

Nicht brüderlich

Bruder hin, Bruder her. So hätte ein Mann gesprochen. Oder ich hätte gesagt: Eminenz, Angela Borgia [verdient ei] schön und gut wie sie ist, verdient den besten Satten, und wenn ich auch ihrer unwürdig bin, so wäre es (noch) ein tausendmal unwürdigeres Loos, wenn [diese] das schöne und gute Geschöpf die Buhle eines [ei] ruchlosen Pfaffen würde. [Das war ge] So ungefähr hätte ich geredet.

Hm.

Dann habe ich auch deinen Bruder Ferdinand mit dir flüstern sehen. Was hat dir der ins Ohr geraunt?



Wohin zieht Ihr mich, Herrin?

Nicht weiter. Unter diese verschwiegenen Eichen. *(setzt sich)* Laßt euch nieder, Ariost.

Wenn Ihr befehlet. Hier ist es schön. Das weitvorgewölbte Laubdach, davor die weite Fläche und zwischen Laub und Erdrand ein langer Streifen Himmel von unendlicher Tiefe. Ich bin [nie] noch nie hieher gekommen.

[Hier] Das ist die Grenze von Beltruardo.

Schon jenseits. Wir sind schon im Freien. Was betrachtet ihr mich, Ariost.

Wie schön und deutlich ihr seid im Schatten, Herrin [,] bis auf eure geheimnißvollen, (fremden) Augen, die (Farbe) niemand kennt [u.] noch errät. Sonst lauter (ruhende) Anmut [oder] (und) sanftmütige [Beweg] (Rede), jede Sylbe ein Wohl laut, jede Seberde eine Grazie! Ihr seid die Göttin Segenwart — lächelnde Heiterkeit (bewegliche) und beseligende Segenwart

[du hast] ja, Ariost, ich bin ein Kind der Stunde. Was für ein leichtsinniges Weib ich bin. Der Schlummer einer Nacht vernichtet mein Gestern und ich bin eine Neue und die gestern [fehl] litt oder fürchtete oder fehl ging, war eine andere, die mich nichts angeht. So [hat mich] [die] überredet (mich) (meine) Natur [gemacht] und [hätte sie mich nicht so gemacht] (und wäre sie nicht eine solche), ich lebte längst nicht mehr. Und doch

Es ist immer als stieget ihr aus [dem] einem erfrischenden Bade. Ihr habet in euerm Leben wohl wenige schlaflose Nächte gehabt, ich glauben?

Wenige, in der That. *(lächelnd)*

○ ○ ○

Erster Act.

Erste Szene.

2. So verlasset Ihr denn Ferrara, Bembo?  
Was ruft Euch?
3. Mantua, Florenz, Rom, die Welt! Da Ihr mich aus Euern Augen verweist, dünkt mich zum Ersatz[e] kein Schauplatz zu weit, kein Ehrgeiz hoch genug.

- L. ich vermesse Euch nicht und halte Euch nicht. ich überlasse es Eurer Klugheit und Eurer Freundschaft. Meinest es gut mit Euch und mit mir und handelt danach!
- B. da ich nach Ferrara kam, Herrin, und Euern Anblick genießen durfte, war es nicht nur Euere seltsame Schönheit, sondern Euer einziges Wesen, das mich fesselte, euer Verstand und euere Anmut womit Ihr Euch die neuen Verhältnisse dienstbar [machtet] und, [wenn ich es sagen darf.] (wie sage ich?) Euere ungewöhnliche Vergangenheit unglaublich machtet! (ich bewunderte) ich konnte nicht aufhören zu bewundern, wie Ihr mit einer anmutvollen Bewegung



ich bin euch Dank schuldig — und beraube mich einer Locke, Euch zum Angedenken, sie schneidet sich eine Locke ab. Sie sind zu lang, es bemerkt es niemand. Aber wohin legt Ihr sie. seht da liegt mein Kleiner Ariost —

ich lege sie zu Eurem Lobe. Hat es euch (das Lob) gefreut. (ich küße? sie)

Nicht wenig. Und jetzt gelobet mir auf das Buch, daß ihr mich laßt wollt.

Ich gelobe es.

[U] Aber versteht, nicht in auffallender Weise keine Flucht. Breitet es auf eine Woche aus oder auf zwei. Zuerst ein zufälliges Wort, daß man euch in Urbino verlange. (dann ein Bedauern über [die Kn?] euren endenden Aufenth.) dann ein dringender Brief. Ihr seid in diesen Dingen Meister

Und am Ende bleibe ich

Nein Freund. Denn, sehet, (in) Ferrara [er?] geschieht auch manches, das nicht geschehen sollte und das erschrecken kann. Zwar der Herzog und ich stehen fest und leben in Licht und Pflicht, aber es gibt auch hier [Gespenster] (böse Überraschgen), wie weiland in Rom.

[Aber man] (nur) redet von manchem nicht. (man nicht davon)

Es [scheint so] [Aber manches spiant in der Dämmer]

Wisset ihr, was aus [Don Juan] (Julius dem Bruder des Herzogs) geworden ist, Bembo?

Aus Julius?

Der Bejammernswerte. Sie sagen, er habe das Gesicht verloren — durch einen unglücl. Zufall.



Ihr [seid] (redet) vorsichtig und thut recht daran. [Doch unter uns] — die Wahrheit [ist] ist. der Cardinal (sein Bruder) hat ihn durch seine Leute überfallen und blenden — lassen, weil [er] (der) vor [ihm] (den Ärmsten Donna Angela) [die] seine schwachtenden) Augen Don J. [schön] genannt hat. (Den Ärmsten, weil Donna)

Das ist [doch] entsetzlich, Madonna, und könnte einem eine Welt verleiden wo solche Dinge geschehen und — (es ist eine arge Welt) schlimmer — (leise) und straflos bleiben.

Nicht straflos. Der Herzog hat den Cardinal aus seinem Angesicht verwiesen. Mehr durfte er nicht, da der (er) (der) Kardinal (eng verflochten ist) [so] ihm hundert Dienste geleistet hat und (des) alle Staatsgeheimnisse weiß. Aber, du hast recht, Bembo, es ist [entsetzlich]  $\text{e}$  [g]

Straunvoll. Und Donna weiß es?

Nein, wir verbergen es ihr. Sie empfindet tief und würde, wie ich glaube, sich darüber [die Ihrigen ausweinen] (zu Tode grämen). Sie darf es nicht erfahren: [O, mein Bembo, das ist nicht leicht, ein helles Angesicht zu bewahren.] O mein Bembo, der Herzog ist ein anderer als der Cardinal, aber er ist ein (eifersüchtiger) Mann und allmächtig. Ich würde mir es nie vergeben, wenn euch ein Unfall zustieße — [gehet] (flieht) Bembo, (verlaßt Ferrara) [es ist Zeit gehet es ist Zeit].

Ich gehorche, Herrin. Suretwillen, (aber ich fliehe nicht) [obschon] ich [ein gutes] (denn mein) Gewissen habe (rein ist). Ihr selbst seid davon überzeugt, daß ich euch [rein] (unschuldig) verehere und mich begnüge, euch zu dienen, wo ich kann und weiß. Und ihr bedürftet eines Dieners.

Ich werde euch entbehren, aber gehorchet!

So [lebet wohl, Anmut und Grazie] Er erhebt sich. Ich schreibe gleich nach Urbino.

Bleibet [noch], verlaßt mich ([noch]) (jetzt) nicht. Ich will euch noch etwas fragen, bevor wir uns trennen. Es liegt mir schon lange auf der Zunge und euer [Abschied] (Scheiden) gibt mir den Mut, es auszusprechen.

(Verlaßt mich und verlasset mich nicht. Seht und schreibet mir.)

Erinnert ihr euch des Briefes, den ihr mir schriebet, um mich über den Tod meines Vaters zu trösten. Es ist da eine Stelle, die (mir zu denken gab) (u) sehr wahr fand: ihr batet mich, meine Trauer nicht über das Maß zu verlängern, damit ich nicht undankbar erschiene über [die] (meine) Befreiung aus einer [dunk] frevelhaften Welt durch die mir gereichte Hand des Herzogs.

So schrieb ich nicht.

Es war der Sinn. Und ein tiefer Sinn — Glaubet ihr an die Frevel [der Römerin]? die [mir] man mir nachsagt, [a aus] von Rom her.

Nein, Herrin. ich glaube (wenn ich reden soll) daß Ihr ein unglückliches und leidendes Weib waret [vom] (durch das) Schicksal eurer Geburt (und die Band des Blutes unschuldig) verdammt in eine[r] (rafende) Hölle und daß ihr schuldlos (und anmutig) geblieben seid mitten in der (lodernden) Flamme. [Daher] daher ein unendliches Mitleid mit euch. Jetzt aber wandelt ihr als eine Freie heiter und hell und der [Tumult d] und [der] das Böse ist hinter euch in den Abgrund versunken. Da und dort taucht noch ein Frevel mit halbem Leib aus dem Boden (an euerm Weg) — (denn unsere Erde ist unterhöhlt) aber der Frevel ist überall, aber ihr wendet den Blick ab.

Meinst du nicht, Bembo, daß ich dann (vom) Herzog verlangte [hätte] (würde) den Cardinal (anders als zum Scheine) zu bestrafen, wenn ich nicht seine Antwort voraus gewußt hätte. Lucrezia, warum hast du nicht deinen [zweiten] Gemahl [S] umschlungen als ihn dein Bruder ermordete. Gesprochen [habe ich es ni] hätte er es nicht nicht aber ich es doch gehört: das (ver) schloß mir den Mund.

Ihr handeltet weise.

[Weißt du, Bembo, daß ich leicht] Wie ein leichtsinniges Weib ich. [Jeder] (Ein [gute] [traumlos]) Schlummer vernichtet mir das Gestern und ich bin eine Neue und die gestern fehl ging, war eine andere.

Das habt ihr vom Vater.

Wie, Bembo, du mahnst mich an Jenen



mir geredet hättet, wenn ich euch nicht verlassen hätte.

Was wolltet ihr von mir Herrin, [habt] (versteckt) ihr vor diesem kein Geheimniß?

[Von] welches Geheimniß?

Euere Seele. Denn ich wollte von eurer Seele [von] (zu) euch reden.

lächelnd: ihr seid nicht mein Beichtiger. Aber was hat euch meine Seele gethan? Sonst [hattet] machtet ihr euch in euern Versen mit meinen goldhellen Haar und mit der Farbe meiner Augen zu schaffen, über die ihr nicht ins Reine Kommen konntet.

Schweigt, sie betrachtend.

Nun, was wolltet ihr mit gestern sagen, Strozzi [Daß] (Seid) ihr aus meinen Augen Aug geworden seid? So Redet nun [als ein Kluger!]

(Aug u verständig) Nein, Herrin, (ich überlasse dieses Thema (meinem Vater der mit einem weisen? in dich vergeßt?)

ernst Sondern ich wollte euch sagen, Herrin, daß in eurer Nähe ein Verbrechen geschehen ist, daß es meine Pflicht, denn ich bin der Richter in Ferrara, es vor meinen [Tribunal] (Stuhl) zu ziehen, daß [es] (dieses) aber schwer ist, weil der Thäter, [wie der] und auch der Geschädigte unserem Fürstenhaus angehört, daß es aber doch geschehen muß, so oder so, weil [ein] der leer ausgegangene Frevler den Staat zerstört, die Gewissen fälscht und den Glauben an [die] (Gott) Gerechtigkeit vernichtet, daß ich euch, Herrin, die ihr scharfsinnig genug seid, dieses zu begreifen, und auch die Sache eurer Verwandten der Angela zu führen habet, ansehn wollte, dieses dem Herzog euerm Semal nahe zu legen —

Macht ein Ende, Hercules, ihr steht nicht im Gerichtsaal.

daß ich mich aber (jetzt) besinne: Lucrezia Borga darf das nicht thun, weil sie selbst —

Schweig! Strozzi, bist du von Sinnen.

weil Lucrezia selbst eine weit größere ([mit einem]) (jetzt) Verbrecherin ist, als der Cardinal.

Laß ihn reden, Bembo! Er hat das Maß überschritten und mag (fortfahren) mich nur [verklagen]. [Ich bin da, um mich dann zu verantworten.] [Sage mir] (Es gibt Stunden, wo die Menschen außer sich sich kommen und sich völlig entfesseln. Das geht vorüber (und wird vergessen)

○ ○ ○

[meinen Teil dahin]: [ich es ist ein stark mein Blu] (ich [laße] ([aber]) ließ nicht von den Meinigen) Die Meinigen waren mir lieber als die Satten. Aber ihr, Herr, habet euch ebenfalls schwer versündigt, da ihr die Semalin Eures Fürsten vor euern Stuhl ziehet. Das ist todeswert, aber ich begnadige euch unter der Bedingung daß ihr geduldig meine zwei Behauptgen anhört. Wollet ihr?

Redet.

Was meint ihr Strozzi. Hat nicht eine Böse das Recht eine Gute zu werden.

Nein, weil es unmöglich ist ohne schwere Buße. Im Herzogsmantel ist es unmöglich Reibet eure Knie wund, streutet Asche auf das Haupt, castet euch! Verschwindet aus der Welt!

○ ○ ○

Bembo, Graf Pio.

- B. Herr Graf, die erlauchteste Herzogin sendet mich [?]: Sie wünscht, Euch (allein) zu sprechen. Dort am Ende des Myrtenganges im Rondell des Amor. Sehet ihr dort ([durch]) [den] [im Grün] den Marmor schimmern. In einer Viertelstunde. Nähert euch ohne Aufsehen. [Sie] (und) erwartet [euch] (sie dort) [pünktlich]. (Er verneigt sich und (und will) gehen)
- P. Die Herzogin wünscht mich zu sprechen? Lieber Bembo, ihr seid ihr Vertrauter. Über was wünscht mich die Herzogin zu sprechen?
- B. [Hier] (Darüber) hat sie mich nicht ins Vertrauen gezogen. Aber seid versichert, Graf, daß es etwas Gutes ist.



## Verlorene Augen.

Novelle.

Es war an einem [glänzenden Frühlingsmorgen] ([herrlichen wunderschönen] (freudigen) Lenz[morg]tag) daß Ariost in den Gärten von (Bel) Riguardo lustwandelte. Er war nach dem Hoflager des Herzogs gekommen, um diesem seine Aufwartg zu machen, wurde aber nicht angenommen da der Herzog beschäftigt sei und erging sich nun vor den Augen des Hofes in den (weitläufigen) Anlagen, um [d] seine Gegenwart und die Erfüllung seiner Höflingspflicht gleichsam mit Zeugen [zu] beweisen zu können. Bald aber verlor er



## Geraubte Augen.

Novelle.

Eine schwüle Luft, seufzte Ariost, und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Er war nach Belriguardo gekommen, um dem Herzog seine Aufwartg zu machen, und hatte [diesen] (ihn) nicht gefunden. Nun erging er sich auf der Terrasse vor dem Palaste, sei [es] (es) [daß] [[sich in den] [in] um sich den davor ausgebreiteten? Gärten den Lustwandelnden (zerstreuten Hof) zu zeigen auf diesem hohen [P] [Piedestal] (Ort) und sie zu Zeugen seines (Pflicht) Besuches zu machen, weil er [den Herzog] ein [Geschäft] [mit] (an) dem Herzog ([dringendes] Anliegen hatte u? das ihn [zwang] nötigte dessen Rückkehr erwarten [mußte]

Ein bleierner Himmel! Wenn sich nur eine Wolke bilden könnte und ein Gewitter entstände

Er sehnte sich aber herzlich nach seinem kühlen Stadthause, wo [ei] der Beginn einer (grotesken) Mohrenschlacht für seinen rasenden Roland auf dem Pulte lag.

Jetzt rollte es dumpf (lang[sam]) hinter dem [Schluß] Strenzeichen des Parkes. Der Himmel erhört mich, lächelte er.

Irrthum! sagte der Andere, der mit ihm [auf] die Terrasse auf und nieder schritt und sich, eine herculische Gestalt, sich um die Witterung (wenig) [nicht] zu kümmern schien. [Es ist] Es ist der Herzog, der dort hinter dem Wald sein neues Geschütz auf die Probe stellt. Das Spiel dauert ([wird]) schon [sei] zwei Stunden, [oder länger] denn solange bin ich schon hier. Es muß bald zu Ende sein. [Aber, wisset] (Ihr sehet)], Ariost, ich [habe] (halte) behauptete den Vortritt, als der Frühere und auch wegen der Wichtigkeit meines Geschäftes.

Thut mir den Gefallen, Strozzi, und räumt mir (vor euch) nur fünf Minuten ein, (I) ich habe eine einfache Bitte an die Hoheit, (die er gewährt oder abschlägt) und nicht in eigener Sache.



17 Dez. 1889

## Angela Borgia.

Novelle.

Unter den prächtigen Baumschatten von Belvedere erging sich [der ganze ferraresische Hof] in der langen Abendstunde[n] des schönsten Hochsommertages der gesammte Hof von Ferrara, den Herzog erwartend, der in einer Kammer des schlichten Gebäudes, das, [über auf der] (über den) Terrassen sichtbar wurde, mit einigen Baumeistern den Plan zu einem Anstoße des Kleinen Palastes besprach. In den herrlichen Schattengängen verbreitet, bewegte sich eine glänzende Welt (gelassen) von [[schönen] (wandelnden) Frauen und von geschmeideligen Höflingen, zwanglos sich suchend und verlassend, bald nach dem Buche sprechend, [d. h.] nach dem Buche des Castiglione nämlich [de] vom vollendeten Hofmann, bald, wenn eine Wendung des Wegs oder eine verschatt[ende] (ete) Steinbank die Paare vereinzelte, aus dem Eigenen irgend ein verstoßenes Liebeswort oder ein verbotenes [Geschwätz]

(Geheimniß) oder auch eine Verläumdng sich zuflüsternd. Die größte Gruppe (aber) folgte einem Perser, der [mit] die Neuheit des Tages war und von Ariost herumgeführt wurde denn der [f] mit Teppichen handelnde Fremdling ([vorübergehend]) in Venedig niedergelassene Fremdling ([Kaufmann]) [war] hatte es nicht nehmen lassen, den italienischen Dichter zu besuchen, aus dessen Stanzas er (mit [viel] Ergößen) sein (weniges) Italienisch erlernt hatte, [das er mutig gebra] von welchem er, [selbst] in dieser gebildeten Umgebng muthigen [Gebrauch machen] aber Augen Gebrauch machte[n]. Da der [schlaue [Orientale] (Fremdling) sich über manches unwissend stellte, (und verwunderte) was er gründlich kante oder schnell errieth, entstand ein (witziges) [heiteres] Spiel zwischen den geriebenen Italienern und dem noch geriebeneren Orientalen, wo es ungewiß blieb, wer der (natürlich mit der größten Höflichkeit) Gesoppte war. Nicht zu reden von der kostbaren Waare die er in Fülle mitgebracht [u wonach] und in einem Raume der Villa [q] unter der Hut eines kleinen Moren [an] zur Schau gelegt hatte [Die] (Das) eine und andere der schönen Hofweiber hatte (dort) wohl ein begehrlisches Auge auf die[se] herrlich[keit]en [Stoffe] geworfen und (hätte) sie sich wohl von dem den ferraresischen Frauenflor aufrichtig bewundernden Perser mit einem Geschenke [aus] huldigen lassen, aber dieser stellte den Satz auf, etwas daraus [zu verschenken] (in diesem Sinn [umsonst] wegzugeben) wäre eine strafbare Unehreerbietg gegen die von ihm allein beschenkte Herzogin und einer Edelfrau oder gar einer Edelmagd gegenüber eine verwerfliche und freche, ja eine gefährliche Handlg, der sich nur ein Sewissenloser unterstehen könnte. [So] So forderte er die höchsten Preise, die Lächeln erregten. [Hinter dieser lebhaften Gruppe und von ihr in einen Myrtenweg abblegend gingen Hand in Hand]

Jetzt (aber) verstummte die lebhafte Gruppe und vertheilte sich [zu beiden] (auf die) Seiten des Weges, jedes [tt?] tief sich verbeugend, während der Perser (noch dazu) die Arme über der Brust kreuzte.

Die Herzogin kam gewandelt. [Ihr]  $\emptyset$  ([ihr] zur [rechten] [Seite] (Linke) schritt der Kardinal, der (ältere) Bruder (des Herzogs) und hinter ihnen (schritten) seine zwei andern Brüder, der finstere Don Ferrante und der [heitere] (lachende) Don Stulio.

Alle [Augen] (Blicke) hingen an den Vier[en] (Gestalten), deren Verschiedenartigkeit schon, ohne ihre [h] fürstl. Geburt die [Augen] (Beobachtung) [auf sich] gezogen hätte; [der] (leicht) [anmutige] ([leichte]) (schwebende) Wandel der Herzogin, die schlanke Gestalt; — die Helle

ihres [gol] lichten (Gold) Haar (in einen Knoten gebundenen) und die ihres, (die Schlantheit des Halses) der [vollendet] vollkommene Nacken und die unbeschreibliche Freundlichkeit [dieses hellen An] zartgefarbten Antlitzes]

Der leichte Wandel, der schlanke Nacken, das goldene Haar, das [freundliche] (helle) Antlitz mit den zarten Farben verbreiteten rings [He] Licht und Freude (und Wohlwollen) und [Genuß des Augenblickes]



## Angela Borgia.

Novelle.

In den prächtigen Baumschatten von Belvedere erging sich während der langen Abendstunden eines Hochsommertages der gesammte Hofstaat von Ferrara, den Herzog erwartend, der noch mit seinen Baumeistern war, die Vergrößerung des schlichten Kleinen Palastes besprechend, der über den Terrassen und Treppen sichtbar wurde. In den herrlichen grünen Sängen verbreitet, bewegte sich eine glänzende Welt gelassen wandelnder Frauen und geschmeidiger Höflinge, zwanglos sich suchend und sich verlassend, bald nach dem Buch „vom vollkommenen Hofmanne“ sprechend, bald, wenn eine Wendg des Weges oder eine verschattete Bank die Paare vereinzelte, aus dem Eigenen ein verstoßenes Liebeswort oder ein verfängliches Geheimniß oder irgend eine Verläumdg sich zuflüsternd. Die zahlreichste Gruppe aber folgte einem persischen Teppichhändler, der mit seiner gesuchten Waare von Venedig, wo er sich zeitweilig niedergelassen, nach Ferrara gekommen und jetzt die Mode des Tages war. Ben Emin, so hieß er, war ein schöner Mann von ernster und ruhvoller Erscheing, der von seinem Italienisch, das er nicht nur [aus] (im) dem täglichen Umgange sondern auch mit Ergößen aus den Stanzen des Ariost sich angeeignet hatte, einen ebenso mutigen [und] (als) klugen Gebrauch machte. Wenn er nach Belvedere kam, um dem Herzog aufzuwarten, fürchtete [sich] der Orientale nicht, [sich] mit den geliebten Italiänern in ein gewandtes und witziges Redespiel sich einzulassen, wo [es oft ungewiß blieb wer der Gefoppte war], [dann] sich Ben Emin über Manches (ver)wunderte, was er gründlich kannte und [sich] (über) anderes sich unwissend stellte, was er schnell erraten hatte, so daß es ungewiß blieb, wer der Gefoppte war.

Jetzt zogen sie ihn auf mit seiner Frauenbewunderung, die eine [sehr platonische] sei (völlig uneigennützig sei), da er [sich] es nicht über sich bringe, (er, der [an der] mitten in den schönsten Stoffen stehe) [Quelle] stehe, mit einem Geschenke zu huldigen sondern [ihm] (ihnen) lächelnd die höchsten Preise nenne.

Ben Emin (aber) ergriff die Gelegenheit zu einer kleinen Abhandlung, wie er sie liebte. Dieses wäre, sagte er, ein Mangel an Ehrerbietung gegen die allein von ihm beschenkte Herzogin oder (noch) etwas weit Schlimmeres, etwas völlig Gewissenloses



## Angela Borgia.

Novelle.

### I.

In den prächtigen Baumschatten von Belvedere erging sich während den langen Abendstunden eines Hochsommertages der gesammte Hof von Ferrara, den Herzog erwartend, der noch mit seinen Baumeistern war und den Plan zu einer Vergrößerung des schlichten Palastes beriet, der über den Terrassen und Treppen sichtbar wurde. In den herrlichen



Das unaufgeklärte Ende des Hercules Strozzi verbreitete über Ferrara einen tiefen Schrecken, niemand wagte davon zu reden, noch zu flüstern, nicht der Hof, nicht die Stadt, nicht die Verwandten. Der Herzog ehrte den Todten auf jegliche Weise, bestritt die Kosten der Bestattung und leitete [dieselbe] [pe] sie in Person, er trug vierzehn Tage lang Trauergewand, er und die Herzogin, er gab [die] die leer gewordene Stelle des Oberrichters einem älteren Bruder Strozzi's, er machte der verzweifelnden jungen Wittwe einen [Frau] Beileidsbesuch und lobte ihren Entschluß, den Schleier zu nehmen; aber bei allen diesen [Schritten u] s) Bethelligungen war etwas in seiner Miene und in seinen abgemessenen Worten, [daß] das jene Untersuchung, ja jede Besprechung des Geschehenen [streng] verbot, der Herzog legte sozusagen überall und jederzeit den Finger auf den Mund und Ferrara verstummte.



Auch blieb die Ursache unerraten. Niemand konnte sich denken — in diesem unterthänigen Staate — daß Hercules Strozzi, ein Beamter und Begünstigter des Herzogs, sich so weit vergeßen, seinem Herrn entgegenzutreten und den Gehorsam zu versagen und so mutmaßte auch keiner, daß der Herzog ein ihm nach seiner Überzeugung zustehendes Gericht geübt, und [es dem] ([einem]) (sein) innerlich (schweigend u), aber formell [ein] gesprochenes Urteil auf der Stelle und ohne Aufsehen habe vollziehen lassen.

Freilich (daß) Lucrezia oder der Herzog oder (sie) beide mit Hercules Tode verflochten waren, das mußte sein. Anders hätte dieser Mann der Gerechtigkeit und Strenge den Gerichten nicht Halt geboten, sondern im Gegentheile den lässigen gedroht und die säumigen gestachelt. Was [lag da zu Grunde?] (war da im Spiel?) Liebesgeschichten natürlich, [schon weil ([die heimliche Hand] u) und der reizenden und verderblichen Lucrezia Borgia im Spiel war] Man erfann eine Leidenschaft des Herzogs für Barbara Torelli oder der Herzogin für Strozzi und was sich daraus entwickeln [konnte] (ließ).

[Auf] den Dieren aber, welche die Wahrheit wußten, [machte] hinterließ der tragische Fall einen tiefen Eindruck und [sie] alle hatten sie Mühe, ihn zu bewältigen.

(Der blinde) Julius in seinem Kerker, der den Freund [betrauete] (verloren, mußte sich vorwerfen, ihn [in den Tod] mit seinen flehenden Bitten und dringenden Beschwörungen (ohne Wollen aber wirklich) in den Tod gestoßen zu haben. [Doch] Er [beweinte] betrauete ihn von ganzer Seele, aber ohne Reue, denn er glaubte nicht gefrevelt zu haben, indem er ihn der Gefahr aussetzte, [sein] (das) Leben für [ihn] eine gerechte Sache zu verlieren: seit sich seine Lebenskraft durch Leiden und stündliche Selbstüberwindg gestärkt hatte, schien er sich wertvoller geworden und würdiger, das Opfer, auch das größte, anzunehmen. Ja, ihn dünkte, der Freund habe, die [Dämmerung] der Unterwelt seinetwegen betretend, ihm wo nicht das süße Licht, dessen er ewig beraubt bliebe, doch [den] die wärmenden Stralen der Sonne und [die] den Athem der Erde gesichert, denn, war auch der (erste) Versuch [seiner Befreiung] blutig mißlungen, [so] arbeitete doch offenbar (so erschien es ihm wenigstens) eine [gn] hilfreiche und entschlossene Macht an seiner Befreiung, der er es zutrauen durfte, daß sie nicht feiern werde, bis das gute Werk gelungen sein würde. [In der] Dergestalt ermutigte er sich als daß (sich) [daß] er [die Flügel] hätte sinken lassen,

wie es begreiflich gewesen wäre, nach der unnützen Opferung seines Freundes.

Lucrezia dagegen ließ die Flügel [gänzlich] (völlig) sinken [Seit ihrer] Seit Jahren bemüht, die [Bilder] (beängstigenden Vorstellungen) der (alten) Frevler, die sie (gellinde gesagt) mit angeschaut hatte, durch freundlichere Bilder zu verdrängen und zu entkräften, oder sie wenigstens, ihre Aufmerksamkeit auf die Gegenwart heftend, [in] (in [verh] gemiedenen Kammern) erleichen zu lassen, belebten (sie) sich [diese] jetzt wieder mit ihren Mordgeberden und ihrem (Jammerstöhnen) Sterberöcheln [dicht] vor ihren Augen und in ihren Sinne auf eine unerträgliche Weise, denn sie [hatte] (war), genau wie früher, die Mitschuldige eines Mordes geworden und hatte, ganz wie ehemals, [wenig] nicht viel aber doch dazu geholfen; Strozzi, auf den Befehl des Herzogs, zurückhaltend bis der Mörder bereit wäre. So [hatte] (war) die auf sachten und Augen Sohlen sich (selbst) Entfliehende sich plötzlich wieder [gefunden] (selbst) begegnet und die Lucrezia von Rom trat (vor) der Lucrezia von Ferrara, umarmte sie und verschmolz mit ihr. O vergebliche Mühe der Besserung! O Danaidenarbeit!

○ ○ ○

(Hand Betsey)  
Änderungen.

## Angela Borgia.

### 1 Kapitel.

1 Römischer Patriotismus des Kardinals

2 Straf Contrario

Strozzi. Er hätte sie als florentinischer Republikaner vor sein Tribunal geschleppt.

(Hand Meyers, Bleistift):

[Dagegen] Leichter gelang es uns, die Kleinigkeit mit dem von unserm Vater Hercules der Braut zugestandenen Wittthum [anzuführen]. (hinter das Licht zu führen.) Don Ferrante sicherte. Wir schwagten nämlich dem heiligen Vater die (unsere) berühmten Flavianischen Güter auf, die zwar von unserm mantuanischen Fiscus verwaltet [werden] aber ihm von dem Strafen Contrario gerichtlich bestritten werden. Ihr Wissen? von dem [berufenen] (liebenswürdigen Strafen Contrario, dem [größten] (zähften) Widersprecher und Rechthaber in

ganz Italien — und das [ist] (war) es eigentlich, was unserm Vater (dem Herzog) Hercules (daß er [der] sparsamer Vater ist) an dieser Heirat am meisten erfreut hat. [daß es ihm, die] So wurde alles nach der Gerechtigkeit geordnet (und mit welcher Wollust)

\* [heiliger Vater angeführt]

\*\* Heiligkeit überlistet.

(Hand Betfys)

### 10 Kapitel

Bembo und sein Pferd. [Alle. Nachricht über Rom und Neapel] Lucretias Nacht. Erzählung der 2 (?) ersten Monate. Alfonsos Abreise. Lucretia und Kardinal. Die ersten Monate des Jahres. Aussicht auf das Kommen Cesares — Korrespondenz Lucretias. Federigo beim Papst. Der „Kanzler ihres Bruders“ Alfonso bemüht sich dafür daß ihn der Papst gleich im Stillen erdroffeln lasse. — Der Kardinal will vor seiner Abreise ein dipl. Meisterstück liefern. — [Wie er Lucretia gegenüber] ft. Federigos 2ter Brief (von Cesare) ist an Lucretias Adresse. Er fordert Strozzi (direkt) Szene zwischen Lucretia und Strozzi. (Angela dabei) Wiederholte Szene zwischen Kardinal und Lucretia. Sie wundern sich wo Strozzi sei und wissen beide wo er ist. — Vision von Cesares Tod Frühling. Maultiertreiber

Don Loys de Beaumont

Grafen von Lerin

im Schlosse Diana

### 11 Kapitel.

Der Herzog bringt die Todesnachricht — —

Schluß: Tod Strozzi — Der unnütze Turm

(Hand Meyers):

Das Boskett stand [leer] (verlassen) und ein greller Blitz rötete (plötzlich) den gefesselten Amor. Die Wolken hatten sich geballt, ein Windstoß fuhr (beugte die) Baumwipfel, [der Sturm bog der Himmel öffnete sich] Blitze kreuzten, der Himmel wurde zu roter Lohe (und [zuletzt] ♂) ([überschwemmten]) und gewaltige Regenstürze wuschen [den] [mit] die mit Blut und [Sünde] ([Frevel]) (Sünde [verunreinigte]) [beflekte] ♂ Stätte.

## Korrigenda

- S. 29** 3 Z. v. o. Prädicanten: l. Praed; 7 Z. v. o. heit): l. heit des)), protest Schlichtheit: l. (protest Schlichtheit); 8 Z. v. o. säcularisirten: l. saecularisirten; 9 Z. v. o. [leg] (an: l. ([leg] an; 12 Z. v. o. an; l. a[einer] n; 15 Z. v. o. unbetheiligt: l. unbetheiligt; 19 Z. v. o. statt: l. statt; 24 Z. v. o. That: l. That.
- S. 30** 2 Z. v. o. zulenkte: l. zu lenkte; 5 Z. v. o. Hinrichtung: l. Hinrichtg; 9 Z. v. o. Menschenverachtung: l. Menschenverachtg; 10 Z. v. o. einen: l. einer; 13 Z. v. o. daselbe: l. das selbe; 19 Z. v. o. verlassend: l. verlassend; 25 Z. v. o. er Lüge: l. Lüge er.
- S. 31** 11 Z. v. o. verlassend: l. verlassend; 16 Z. v. o. Tausenden: l. Tausenden [h]; Reformator: l. Reformator; 29 Z. v. o. (Geschichte) in: l. (Geschichte) [in d] in; 30 Z. v. o. Hinrichtung: l. Hinrichtg; 31 Z. v. o. Wiedertäufer: l. Wiedertäufer.
- S. 32** 2 Z. v. o. ruhenden) Seeflut: l. ruhenden) [Flut] Seeflut; 3 Z. v. o. ruhig): l. ruhig); 4 Z. v. o. [ein nicht leicht: l. [ein Gef] im [nicht leicht; 5 Z. v. o. vollk.]: l. vollk. k.]; 6 Z. v. o. rückwärts: l. r[au]ückwärts; 17 Z. v. o. Prädicantenstyl: l. Praedic; 18 Z. v. o. wissen: l. wissen; 19 Z. v. o. handlung: l. handlg; Ehebruch [f] Sache: l. Ehebruch [s ha] sache; 21 Z. v. o. entfaltet!: l. entfaltet [, die in]!; 22 Z. v. o. unferer: l. unferer.
- S. 33** 4 Z. v. o. Denn: l. Denn [d]; auch: l. euch; 7 Z. v. o. einschlugen: l. ein [h] schlugen; 8 Z. v. o. (Dein): l. (Dein); 9 Z. v. o. Statt seinen: l. Statt [S] seinen; 11 Z. v. o. [un] ladet in: l. [un] in; 12 Z. v. o. damit in: l. damit in [L]; Haltung: l. (Haltung); 16 Z. v. o. geschehen: l. geschehn; 19 Z. v. o. Unmuth; l. Unmuth; 24 Z. v. o. Jugendfreund!": l. Jugendfreund!
- S. 34** 6 Z. v. o. haßest: l. haßest; Zweiten: l. zweiten; 10 Z. v. o. Wagnisse: l. Wagnisse; 14 Z. v. o. (bes.): l. (bes); 15 Z. v. o. ein.: l. ein; 20 Z. v. o. deinem: l. deinen; 24 Z. v. o. Sattung: l. Sattg; 27 Z. v. o. sittl. so: l. so sittl.; 31 Z. v. o. an: l. [an]
- S. 35** 3 Z. v. o. eine: l. (eine); 4 Z. v. o. [junge]: l. ([junge]); sichtlich): l. sichtl.; 5 Z. v. o. [edel]: l. [edel] (edel); fein)): l. fein) (zart); 8 Z. v. o. Erstaunens: l. Erstaunens; 10 Z. v. o. von im: l. von ihm [im]; 14 Z. v. o. [das] sein: l. [da] (sein); und: l. und.;; 15 Z. v. o. göttl.: l. göttl.; 19 Z. v. o. ([Abend]): l. ([Abend]); 20 Z. v. o. Münstet: l. Münstet; 31 Z. v. o. gewandten: l. (gewandten)
- S. 36** 2 Z. v. o. es mochten: l. es mochten (von dem); 6 Z. v. o. ehrbare: l. ehr[wä]bare; 13 Z. v. o. gewöhnlichen: l. gewöhnl.
- S. 72** Punkte einzusetzen nach III Der Chorberr, V Beguine, VI Violante, XI Die Einsamkeit; ebenso nach 4 Sträfin; 6 rathab: l. räch ab; 8: l. [7] 8; 9: l. [8] 9
- S. 73** 10: l. [9] 10 } 1 Vereinsam  
2 [1] Szene in Bänden  
3 [2] [Sze] der Disconte; 7 Z. v. o. Krieg.: l. Krieg  
[Schluß: l. [Schluß]

- C. 3 Die Sträfin: l. (die Sträfin); 4 Die Böde: l. die Böde; Blunshly: l. Blunshly; Der Sforzeske +: l. Der Sforzeske; 5 Hämmerlin: l. Hämmerlin; Bruna: l. Bruna; 6 Lomis: l. Lomis; 7 Andeutg: l. andeutg; 9 Zürich: l. 9. Zürich; 11 Bänden: l. Bänden; 12 Der Visconte: l. Der Visconte; 13 Szene mit dem Becher: l. Szene mit dem Becher; 16 gefangen: l. gefangen; 18 Der: l. der; 19 Violante +: l. Violante +; Hämmerlin +: l. Hämmerlin +
- S. 74** I Kapitel: l. Erstes Kapitel; 2 3. v. o. überdeckten: l. überbauten; 3 3. v. o. beherrschende: l. beherrschenden; 6 3. v. o. erwarteten: l. erwartete; 7 3. v. o. des: l. der; 10 3. v. o. freundliche: l. fröhliche; 28 3. v. o. rothblonden: l. rothblondem
- S. 75** 3 3. v. o. Brustkreuz: l. Brustkreuze; 4 3. v. o. Stirne: l. Stirn; I Kapitel: l. Erstes Kapitel; 13 3. v. o. geläuteten Slocken: l. geläuteten (unten am) Slocken; 14 3. v. o. Bergfelsen: l. Burgfelsen; verkündeten: l. verkündigten; 15 3. v. o. Torbogen: l. Thorbogen; 17 3. v. o. wurde: l. (wurde); 21 3. v. o. neckischem: l. neckendem; 24 3. v. o. Furcht: l. Furcht; 27 3. v. o. (verwilderten) Barte: l. (verwilderten) Barte
- S. 76** 1 3. v. o. misgmutig: l. misgmutig; 3 3. v. o. rötlich: l. rötlich; 9 3. v. o. hielt: l. hielt [en]; 17 3. v. o. geriet: l. gerieth; 23 3. v. o. Taufsen: l. Taufsen; 29 3. v. o. Rothkopfe: l. Rothkopfe; ein: l. ein; 34 3. v. o. (raten): l. (rathen); 36 3. v. o. und bei jedem: l. und jedem; 37 3. v. o. vorzubalten [das]: l. vorzubalten. [das]
- S. 77** 3 3. v. o. wütender: l. wüthender; 4 3. v. o. Fäusten: l. Fäusten [,]; 8 3. v. o. rote: l. rothe; 12 3. v. o. mußte): l. mußte); Dann: l. dann; 16 3. v. o. [dieses: l. diesen; 18 3. v. o. Thore: l. Thore [,]; 21 3. v. o. einbrachten: l. (einbrachten); 22 3. v. o. Köhlein [n]: l. Köhlein; 28 3. v. o. fernhalten: l. fern halten; 32 3. v. o. roten: l. rothen
- S. 78** 8 3. v. o. einwenig: l. ein wenig; 11 3. v. o. mich!": l. mich."; 13 3. v. o. Burgherr: l. Burgherr; 14 3. v. o. „Nein!": l. „Nicht!"; 15 3. v. o. erkälten:": l. erkälten; 15 3. v. o. Kaiser: l. Herr; 16 3. v. o. Edelknabe: l. Edelknaben; 17 3. v. o. durch: l. durch; 18 3. v. o. vor „Wie ein a linea; 19 3. v. o. Edelknaben: l. Edelbuben; benügt: l. benügt; 21 3. v. o. Majestät und: l. Majestät; 24 3. v. o. Bürgermeister!": l. Bürgermeister; 31 3. v. o. ich: l. (ich); 32 3. v. o. Abt!": l. Abt; grüßte mit: l. grüßte ihn mit; 33 3. v. o. Euerem: l. Euerm; 35 3. v. o. Mut: l. Muth; 36 3. v. o. Abt:": l. Abt
- S. 79** 1 3. v. o. „Und: l. Und; II Kapitel: l. Zweites Kapitel; 18 3. v. o. Es ist wahr: l. (Es ist wahr); 21 3. v. o. Rebellscher: l. Rebellsche; 23 3. v. o. Euren: l. Euern; Hirtenstab: l. Hirtenstab. —; 24 3. v. o. Becher: l. [beim] Becher; 25 3. v. o. Euerem: l. Euerm; 26 3. v. o. her!: l. her.; 27 3. v. o. Mahl: l. Mal; 28 3. v. o. widerter: l. wiederte; 29 3. v. o. waschen:": l. waschen"; 35 3. v. o. freudig, „ich: l. freudig." Ich; 36 3. v. o. [nüsse]: l. nüsse
- S. 80** 11 3. v. o. erzählt: l. erzählt; 15 3. v. o. Kommen!": l. Kommen!" —; 18 3. v. o. „Semein: l. „Semein; 26 3. v. o. Wortspiel: l. Wortspiele
- S. 81** Toggenburg: l. Toggenburg; 5 3. v. o. und darüber: l. und und darüber; 11 3. v. o. Stimmung: l. Stimmung; unverholene: l. unverholene; 12 3. v. o. Fröhlichkeit: l. Frohlichkeit; 14 3. v. o. Faschingslaune zeigte: l. Faschingslaune und wechselte; 15 3. v. o. melancholisch: l. melancholisch; 16 3. v. o. Sebieter: l. Sebieter; 17 3. v. o. [breitschultrig]: l. [breitschult]; 19 3. v. o. Umgeb.: l. Umgeb.; 24 3. v. o. Burgherrn: l. Burgherrn; 30 3. v. o. andere: l. Andere;

- hochgewachsen: l. hoch[ge]wachsen; 31 Z. v. o. [dem] [feierlich]: l. [dem] und [feierlich]; Rüstug: l. Rüstg; 32 Z. v. o. Haltug: l. Haltg
- S. 82** 9 Z. v. o. den: l. dem; 16 Z. v. o. Stimmung: l. Stimmg; 20 Z. v. o. zur: l. zu[m]r; 21 Z. v. o. Gruppe: l. Gruppen; 23 Z. v. o. Auge: l. Auge; [waren]: l. [wäre]; 26 Z. v. o. [hatte]: l. [hatte {}]; [schlimme]: l. [schlim]; 30 Z. v. o. Zeit: l. Zeit; behauptet] und: l. behauptet [und
- S. 83** Toggenburg: l. Toggenburg; [Die Schattenburg]: l. [Die Schattenburg]; 2 Z. v. o. trug: l. trägt; 6 Z. v. o. trug: l. trug; 11 Z. v. o. Stimmung: l. Stimmg; 15 Z. v. o. (ineinemfort): l. (in einem fort); 18 Z. v. o. Umgebng: l. Umgeb; 22 Z. v. o. (er): l. (er und); 28 Z. v. o. unbeschädigt: l. unbeschädigte
- S. 84** 2 Z. v. o. Feind: l. Feind [et]; 5 Z. v. o. Schlacht: l. Schlacht, am wildesten; 8 Z. v. o. dann: l. dan; ganz]: l. ganz; 9 Z. v. o. Sinne: l. Sinne; Überzeugng: l. Überzeug; redete: l. redeten; 11 Z. v. o. Herbsttag —: l. Herbsttag; 14 Z. v. o. absprangen: l. absprangen; 17 Z. v. o. Landsleute: l. Landleute; 18 Z. v. o. abschlagen: l. abgeschlagen; 19 Z. v. o. Länd[l]ern: l. Länd[h]ern [hi]; 23 Z. v. o. tief:: l. tief; 24 Z. v. o. jene: l. jene; 25 Z. v. o. denn ð; schluckte: l. verschluckte
- S. 85** einzusetzen oben: Hand Frig Meyer; II: l. Zweites; I: l. Erstes; 13 Z. v. o. streckte. Dort: l. streckte, dort; 21 Z. v. o. auf] niedrigen: l. auf] [einen] (einen) niedrigen); 22 Z. [?]: l. [ruhende]; gefüllten Kufen: l. gefüllte Kufe; 26 Z. v. o. Ruf: l. Rufe
- S. 86** 2 Z. v. o. Beeren: l. Beeren; 18 Z. v. o. verengten: l. verengten; 23 Z. v. o. (— sich jagend und haschend —): l. (sich jagend und haschend); 26 Z. v. o. mied [sich]: l. mied, [sich]; 28 Z. v. o. um: l. ohne
- S. 87** 5 Z. v. o. zusammenzog: l. zusammenzog; 8 Z. v. o. liegendem: l. liegenden; 9 Z. v. o. brausenden: l. brausendem; 12 Z. v. o. gefüllten Kufen: l. gefüllte Kufe; 20 Z. v. o. Gewächs: l. Gewächs
- S. 180 und 181:** Punkte einzusetzen nach I, 4 Anjou; II ermordet; III Murel; IV, Concil, Nachricht, gleichg —, Lombarden  
1 Z. v. o. [mit] den: l. [mit den]
- S. 182** 3. 23 v. o. verschworen: l. Verschworen
- S. 183** 9 Z. v. o. sie: l. sie; 21 Z. v. o. [meine]: l. [meine] ð; 26 Z. v. o. wiederum: l. wiederum.
- S. 184** 13 Z. v. o. Mund: l. Mund; 14 Z. v. o. redete: l. redete; 23 Z. v. o. Vorwürfen: l. Vorwürfen.
- S. 185** 18 Z. v. o. herzlich: l. herzlich; 25 Z. v. o. weiße [r]: l. weiße [r] m; 26 Z. v. o. des: l. der; 28/29 Z. v. o. [die schwarze Burg]: l. ([die schwarze Burg]); 29/30 Z. v. o. den Dienst eines Begleiters zurückweisend: l. (den Dienst eines Begleiters zurückweisend)
- S. 187** 1 Z. v. o. glaubt: l. glaubt [n]; 3 Z. v. o. Ehrerbietung: l. Ehrerbietg; 4 Z. v. o. dem: l. den; 11 Z. v. o. sich: l. sich [f] [l]; öffentl: l. öffentl.; 13 Z. v. o. Kloster: l. Kloster; 24 Z. v. o. (allmä): l. ([allmä]); 32 Z. v. o. sanftmütigen: l. sanftmütigen; 27 Z. v. o. seinem: l. seinen
- S. 188** 1 Z. v. o. Haffes: l. Haffes; 4 Z. v. o. [gelesen]: l. [gelaßen]; 7 Z. v. o. übergeföhrt: l. über geföhrt; 10 Z. v. o. Der: l. [Der]; 15 Z. v. o. erfüllt: l. erfüllt: [K]; 17/18 Z. v. o. (gegenseitigem): l. ([gegenseitigem]); 19/20 Z. v. o. ([betrogen]): l. (betrogen); gemacht: l. gemacht (e); 31 Z. v. o. (wozu): l. (wo [zu]); 34 Z. v. o. liegt: l. liegt. [S]

- S. 189 2 Z. v. o. Myrrha. Euphemia. in bef. Zeile.
- S. 190 2 Z. v. o. Aber  $\vartheta$ . 15 Z. v. o. Res: l. Ref; 30 Z. v. o. ent: l. Ent; Besser: l. Besser
- S. 191 3 Z. v. o. wissen: l. wißen; 15 Z. v. o. zurückkehren: l. zurück[ge]kehren; 18 Z. v. o. (er küßt sie): l. (er küßt sie
- S. 192 1 Z. v. o. fernzubalten: l. fern zu halten; 16 Z. v. o. zusammen reisen: l. zusammenreisen; 21 Z. v. o. (Wehre dich): l. (Wehre dich.)
- S. 194 2 Z. v. o. sagen: l. sage [t]n; 3 Z. v. o. glaublich: l. glaublich.; 10 Z. v. o. kann: l. kann.; 34 Z. v. o. doch horch, Geräusch: l. [doch] horch, [Geräusch]
- S. 195 14 Z. v. o. niederziehend: l. niederziehend.
- S. 196 15 Z. v. o. wisse: l. wiße; 18 Z. v. o. Finger: l. Finger.; 30 Z. v. o. sondern: l. sondern
- S. 197 13 Z. v. o. ein feindliche: l. einen feindlichen; 15 Z. v. o. aus]: l. aus] der; 22 Z. v. o. erwiedert,: l. erwiedert [n]; 28 Z. v. o. von: l. [von]; 30 Z. v. o. weltfern] schenkte: l. weltferne] ([schl]) schenkte
- S. 198 15 Z. v. o. merksam: l. merksam; 21 Z. v. o. risset: l. rißest; 26 Z. v. o. dessen: l. deßen; 30 Z. v. o. ein: l. eine
- S. 199 5 Z. v. o. unruhig: l. unruhig; 10 Z. v. o. eine mit (auf): l. ein mit; 17 Z. v. o. That.: l. That.; 22 Z. v. o. vorausgeeilt: l. vorausgeeilt [end]; 27 Z. v. o. [vorstreckend]: l. (vor)streckend; lächelte.: l. lächelte.; 31 Z. v. o. Lektüre: l. Lektüre; 37 Z. v. o. schaffen.: l. schaffen:







